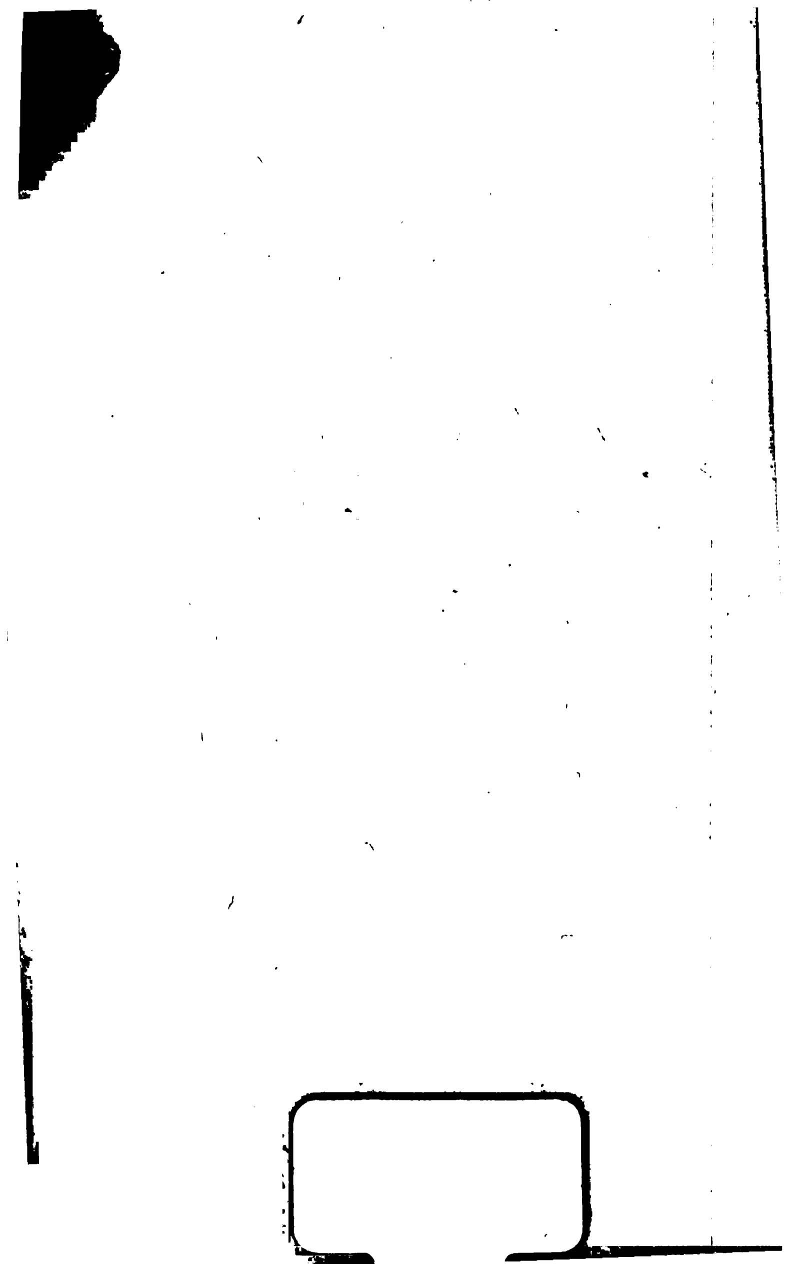
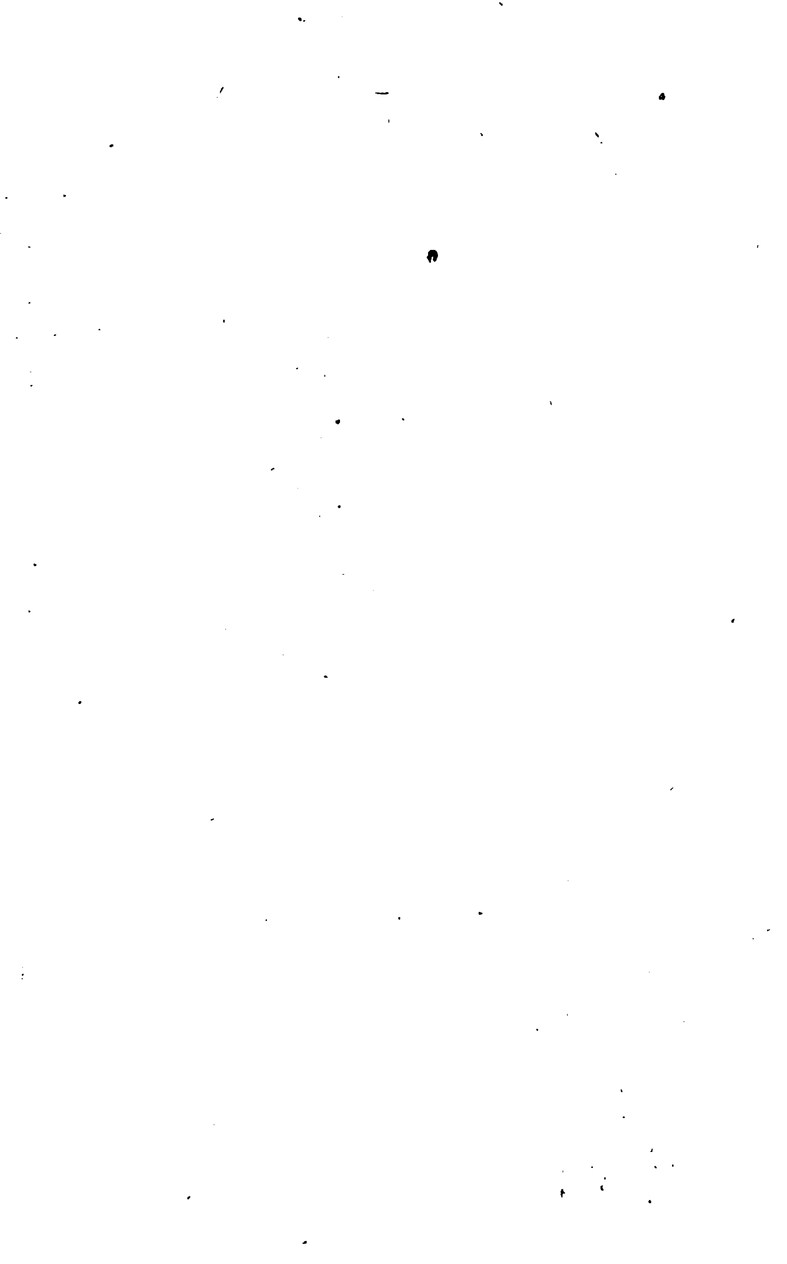
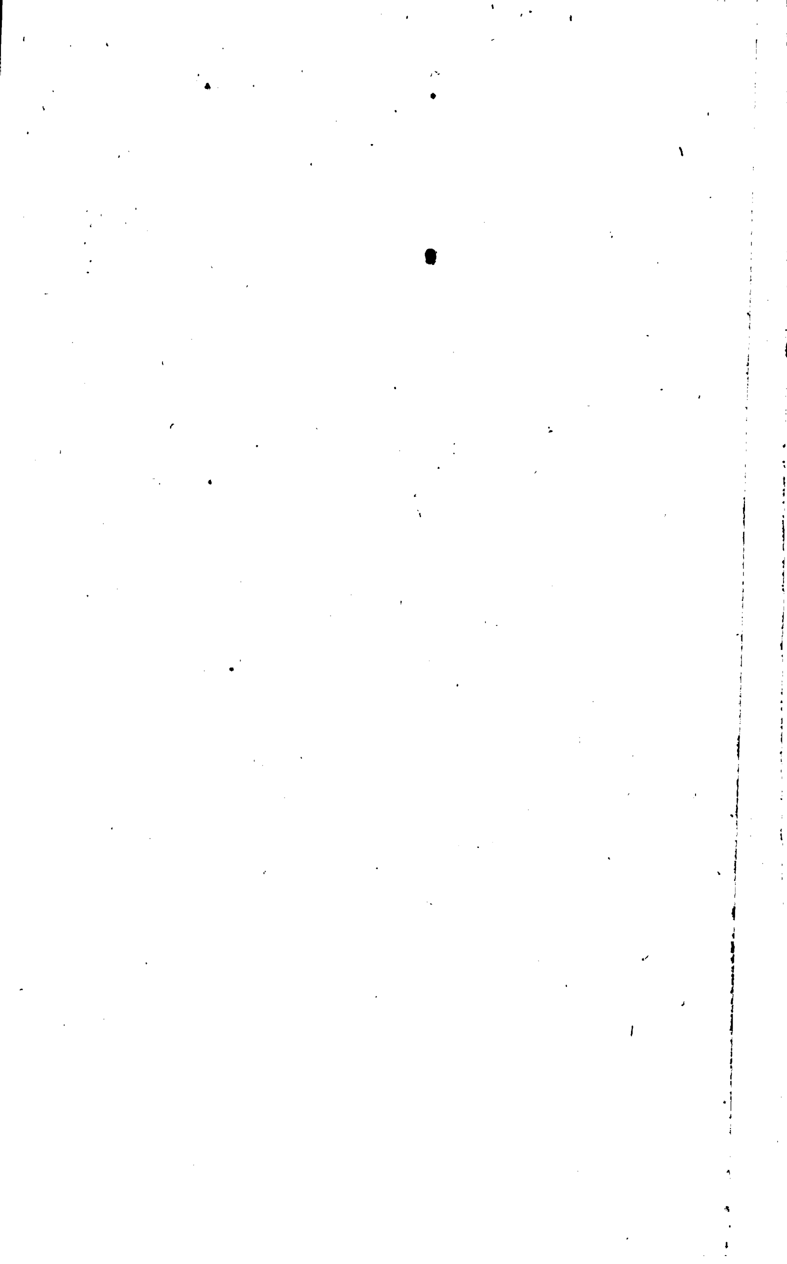
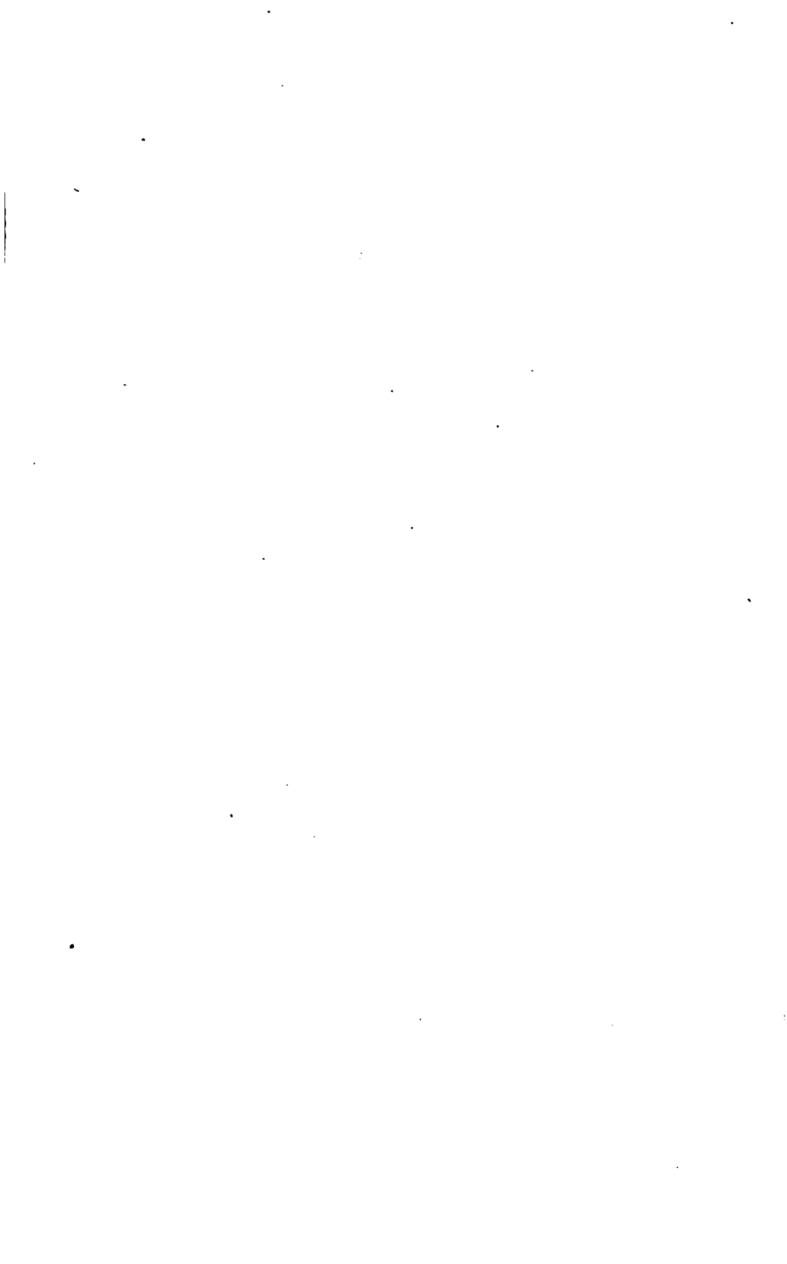
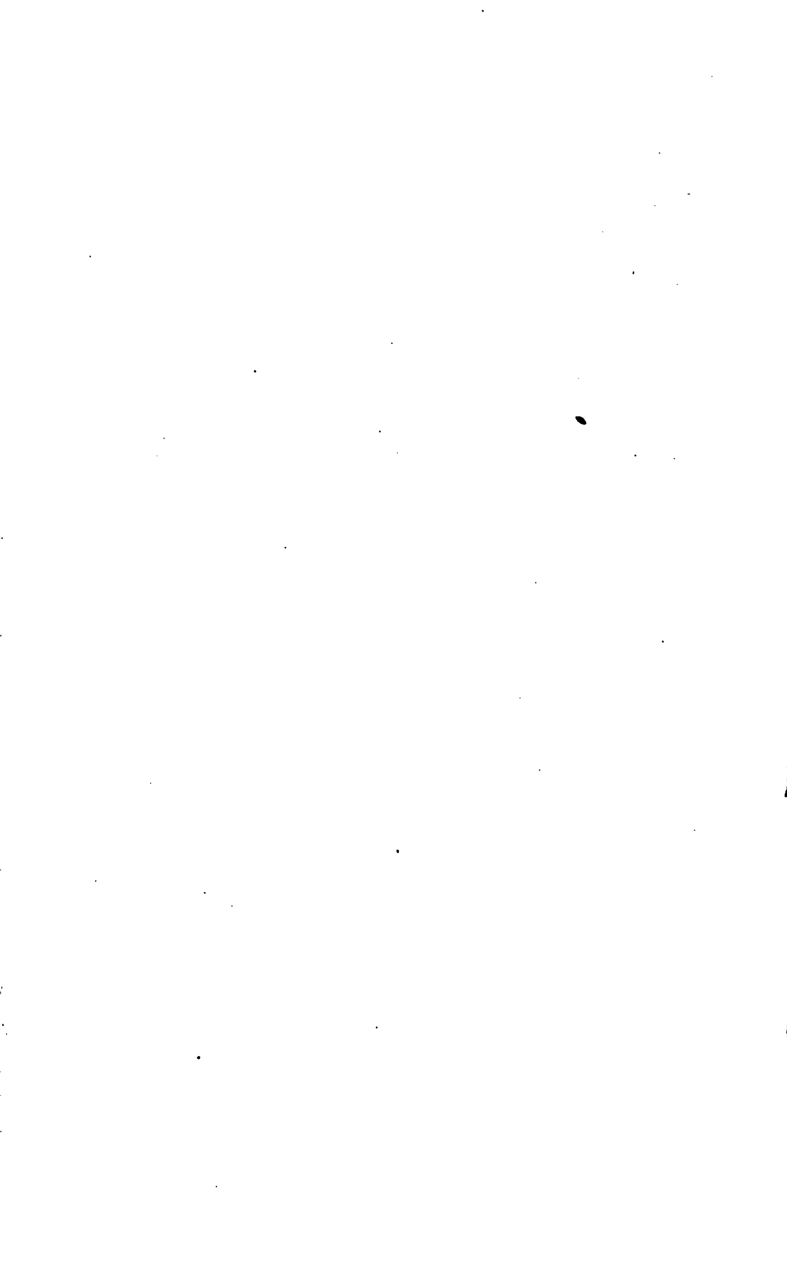










Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Neunzehnter Band.

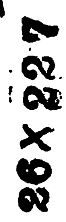
Stuttgart und Augsburg.

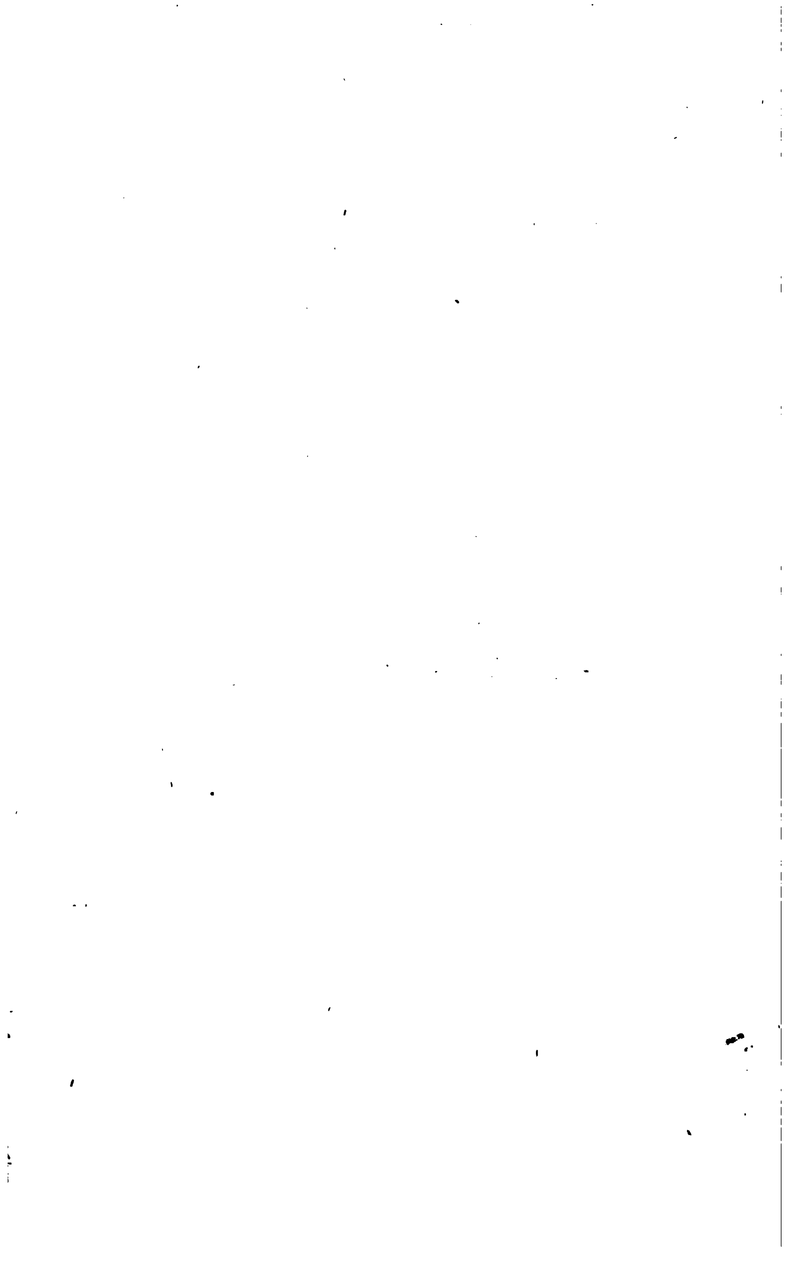
J. G. Cotta'scher Verlag.

1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.





Rudolph und Elisabetha.

Ein Idyll aus der gebildeten Welt.



I.

„Wo ist die Straße Sanct-Marien am Capitol?“ fragte ein junger Mann im Reisekleid eine muntere vollwangige Kölnerin, die eine Art fliegender Haube, Kappesblättchen genannt, auf dem glattgescheitelten und in einer einzigen vollen Welle zusammengehaltenen Haare trug.

„Da jehn Se durch dat Pförtchen und dann reechts.“

Rudolph dankte, ging durch das in byzantinischem Styl gebaute Pförtchen und trat dann in die von ihm genannte Straße. Es war in den ersten Tagen des Septembers 1841, dessen sommerliche Kraft für die regnerischen Tage der eigentlichen drei Sommermonate zu entschädigen schien. Heiße Mittagsruhe lag auf der Straße, an deren einen Seite eine Reihe von Bäumen stand. Rudolph stand eine Weile still sich erholend. Mit besonderer Theilnahme betrachtete er diese ganze Umgebung: hier ging sein Freund Karl in Freud und Leid aus und ein, Alles umher hatte ihm eine Weihe, denn der Blick des Freundes hatte darauf geruht. Rudolph fühlte eine nie gekannte Aufregung seines ganzen Innern, seine Pulse zitterten, seine Wangen glühten, es war ihm, als ob er plötzlich in neue

Lebensluft gehoben wäre; das war mehr, als das Wiedersehen seines innigsten Jugendfreundes in ihm anfachen konnte, und doch konnte es nichts anderes sein; seine Hände in einander legend, gleich als ob er die Hand seines Freundes dazwischenfasse, sprach er zu sich: „selig, wenn du ihn wiederfindest, wie du ihn einst gefunden, und ist er anders geworden, die Liebe soll sich gleich bleiben."

Er hatte die Hausnummer gefunden und trat in das Haus, er las den Namen seines Freundes Dr. jur. Karl Meurer an einer Thüre, er klopfte an, Niemand öffnete, er klopfte mehrmals an allen Thüren, sie blieben verschlossen; unwillig ging er den Hausflur auf und ab, er vernahm nichts als den Schall seiner Tritte, er überlegte, was er nun in der fremden Stadt beginnen solle. „Das Schicksal will's nicht und es ist nicht gut," sagte er sich, „daß wir in unseren Mannesjahren uns in so jünglinghafter Aufgeregtheit wiedersehen; dieses stürmische Brausen muß erst in mir verklingen." Er stand an die Pfoste der Hausthür gelehnt und blickte gedankenvoll drein. Eben war er im Begriff wegzugehen, als er nochmals fast unwillkürlich zurückkehrte und an die nächste Thüre klopfte, da hörte er das Rauschen eines Gewandes, rasche Schritte, ein Riegel wurde zurückgestoßen, die Thüre öffnete sich — ein wunderbar liebliches Mädchen mit hochglühenden Wangen, deren Röthe fast bis in die Augen hineinragte, stand vor ihm. Wie vom Blitz getroffen stand Rudolph da; auch das Mädchen blickte ihm betroffen in's Antlitz, mit der einen Hand hielt es das flatternde Busentuch um

den halbentblößten Nacken fest, in der andern Hand hielt es ein Buch. So standen die Beiden eine Secunde stumm einander gegenüber, endlich gewann Rudolph die Fassung wieder und fragte:

„Wohnt hier nicht Frau Meurer?"

„Ja, sie ist ausgegangen."

„Und Herr Dr. Meurer?"

„Mein Bruder ist auf dem Handelsgericht, er kann aber jeden Augenblick kommen."

„Sie sind also seine Schwester? das ist mir lieb," sagte Rudolph rasch, „ich bin sein Freund, Sie erlauben wohl, daß ich ihn erwarte," setzte er eintretend hinzu.

Das Mädchen war verblüfft und blickte schüchtern zur Erde, zaudernd hielt es die Klinke der Thüre in der Hand und zuckte sichtbar zusammen, als sie in das Schloß fiel; noch einmal schlug es die Augen auf und schaute fragend und verlegen auf den Mann, aus dessen Antlitz eine so seltsame milde Beweglichkeit und sichere Treuherzigkeit blickte. Ohne es zu wissen, nickte das Mädchen bejahend.

Rudolph setzte sich nun von der Reise ermüdet und von der Aufregung angegriffen auf einen Stuhl, das Mädchen legte das Buch offen auf das Nähtischchen und setzte sich, unruhig umherblickend, auf die Tribüne am Fenster.

„Sie wohnen hier in einer Straße von welthistorischem Namen," begann Rudolph. „Sanct-Marien am Capitol, das begreift die beiden größten Perioden der Weltgeschichte in sich."

„Wir wohnen aber hinter Sanct-Marien am Capitol,“ sagte das Mädchen, verlegen aufstehend und sich gleich wieder setzend.

Der einfache Treffer dieser Erwiderung machte das Antlitz Rudolphs noch heller leuchten.

Eine Pause war eingetreten, das Mädchen nahm die vor ihm liegende Stickerei zu Hand und wollte die Nadel einfädeln, aber die Hand zitterte; es preßte die Lippen ein und athmete tief, dann legte es den Seidenfaden in das vor ihm aufgeschlagene Buch und dieses auf das Sims.

„Ich habe Sie in der Lectüre gestört,“ sagte Rudolph, „darf ich wissen, wen ich verdrängte?“

Gleich als müßte das so sein, reichte das Mädchen Rudolph das Buch und sah dann verwirrt zum Fenster hinaus.

„Ah! Münchhausen von Immermann, das ist ein herrliches Buch!“ Er schlug das Blatt auf, wo der Seidenfaden lag, es war die Stelle, wo Lisbeth und der Jäger sich einsam in der Kirche eingeschlossen finden und sich überstrahlt von Gottes heiliger Sonne am Altare trauen. Rudolph konnte kein Wort mehr sprechen, es däuchte ihm eine wunderbare Fügung, ein gnadenreiches Symbol, wie er sich hier fast ebenso mit einem Mädchen zusammen fand, dessen erster Blick in seinen tiefsten Seelengrund gedrungen war; wie gern wäre er ihr um den Hals gefallen und hätte gerufen: Lisbeth, meine Lisbeth! aber er hielt an sich und auf das Buch blickend las er nicht mehr, die Gestalten standen vor seiner Seele, er selber war dabei; er

athmete laut und das Mädchen blickte noch immer schweigend nach dem Fenster. — Zwei Menschen, die sich noch nie gesehen, saßen hier und sprachen kein Wort, aber ein dritter Verstorbener schwebte wie die verklärende Sonne über ihnen und ließ ihre Seelen in einander wurzeln.

Durch eine eigenthümliche Ideenverbindung sagte dann Rudolph wieder: „Der Tod Immermanns hat gewiß auch hier den tiefsten Schmerz erregt.“

„Wohl, aber es ist schrecklich, wie bald ein Name verklungen sein kann; ein paar Tage, ein paar Wochen nach seinem Tod sprach man von dem herben Verlust, aber dann muß die Welt immer wieder etwas anderes haben, und der Name des Mannes, der so viel war für die Welt, wird kaum mehr genannt; bei allen Anlässen sollte man die Namen der Guten nennen und ihr Andenken preisen.“

„Ich hatte auch einmal diese Idee,“ sagte Rudolph, „jede Stadt, jede Provinz, jede Nation sollte alljährlich ihre heilige Geschichte recapituliren, indem man ein Todtenamt für alle guten und großen Geister hielte; die Oratorien, die man fast überall jährlich aufführt, und die gewissermaßen einen weltlichen Gottesdienst bilden, gäben hiezu den schönsten Rahmen.“

„Nun? warum bringen Sie denn diese Idee nicht zur Ausführung? das wäre ja herrlich!“ —

„Es ist nicht ausführbar, weil nach den heutigen Constellationen die Kirchen- und Staatspolizei das Wort an sich reißen würde; wie wenig Namen würden da genannt werden, und oft die besten nicht. Sodann ist

es aber auch nicht nöthig. Wozu soll's, die vergänglichen Namen festzuhalten? Die Denkmale brauchen nicht egoistisch in freier Luft zu stehen, sie müssen zu Standsäulen eines großen Baues werden ohne weiteren Anspruch als den, mit zu tragen und zu schmücken; wir dürfen nicht über Mangel an Pietät klagen, wenn man zum Bau neuer Heiligthümer alte Grabsteine einfugt; ihre Inschriften soll man ehren, aber die feste Tragkraft muß sich einfugen lassen zum neuen Bau; und verwischt auch die Zeit einen Namen, was thut's? Ist der Gedanke, das Gefühl, das Leben eines großen Geistes aufgegangen in Leben und Geist der Mit- und Nachwelt, so lebt er für alle Zeiten: jede Brust, die sich hebt durch ihn, jedes Herz, das sich stärkt durch ihn, lobt ihn, wenn es auch seinen Namen nicht nennt und nicht kennt. Gerade wie wir Gott und die Güte der Natur nicht bei jedem Genusse zu loben und uns ihrer zu erinnern brauchen: der freudige Genuß und das selige Empfangen ist das beste Erinnern in der eigentlichen Bedeutung des Worts."

„Sie scheinen mit meinem Bruder ganz gleiche Ansichten zu haben?"

„Wir fanden uns in Liebe und jugendlicher Zuneigung, und erkannten erst dann mit seliger Freude, wie unsere Seelen sich in gleichen Accorden bewegten, gleich zwei Stimmen, die verschieden an sich, traut in einander schmelzen." —

„Die Männer sind auch in Freundschaftsbeziehungen freier und bevorzugter, sie stehen draußen im großen

Leben und erobern sich in unabhängiger und rücksichtsloser Wahl ihre Freunde; wir Mädchen sind auch hierin vom Zufall und der Convenienz abhängig, die uns in einen kleinen Kreis stellen."

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein, Sie werden mir es wohl nicht als Männeraristokratie deuten, wenn ich behaupte, daß Freundschaft fast nur eine Männertugend ist."

„Tugend? das kann ich nicht zugeben, wir haben die Fähigkeit auch, nur ist sie nicht so geübt und angewendet."

„Sie sind eine strenge Grenzwächterin und lassen keine Contrebande ein," sagte Rudolph mit lächelnder Freude, „ich nehme aber hier Tugend blos in dem Sinne: als zur Entfaltung gelangte Fähigkeit. Vorerst erzählt uns die Geschichte blos von Männerfreundschaften."

„Weil eben blos die Männer Geschichte schreiben."

„Und wohl mit Recht," sagte Rudolph, „da auch sie blos Geschichte machen; die alten Griechen waren consequent, und, abgesehen von der Frauenwürde, hatten sie auch auf dem Theater keine Actricen, die Männer spielten auch die Frauenrollen."

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme," sagte das Mädchen über und über erröthend, „ich wollte nichts von einer andern Stellung der Mädchen sagen; ich meinte nur, daß wir auch Freundinnen sein könnten."

„Aber ganz anders als Männer. Beachten Sie vor Allem: es ist mehr Zufall und Angewöhnung, die die Mädchenfreundschaften schließen; eine Nachbarschaft,

gewisse Gleichheit der Stände, ähnliche Beziehungen in der Stadt und besonders ein altes Verhältniß zwischen den Eltern und den Familien bedingen meist ihren Ursprung. Das Mädchen muß seine Freundin bald in's Haus ziehen, es treten hier weit mehr Rücksichten und Eingriffe der Eltern ein, als bei dem Knaben, der mit seinen Gespielen in Feld und Wald und vor den Thoren sich umhertreibt. Bei einem Mädchen ist Anstand und Sitte die höchste Rücksicht der Erziehung, bei einem Knaben Kenntniß und Kraft; ein Mädchen von ganz niederem Stande kann mit einem andern aus dem gebildeten Stande fast unmöglich umgehen, ein Knabe aber wohl, gewissermaßen trägt er sein Rang- und Standesdiplom in der Schultasche. Nehmen Sie sodann nur das thatsächliche Beispiel: bei Mädchen ist meist die Schwester die intimste Freundin, bei Männern ist selten der Bruder auch der Freund! — In der Zeit der Ueberschwänglichkeit, der Schwärmerei, ist die Freundschaft zwischen Mädchen ganz dieselbe wie die zwischen Jünglingen; sie beruhen beide auf gleichem unnennbarem und unbewußtem Drang. Das Mädchen wird in der Erfüllung seiner Bestimmung aus einem Familienglied zu einem Familienoberhaupt, es sind stets dieselben jetzt nur anders gestellten Beziehungen, in denen es gehalten bleibt; der Mann aber ist schon vor der Ehe frei von Familienbeziehungen. Eine Frau wird eine andere Persönlichkeit, ein Mann bleibt als Ehegatte derselbe nach außen; Männerfreundschaften überdauern, wenn auch selten, doch mitunter, die Ehe, Mädchenfreundschaften fast nie. Die Männerfreundschaft gründet

sich auf allgemeinere Interessen und Hülfeleistungen, die Mädchenfreundschaft hat nichts als das Persönliche; mit Aenderung der Persönlichkeit und ihrer Interessen hört sie auf, die vertraulichen Mittheilungen nehmen ein Ende. Der unendlich eifrige Briefwechsel zwischen befreundeten Mädchen hört fast immer ganz auf, wenn die Eine Frau geworden."

„Ich habe aber eine verheirathete Freundin, mit der ich, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, in beständigem Briefwechsel stehe."

„Ist sie glücklich?"

„Leider, nein."

„Sehen Sie, das bestätigt meine Ansicht. Nur in der Unbefriedigtheit, die die Erfüllung des neuen Lebens gelassen, ist die volle Rückkehr und das Anklammern an das frühere Leben in vertrauten Aeußerungen vorhanden."

Plötzlich erblaßte das Antlitz des Mädchens, nicht sowohl über diese Aeußerung, als indem es inne ward, wie es hier mit einem Fremden die tiefsten Angelegenheiten des Seelenlebens, wenn gleich in allgemeiner Weise, besprach; zwar war der Fremde der Freund ihres Bruders, aber es war doch wunderbar und unerklärlich, wie sie schon so weit gekommen waren; alle diese Gedanken waren kaum das Werk eines Augenblickes, als sich plötzlich die Thür öffnete.

„Bist du da, liebe Mutter?" sagte das Mädchen der Eintretenden entgegengehend.

„Elisabetha," sagte diese und sah verwundert auf Rudolph, der im Tiefsten zusammenzuckte, als er ihren

Namen hörte ... es war wirklich Lisbeth. — Schnell aber faßte er sich wieder, und sich vor der Mutter verbeugend, sagte er:

„Ich hoffe, daß Ihr Herr Sohn Ihnen meinen Namen schon genannt hat, ich bin der Gymnasiallehrer Braun aus *** (in Westphalen).“

Elisabetha blickte Rudolph mit großen Augen an, sie hatte sich ihn nach den Schilderungen ihres Bruders ganz anders gedacht.

„Sie sind mir herzlich willkommen,“ sagte die Mutter, „wir haben schon oft von Ihnen gesprochen, ich habe Sie so eben mit Elisabetha in eifriger Discussion gestört; darf man fragen?“

Elisabetha schaute erschreckt nach Rudolph, unwillkürlich hob sie ihre rechte Hand wie abwehrend in die Höhe, dann schaute sie zur Erde. Rudolph glaubte hierin einen Wink zu sehen und mit einer unerwarteten Unbefangenheit sagte er:

„Wir sprachen vom Universitätsleben und seinen freundschaftlichen Beziehungen, welchen Reiz das für offene Gemüther habe.“

Rudolph war selig über diese geschickte Wendung, denn er glaubte ein Lächeln auf dem Antlitz Elisabetha's zu bemerken. In diesem stillen Bewußtsein, gegenseitig durch ein Geheimniß mit einander verbunden zu sein, lag für Rudolph und Elisabetha eine tiefe Gewalt, die sie rasch und kühn im tiefsten Innern zu einander gesellte.

„Ja,“ sagte die Mutter, „Elisabetha hat den Karl oft darum beneidet, daß sie nicht auch Student werden

konnte." Sie fragte nun nach dem Dienstmädchen, und ob sie es nach Karl geschickt.

„Nein, ich habe ihm erlaubt, seine Schwester nach der Eisenbahn zu begleiten."

Die Mutter schüttelte den Kopf; Elisabetha nahm ihr Hut und Shawl ab, ging damit in's Nebenzimmer und kam nicht mehr zum Vorschein.

Die Mutter unterhielt sich nun mit Rudolph über seine Reise, ob er schon einmal in Köln gewesen u. dgl.; sie war erstaunt, daß sie fast Alles zwei-, dreimal fragen mußte, ehe Rudolph sie recht verstand; seine Gedanken schienen abwesend. Frau Meurer war aber eine verständige und herzliche Frau, sie fragte Rudolph, ob er seine Eltern noch habe, und das ist ein Ton, der plötzlich an die heiligste Herzkammer pocht, in dieser trauten Frage fühlen wir den vollen Liebesruf eines freundlichen Gemüthes, das uns willkommen heißt, wir sind nicht mehr allein, nicht mehr fremd, alle unsere lieben Theueren ziehen mit ein in eine neue Herzensheimath.

Rudolph erzählte nun mit der ganzen Innigkeit seiner Seele, wie er fern vom Vaterhaus seinen Vater verloren, wie ihm eine gute Mutter und liebende Geschwister leben.

Da trat endlich Karl ein.

„Fridolin! altes Haus!" rief Karl, und mit einem langen Kuß lagen sich die Freunde in den Armen. „Nun," sagte Karl, die Hüfte seines Freundes noch einmal fassend, du siehst reputirlich aus, die Philosophie hat dir noch nicht alles Fleisch von den Knochen

abstrahirt, du hast noch ziemlich viel Positives, aber das zerbrochene Hufeisen da, den garstigen Backenbart mache ich dir 'runter."

„Bist noch immer der alte Raseur; du hättest sollen Feldscheerer werden, statt daß du jetzt deine Klienten scheerst."

Karl zog seinen Freund bald in sein Zimmer, denn sie mußten sich allein haben. Da saßen sie nun neben einander auf dem Sopha und rauchten Cigarren, und ihre Wechselrede schwamm in einander wie die leichten blauen Wölkchen, die ihren Lippen entströmten. Ihre Rede war vom Persönlichen ausgegangen, aber bald standen sie auf der Zinne der Zeit und theilten sich mit, was ihre forschenden Blicke über die Bewegungen des Zeitlebens erkundet hatten; denn das ist der Charakter und die Würde unserer Zeit — so egoistisch man sie auch schelten mag — daß unser bestes Dichten und Trachten dem Allgemeinwohl und seinen Entwicklungen geweiht ist. So Vieles sich auch die Freunde zu sagen hatten, so knüpfte sich doch, wie das fast immer zu geschehen pflegt, der Austausch ihrer Erlebnisse und Welterfahrungen an das Nächste und Unmittelbare. Rudolph erzählte, welche treffliche Menschen er auf seiner Reise hieher kennen gelernt.

„Ich habe noch selten," sagte er, „eine Nacht außerhalb meines Wohnortes zugebracht, ohne einen neuen Menschen gewonnen zu haben; mir ist, als ob der Geist unseres Vaterlandes sich in schöner Blüthe erschlossen hätte, es ist unendlich viel Erkenntniß und Thatendrang in unsere Zeit ausgestreut und eine heilige

Offenbarung liegt auf den Lippen Aller. Da war ein schlichter ältlicher Kaufmann aus Mannheim, der Stadt, die so schnurgrade und sauber wie eine rationalistische Kirche, aber auch ohne alle Poesie und Geschichte; ich sage dir, der Mann entfaltete ein historisches Bewußtsein unserer Aufgabe, daß es eine wahre Herzensfreude war. Da war ein Commis voyageur, sonst meist das unleidlichste Geschlecht, ich erkannte in ihm bald den Juden, der aber auch mit lebendiger und schöner Humanität die Dinge und ihre Beziehungen auffaßte. Ich sehe in jedem Einzelnen, der mir nahe tritt, oder den ich mir nahe bringe, einen Abgesandten des Weltgeistes, der sich als Zeitgeist mit tausend Zungen offenbart. Man muß hinaustreten unter die Menschen, um Muth und Lust zu neuem thatenseligem Dasein zu gewinnen. Ich danke es Gott und dem Schicksal, daß meine Seele offen geblieben, um die Stimme des heiligen Geistes überall aufzunehmen, ich will mir durch das Bewußtsein diese Kraft erhalten, trotzdem daß ich jetzt in die starren Mannesjahre getreten bin."

„Du wirst überall Anklang finden, weil du den Anklang erregst," sagte Karl, die Hand seines Freundes fassend; „es ist allerdings gut, daß die Zeit mit ihren neu eroberten Naturkräften die Menschen auf Reisen schickt; da draußen, frei von ihren Alltagsbeziehungen, sind sie ganz was sie sind; träfest du diese Menschen aber in ihren Büreau's, Kaufläden und Werkstätten, sie würden dich verwundert ansehen mit deinen geistigen Zumuthungen. Du hast das Glück, das erlösende Wort zu treffen, das ihre Seelen herauslockt. Du

sprichst deine besten Ideen und Gefühle in Liebe und Hingebung vor den Menschen aus, und die Menschen, deren oberstes Princip Eitelkeit ist, sehen darin vorerst eine ihnen bezeigte Hochachtung, sie fühlen sich geehrt und geschmeichelt, daß man sie zu Empfängern solcher Ideen erwählt, sie finden es schön, daß man die Empfänglichkeit und Erkenntniß derselben in ihnen voraussetzt; sie sind dir gut, zunächst aus Eitelkeit, aber dann auch aus wirklicher Güte, die du in ihnen erweckst."

„Ja, das ist es eben," sagte Rudolph, „sind wir den Menschen das beste, was wir sein können, so sind sie es uns auch wieder; das übt einen gegenseitigen erhebenden und heiligenden Einfluß, alle Aeußerlichkeiten treten zurück, die reine Psyche hebt sich daraus hervor. Wenn ich Menschen nahe trete, deren Antlitz ich noch nie gesehen, deren Dasein ich noch nie gekannt, sie athmen mit mir dieselbe Lebensluft, ihnen wie mir erglänzt dasselbe Sonnenlicht, sie sind ein Stück aus meiner Welt, ich bin ein Stück aus ihrer Welt, wir treten uns gegenüber, wir nehmen uns auf in unser bewußtes Dasein: da fühle ich den Beruf und die Lust in mir, der freudige erfreuende Genosse ihres Daseins zu werden, daß wir uns selig die Hände reichen und uns freuen, daß das Leben uns umfangen hält. Stumpfsinn und beschränkte Unnatur ist's, sich scheu und stolz in sich zu verschließen; wir sind hinausgestellt in die Gotteswelt wie die Blumen des Feldes, die Duft und Farbe für Alle, deren Auge und Sinn das Leben offen hält, glänzen und aufsteigen lassen."

„Und diese Allliebe," sagte Karl lächelnd, „ist für die meisten Menschen, was für die Kuh ein Veilchen; sie will nichts von Duft und Farbe, sie will blos ihren Magen füllen; den Nutzen allein erkennen die Menschen an, die Liebe nicht. Ehedem wollte ich auch allen Menschen wohlthun, ich wollte erfreuen, erquicken, sie und mich, durch freundliches und schönes Einander-zu-Gefallen-leben; seitdem ich aber eingesehen, daß die Menschen das nicht wollen und erkennen, habe ich meine Liebe zurückgezogen, ich lasse sie gewähren und damit genug." —

„Und bist du nicht viel ärmer dadurch geworden? Du kannst nicht mehr überall und mit Allen so glücklich und heiter sein, die Welt schrumpft dir griesgrämig zusammen. Ich habe auch wie du viele Täuschungen erlebt, aber was thut's? Das ist der Triumph des Bewußtseins, daß wir unsere eigenste und innerste Natur uns nicht von der Welt zerstücken und rauben lassen, daß wir in unserem Wesen keine Concessionen machen."

„Aber hör' mal, jetzt mußt du der Welt doch eine Concession machen," sagte Karl aufstehend; und wie im Leben Bedeutsames und rein Aeußerliches so oft neben einander gestellt ist, ohne sich im Geringsten zu stören, so auch hier. Rudolph mußte sich gleich hinsetzen und sich seinen blonden Backenbart, „das zerbrochene Hufeisen," abnehmen lassen. Wirklich sah er auch nach dieser Operation sehr zu seinem Vortheil verändert aus, die feinen scharfgeschnittenen Züge seines Gesichtes traten reiner und unbehinderter hervor.

„Komm, laß uns gehen," sagte dann Karl, der bei einer Gemüthsaufregung sich stets in so großer Unruhe befand, daß er nach einer körperlichen Kraftäußerung strebte; er beklagte sich dann oft darüber, daß er nur in einem scharfen Gang oder heftigen Ritt seine überquillende Kraft austoben lassen könne.

Die beiden Freunde verließen das Zimmer.

„Elisabetha," rief Karl. Diese kam und blickte Rudolph verwundert an, da er wiederum so ganz fremd aussah.

„Elisabetha," sagte Karl, „laß in meinem Schlafzimmer noch ein Bett herrichten, Rudolph wird bei uns wohnen." Dieser vermochte nicht zu sprechen, er verbeugte sich und die beiden Freunde verließen das Haus. —

Arm in Arm schlenderten sie durch die bewegten Straßen der alten Stadt, deren Glanz und historische Größe überall sichtbar ist, und die sich heute wieder zu erneuerter Bedeutung erhebt; sie gingen mit einander wie in den Tagen ihrer Jünglingszeit, Keiner sagte zu dem Andern: Komm, laß uns dahin gehen. Sie gingen mit einander wie Eine Seele, sie gingen mit einander wie Ein Körper.

Karl traf manchen Freund, der ihm vertraulich zuwinkte, er stellte aber Rudolph Niemand vor, „denn," sagte er, „erst will ich dich allein haben, und dann sollst du auch von mir ganz nagelneue Menschen bekommen."

Sie gingen hinaus nach dem Hafen, wo sie sich bald von dem wogenden Menschentreiben umfluthet

sahen. Karl kannte die Neigung seines Freundes, der sich gern im Volksgewühl tummelte und das bunteste Treiben gern vor seinem still beschaulichen Auge vorbeiziehen ließ; da flatterten dann zahllose Gedanken wie bunte Genien um ihn her, oft aber auch folgte er im Anschauen des mannigfachsten Wechsels einem einzigen Gedanken durch alle seine strengen und weithinausragenden Consequenzen, er sah nichts mehr von all dem Gewühl, und wie die Magnetnadel im Sturm war sein Geist unverrückt nach einem Pole hingerichtet.

Die beiden Freunde standen oft still, sie redeten kein Wort, sie hielten ja einander. Das ist die stille Seligkeit der innern Befreundung, daß man sich still in sich selbst wie laut in den Andern versenken kann.

Sie gingen den Strom entlang aufwärts, bis wo das Menschengewühl sich verlor und das Siebengebirge in seiner violetten Vergoldung hervortrat; die Sonne war im Untergehen und die Freunde standen lange und schauten hinaus in diese Gluthenpracht.

„Morgen,“ sagte Karl, „gehen wir zusammen rheinaufwärts.“

„Und deine Mutter mit.“

„Und Schwester,“ ergänzte Karl. —

Während die Freunde sich draußen umhertummelten, hatte Elisabetha die feinsten Linnen aus dem Schranke geholt und war beschäftigt, das Bett herzurichten.

II.

Traulich saß der kleine Kreis um den runden, von einer Astrallampe erleuchteten Tisch; Jedes war

ruhig und heiter in sich und freudig in dem Andern. Man lobte den schönen Abend, die Güte des Weines, ja sogar des Bratens, und sagte sich doch nur, daß, wo gute liebende Menschen beisammen sind, alles schön und gut ist.

„Sind Sie ein geborner Westphale?" fragte die Mutter Rudolph unter Anderm.

„Nein, ich bin ein Ostpreuße."

„Der tapfere Ostpreuße, der die vier Fragen gelöst, soll leben!" rief Karl.

Die Gläser klangen hell.

„Es ist herrlich," sagte Rudolph, „daß die deutsche Nation anfängt, ihren Provinzialgeist, ihren Cantönligeist, wie ihn die Schweizer nennen, abzulegen; das hat sich hier so schön bewährt. Nord und Süd, Ost und West, wir alle sind eins, Alle müssen die Angelegenheiten der einen Provinz, des einen Staats als die des Gesammtvaterlandes anerkennen."

„Unsere kirchlichen Zerwürfnisse, die sogenannten Kölner Wirren," sagte Karl, „sind ein gräßliches Hinderniß der politisch compacten Einheit; das, was vor allem noth thut, wird dadurch zerrissen und zerfetzt; wäre Deutschland kirchlich eins, es stünde längst besser."

„Immerhin," entgegnete Rudolph, „aber Deutschland hat noch einen andern Beruf, als den der bloßen politischen Freiheit; gerade darin, daß es kirchlich getheilt und diese Getheiltheit doch wieder geographisch und staatlich gemischt ist, gerade darin bekundet sich sein besonderer Beruf: die Geistesfreiheit, das reine und allgemeine Menschenthum, wie seine eigenthümlichen,

geschichtlichen und zufälligen Besonderheiten zur Anerkenntniß und praktischen Wirksamkeit zu führen. Die deutsche Glaubensinnigkeit, die religiöse und politische Pietät wird aus der Alles durchdringenden philosophischen Erkenntniß zu einem höheren Endziel hinansteigen; nicht die Gleichheit ist das Höchste, sondern die Freiheit der Ungleichheiten, der Individualitäten, in ihrer rein persönlichen und ihrer gemeinschaftlichen Erscheinung. Das gilt mehr als die bloße alte Toleranz oder Duldung, die an sich vergänglich und wandelbar sein muß."

„Die Duldung wandelbar?" fragte die Mutter, „warum denn?"

„Weil die Duldung nur aus dem Gemüth oder näher aus dem Gefühl stammt; man läßt einander gewähren, weil man sich in nachgiebiger Stimmung befindet, man verzeiht dem Andern seine irrthümliche oder befangene Anschauungsweise, als welche man sie aber doch immer betrachtet; ändert sich die Gemüthsstimmung, so bricht, wie sich das gezeigt hat, die alte Ansicht grell hervor; ist man aber zur Erkenntniß und Anerkenntniß hindurchgedrungen, dann erst steht Alles auf sicherem Boden; die bloße friedfertige Stimmung, die humane Nachsicht steht der Einsicht und Erkenntniß, die zur Liebe wird, weit nach; dort läßt man die Verschiedenheiten gelten, insofern man etwas allgemein Gültiges darin anerkennt, das Unterscheidende, Eigenthümliche aber betrachtet man noch immer als irrthümlich oder fehlerhaft; hier aber lernt man das ganz Individuelle mit allen seinen Besonder-

heiten als Berechtigtes und Nothwendiges anerkennen und lieben."

Die Mutter zuckte leise mit den Achseln, man konnte nicht leicht enträthseln, ob sie dem Gedankengang nicht folgte, oder ob sie ihn lückenhaft fand und eine Einwendung machen wollte; als sie indessen schwieg, fuhr Rudolph fort:

„In der Erkenntniß und Durchbildung der Einzelnheiten liegt die Harmonie: nicht daß Alles Einen Klang habe, ist das Wesen der Harmonie, sondern daß Alles Einklang habe, daß die Töne in ihrer Verschiedenheit beharren, daß sie aber ihre eigenthümliche Natur zur Reinheit ausbilden; in dieser Reinheit schließen sie sich dann vermöge ihrer innersten Natur dem Gesammtklang an, frei und selbständig gehen sie doch im Ganzen auf. Das ist meiner Ansicht nach die höhere deutsche Freiheit und ächte Harmonie."

Elisabetha blickte freudestrahlend auf Rudolph, alle ihre Züge bekundeten theilnehmende Spannung, unwillkürlich nickte sie seinen letzten Reden zu, und als er sie fragte, ob sie ihm „beistimme," fühlte sie sich gehoben und geehrt durch diese in nicht bloß galantem Ton ausgesprochene Frage; nach einigem Zaudern, in dem sie überlegte, ob es nicht ungerecht wäre, ihre Anwendung zu verschweigen, sagte sie:

„Ließe sich nicht als Beleg für Ihre Ansicht geltend machen, daß eigentlich nur wir Deutschen allein den vierstimmigen Gesang als volksthümlichen und natürlichen haben?"

Sie war froh, als sie diese Worte heraus hatte; denn sonderbar, so frei und sicher sie sich mit Rudolph besprach, als sie sich heute mit ihm in einer außerordentlichen Situation zusammengefunden hatte, so schüchtern und scheu war sie jetzt, seine Gedanken schienen ihr so tiefgreifend, daß sie ihr eine gewisse Ehrfurcht einflößten; Rudolph aber war entzückt, daß er so verstanden und beistimmend von ihr aufgenommen wurde. Da fuhr Karl mit den Worten drein:

„Und das Rädergeklapper bildet die Instrumentalbegleitung zu Eurer Vocalharmonie. Materielle Interessen! schallt es von allen Seiten. Ihr Philosophen seid abgethan, die Börsen sind die peripatetischen Schulen der neuen Welt, die Freiheit muß auf Actien gegründet werden und eine gute Dividende abwerfen; materielle Interessen ist das Losungswort der neuen Zeit, Niemand denkt mehr an uneigennützige Liebe zur Freiheit, wie viel weniger das materielle Wohl dafür in die Schanze zu schlagen. Da sollen wir auf einmal eine Nation von Industriellen werden, alle Schönheit, alle reinere Kraft und Fülle geht darüber zu Grunde.“ —

Jeder Andere hätte wohl aus Rücksicht für die Frauen das Gespräch auf minder ernste Gegenstände gelenkt, Rudolph aber hielt es aus einer höheren Rücksicht für die Frauen fest; denn er glaubte, daß wir unsere Achtung vor den Frauen dadurch wahrhaft bezeugen, wenn wir uns ihnen gegenüber nicht bloß in Tändeleien oder eleganten Geistesspielen ergehen, sondern wenn wir auch die ernstesten Dinge vor und mit

ihnen zu verhandeln geneigt sind; das, glaubte er auch, müßte die in den Augen der Frauen versinkende Würde der Männer — deren Folgen sich in der nicht verstandenen Emancipationssucht zeigten — wiederherstellen. Dem Drang des Herzens sowohl als dem Bewußtsein folgend, sagte er daher gegen Karl gewendet:

„Es wundert mich, daß auch du zu den politischen Supranaturalisten oder Idealisten gehörst; ja lache nur, es ist nichts anderes. Ihr glaubt auf dem Boden der praktischen Wirklichkeit zu stehen und schwebt in ätherischer Nebelhöhe; Ihr glaubt die Idee, Gott, die Freiheit, erhabener zu halten, wenn Ihr sie von allem materiellen entfernt und trennt; betrachte aber (um bei dem Letzten stehen zu bleiben) die Geschichte aller freien Nationen und Städte, Rom, Venedig, Genua, die Hansa, die Niederlande, England: die Freiheit hat stets eine reiche materielle Basis und materielle Hebel. Wie Gott nur in der Welt, so ist auch die Freiheit nur im materiellen Wohl. Mißverstehe mich nicht, die Freiheit ist nicht das materielle Wohl, dieses ist nur ihr entsprechender Körper, die Freiheit ist die Seele desselben; Du kannst Gott und Welt, Seele und Leib nicht trennen, wenigstens nur dem Begriff, nicht dem Wesen nach; materielles Wohl ist weit entfernt von Habgier und Genußsucht, Alles ist des Mißbrauchs fähig, das schließt aber die Würde der Sache und ihren richtigen Gebrauch nicht aus. Jeder Weitersehende muß sich daher des Strebens nach materiellem Wohl erfreuen."

„Ich weiß,“ sagte Karl bitter lächelnd, „es gehört jetzt zum guten Ton, tagtäglich in die Welt hinein zu rufen, wir seien groß, stark und glücklich; wir nennen uns frei, weil wir zu einem frechen Nachbar sagen durften: du sollst nicht stehlen; aber von alten näheren Diebstählen und Unterschleifen, da spricht Niemand mehr ein herzhaftes Wort. Ich weiß, du wirst mich vielleicht auch einen antiquirten Liberalen von Anno 30 nennen und mich in die Rumpelkammer einer abgethanen Epoche verweisen; ich erkenne wohl, daß man vielleicht hin und wieder zu weit ging, indem man alle Zustände als ungeheuerliche, barbarische darstellte, und die Nation so durch derbe Vorwürfe aufzustacheln wähnte; jetzt aber hat man diese Redeweise umgestülpt, da wird gehätschelt, gelobhudelt und geliebäugelt, eine schmeichlerische Vertrauenspolitik nach unten und oben wird aufgepflanzt, und wir glauben's am Ende selber, daß es gut mit uns steht. Es ist eine wunderbare Zeit: Lämmer und Wölfe weiden mit einander, Philosophen und Industrielle ziehen zufrieden an Einem Karren. Ich gehöre nicht zu den Zufriedenen; was Gutes da ist, hat der Zeitgeist gegen den Willen der Herren selbst hervorgerufen.“

Karl ereiferte sich noch weiter in diesem Ton und hier offenbarte sich eine Kluft zwischen den Gesinnungen der Freunde, denn Karl hatte den Standpunkt inne, wo man das Thatsächliche, Unmittelbare und Nächste im Auge, dieses mit Ungestüm fordert, während Rudolph, das Allgemeine und seine Entwicklungen beachtend, sich an den siegenden Gedanken und die Idee

hielt. Das Gespräch schien sich indeß doch zu weit zu verlieren und Rudolph lenkte wieder ein, indem er sagte:

„Gerade darin, daß der Geist die Materie bewältigt und, wie du sagst, der Zeitgeist das Gute gegen den Willen der Herren hervorruft, gerade darin liegt für den Sieg der Idee mindestens das Ungefährliche beim Streben nach materiellem Wohl. Materielles Wohl ist Gesundheit, und die Freiheit ist, wie schon dein Börne sagt, eigentlich bloß Gesundheit."

Auch Karl suchte einzulenken, und das Glas ergreifend, sagte er:

„Im Trinken ist materielles und geistiges Wohl, stoß' an, wir wollen auf dein Wohl trinken." —

Elisabetha verschüttete vom Wein, als sie mit Rudolph anstieß.

„Elisabetha," sagte Karl, „will hiemit symbolisch andeuten, daß bei jedem Wohl auch Ueberfluß sein muß." Er stand auf, setzte sich an das Klavier und sang mit frischer, nur etwas zu gewaltiger Stimme ein Polenlied; er drang auch in Elisabetha, daß sie singe; sie weigerte sich, aber Karl wurde immer dringender und härter; Elisabetha begann endlich mit zitternder Stimme das liebliche niederrheinische Volkslied: „Im Sommer, im Sommer, das ist ja die schönste Zeit."

„Ich kann nicht, ich kann nicht," rief sie aber bald nach den ersten Tönen und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

„Elisabetha war als Kind von sechs bis sieben

Jahren ein vollkommen musikalisches Wunder," sagte Karl, „sie lernte bald Musik und dann wußte sie schnell anzugeben, aus welchem Ton die Hausschelle klingelte."

„Oft ganze Tage," sagte die Mutter, „sprach sie Alles in einem selbstgemachten Singsang."

„Muß ich dabei sein, wenn Ihr mein Signalement gebt?" fragte Elisabetha. Rudolph nahm die von ihr gewünschte Wendung auf, indem er sich selber zum Gegenstand des Gesprächs machte.

„Es ist sonderbar," sagte er, „welche schnurrige Eigenthümlichkeiten die Kinder oft haben. Als Kind liebte ich nichts mehr als die pompösen Leichenbegängnisse, ich war immer dabei und hatte gar keine Ahnung von dem tiefen Ernst dieser Ereignisse; überhaupt ist es merkwürdig, daß Kinder den Tod gar nicht begreifen können. Meine Mutter erzählte mir oft, sie sagte einst zu mir, als ich sie betrübte: „Rudolph, wenn du nicht brav bist, so sterbe ich." „Mutter," antwortete ich unbekümmert, „ei, das giebt aber keine schöne Soldatenleiche."

Man vertiefte sich immer mehr in die Uranfänge unseres geistigen Daseins, die tiefsten Schleusen der Innerlichkeit öffneten sich und schwellten den Strom der Unterhaltung immer lebendiger; man hatte von den Anfängen des religiösen Bewußtseins gesprochen und Elisabetha sagte, die Worte fast nur leise hinhauchend:

„Die Liebe, die ich als Kind zu unserm Heiland hatte, ist unbeschreiblich, ach! er ist so himmlisch gut,

alle Schmerzen der Welt nahm er auf sich; ich wollte ihm nacheifern, ich dachte mir immer: eine gewisse Summe von Schmerz und Unglück muß in der Welt sein; wo ich einen Unglücklichen sah, wünschte ich, daß ich sein Unglück hätte, einen Kummer nahm ich mit Freude über mich, es hatte ihn ja kein anderer, wenn Ich ihn hatte.“ Ihr Auge leuchtete hell und Rudolph sog den Lichtstrahl tief in sich ein; da schwand alle rationelle Discussion, wo die Herzensgüte sich so offenbarte. Nach einer Pause erwiderte er:

„Ich war nicht so gut wie Sie, Fräulein Meurer, meine moralische Anschauungsweise beruhte in meiner Kindheit auf einer ganz entgegengesetzten eigenthümlichen Grundlage. Ich hörte immer, daß die Beherrschung unserer Natur das Höchste sei, ich aber war gar wild. Wenn ich nun so z. B. in der Kirche stand, und beim leisen Gebet Alles so stille war, daß man nichts hörte als den Pendelschlag in der hohen Thurmuhr, da sagte ich oft zu mir: ei, du bist doch recht brav und gut, du könntest ja jetzt jodeln oder mit deinem Gesangbuch eine Fensterscheibe einwerfen; daß du dies nicht thust und die Kraft es zu thun im Zaum hältst, ist das nicht recht brav?“

Ohne daß sie es wußten und wollten, ward die Unterhaltung bald zum Zwiegespräch zwischen Rudolph und Elisabetha; Karl spielte Variationen über ein modernes Opernthema, die Mutter stand hinter ihm auf die Stuhllehne gestützt und wendete ihm das Blatt. Rudolph und Elisabetha saßen mehrere Schritte von ihnen entfernt. Sie waren so beredt gewesen, als

Bruder und Mutter noch zuhörten; jetzt, als sie gewissermaßen allein waren, saßen sie stumm einander gegenüber; sie hatten in ihre Kindheit zurückgegriffen und sich die wunderlich bedeutsamen Spiele ihres ersten Lebens gezeigt, das konnte indeß noch immer als bloßes allgemeines gegenseitiges Interesse gelten. Es liegt aber ein wohliges Behagen in der Empfindung, daß man aus allgemeineren Anschauungen und Besprechungen sich wieder in sich selber vertiefen darf, daß man für die Darstellungen, die sich an das Ich anknüpfen, ein traulich theilnehmendes Ohr findet; dieser Empfindung liegt das mehr oder minder klare Bewußtsein zum Grund, in unserer Persönlichkeit nach ihrer individuellen Erscheinung und nicht blos in dem allgemein Menschlichen in uns aufgenommen zu sein von einem Andern.

So saßen die Beiden einander gegenüber, sie spielten innerlich mit ihrer beiderseitig verklungenen Kindheit, die doch nur die Gegenwart mit geheimem Zauber wieder auferweckt hatte; ihre Gedanken mochten sich begegnen, als Rudolph leise begann:

„Waren Sie mit der Antwort zufrieden, die ich Ihrer Mutter gab, als sie über unsere Unterredung examinirte?“

Elisabetha blickte verlegen nach ihrer Mutter, dann schlug sie die Augen nieder und sagte:

„Sie können aber doch eine recht treuherzige Miene machen und dabei eine Unwahrheit aussprechen.“

Rudolph vertheidigte mit ziemlicher Beredtsamkeit dieses so oft von der Welt aufgenöthigte Verfahren,

er sprach noch lang und vielerlei, er erzählte ausführliche Einzelheiten seiner Reise, es war ihm fast gleich, was er sprach, dienten ihm ja die Worte dazu, daß sein Auge auf ihrem Antlitz ruhen konnte und daß ihr Blick ihm zugewendet war; hätten sie sich so anschauen können ohne Worte, Rudolph hatte längst geschwiegen.

Die Mutter war indeß in das Zimmer Karls gegangen, sie suchte ein Buch und in diesem eine Stelle, sie nahm ein blaues Papierchen, legte es zwischen die Blätter und dann das Buch auf das Tischchen vor dem Bett Rudolphs; als sie wieder eintrat, stellte sie sich wie zuvor hinter den Stuhl ihres Sohnes, der sich bei seinem Spiel heftig hin und her bewegte; sie legte leise ihre Hand auf sein Haupt, Karl hielt alsbald inne. —

Es war schon spät geworden, als man sich endlich trennte, die beiden Freunde aber plauderten noch lange mit einander, als sie bereits in ihren Betten lagen und das Licht gelöscht hatten. Es liegt ein friedlich warmes Behagen in dem Austausch der Worte, die von ungesehenen Freundeslippen strömen, da spricht sich Manches unverhohlen aus, was man sich nicht sagen kann, wenn man sich anschaut. Es giebt unzählige Menschen, die im innigsten Umgange mit Freunden nie das Wort „Lieber“ aussprechen können, schreiben können die meisten Menschen die feurigsten Freundschaftsäußerungen, aber sprechen nicht; von Nacht und Dunkel eingehüllt treten aber die Mysterien des Seelenheiligthums frei heraus in Laut und Wort, das

Sprechen wird lautes Denken. Rudolph erzählte seinem Freunde, wie selig er sei, daß sie sich so warm und treu wiedergefunden, er enthüllte ihm, wie er sein ganzes Wesen gehoben fühle von der reinen und frischen Lebensluft in seinem elterlichen Hause, er erging sich in den kühnsten Ueberschwänglichkeiten und wünschte sich sogar einmal, jetzt, in diesem ätherreinen Wonnegefühl zu sterben, denn ihm könne kein erhabenerer Hochpunkt folgen. Karl bekundete in seinen halbschläfrigen Antworten nur seine Zuhörerschaft und daß er noch wach sei; als nun Rudolph, den sein letzter Ausspruch gereute, denselben zu berichtigen suchte, da er sich wohl noch einen erhabeneren Hochpunkt des Wonnegefühles denken konnte, erhielt er keine Antwort mehr von seinem Freunde — er war eingeschlafen. In Rudolph aber brauste es noch immer so gewaltig, daß er das Rollen seines Blutes zu vernehmen glaubte. Er führte all die Begebnisse dieses Tages nochmals vor seiner Seele vorüber; das war zwar nicht geeignet, ihn zu beruhigen, aber er täuschte sich, wenn er glaubte, Ruhe suchen zu wollen. Jetzt, mit geschlossenen Augen schaute er all' das Vergangene noch seliger, noch verklärter, immer weiter drängte ihn sein Geist, und als er endlich in Gedanken vor dem Bett der schlafenden Elisabetha stand und einen reinen stillen Kuß auf ihr geschlossenes Auge drückte, da flüchtete er sich scheu wie ein Frevler zurück; er suchte die Zügel seines Geistes wieder zu fassen, es wollte es ihm nicht gelingen. Er zündete sich ein Licht an; in der sichtbaren Gestalt seiner Umgebung sollte er sich selber wieder finden.

Rudolph hatte mit vielen Denkern und Grüblern die Eigenheit, daß er gern mit sich selber psychologische Experimente machte; oft, wenn ihn die persönlichsten Lebensinteressen und Stürme bewegten, suchte er sich mitten in denselben in allgemeine Ideen und Geistesanschauungen zu erheben, da nahm er dann seinen Hegel oder einen der großen Alten zur Hand; fest und abgeschlossen wie die unwandelbaren dem Himmel entsprossenen Göttergestalten, standen hier in heiliger Ruhe die Weltgedanken, kein Band flatterte hier, an das er sein unstetes momentanes Denkleben knüpfen konnte; gelang ihm aber das Hinausheben über sich selber, so war seine Seele beruhigt und begütigt.

Diese individuelle Besonderheit Rudolphs war nur eine Steigerung seiner Standeseigenheiten; wir Büchermenschen, Gelehrte oder wie man uns nennen mag, fühlen uns oft arm und kahl, wenn wir einen ganzen Tag oder gar mehrere Tage blos die wandelnden Typen des Lebens beschaut, wenn blos die verhallenden Worte in uns angeklungen; wir flüchten dann in die geschriebene Welt und fühlen uns heimathlich geborgen in ihr.

Rudolph suchte ein Buch, und wie war er freudig erstaunt, als er ein solches auf dem Tisch vor sich fand. Es waren die „Predigten über den christlichen Hausstand von Schleiermacher;" er fand ein Zeichen von blauem Papier darin, er schlug die dadurch bezeichnete Stelle auf und las: „In demselben Maße als jene Sagen verklungen sind, daß einst nicht selten

Engel zu den Menschen herabkamen und sich gastlich von ihnen aufnehmen ließen, um sie für den Himmel zu erhalten und zu stärken, in dem Maße fühlen wir, daß in dieser natürlichen Ordnung der Dinge wir Einer dem Andern sollen Engel Gottes sein, und daß deßhalb die Kraft des Geistes unter uns wohnt, damit wir das einander werden können. Und wie damals die Engel des Herrn den Lieblingen Gottes nicht nur beim einsamen Gebete erschienen und beim schmerzlichen Opfer, sondern auch indem sie in behaglicher Ruhe unter einem Feigenbaume saßen, freundlicher Gäste erwartend: so sollen auch wir einander trösten, belehren, erheben, nicht nur in den feierlichen Stunden der Andacht oder der Trauer, sondern auch in den leichteren Augenblicken geselliger Ruhe und Freude. Und wie vielfältig können wir das, ohne etwa den eigenthümlichen Ton dieses Lebensgebiets auf eine ängstliche Weise umzustimmen! Wo ihr durch die gründliche Freudigkeit und Zuversicht eures Herzens eine drückende Stimmung eines Andern besiegt; wo ihr durch ein treffendes Wort eine Verwirrung des Gefühls oder des Urtheils auflöset; wo ihr durch eine leichte aber sichere Wendung den Scherz von der Grenze des Sträflichen zurückzieht, der Fröhlichkeit die Gemeinschaft mit dem höheren Gehalt des Lebens bewahrt und die geistige Sehnsucht rege erhaltet: da überall seid ihr als Engel Gottes erschienen. Und dies alles soll und kann ja in dem geselligen Leben der Christen nichts Seltenes sein. Laßt uns nur immer mehr von den drückenden und großentheils unnützen Fesseln uns

befreien, die wir uns im geselligen Leben auferlegt haben, damit nach Entfernung alles Fremden und Störenden diejenigen desto fröhlicher mit einander leben, die einander zugehören durch die Gleichheit des Geistes, der sie erfüllt, und der Liebe, die sie beseelt; dann werden wir auch in unserem geselligen Leben ebenso gesegnet sein wie jene Erzväter es waren. Jedem erscheint dann ein tröstender oder warnender Bote Gottes, wo er dessen bedarf, und im Gegensatz gegen jene alte Geschichte, wo die größeren Bestrebungen der Menschen dadurch zerstört wurden, daß der Herr ihre Sprache verwirrte, sie von einander sonderte, wird auf diesem Wege von dem Kleinen aus, von den häuslichen Kreisen der Einzelnen und Dem, was sich unmittelbar damit verbindet ein schönes Verständniß der Geister, ein freier, hülfreicher Verkehr sich immer weiter verbreiten. Alle werden, dieselben Zeichen verstehend, dieselbe Sprache redend, mit vereinten Kräften an dem gemeinsamen Werk arbeiten und Jeder dem Andern kommend und gehend, freundlich gebend und empfangend in den heitern und doch bedeutenden Augenblicken des Lebens als Engel des Herrn begegnen. Amen."

„Amen!" wiederholte Rudolph wie mit leisem Gebet, er küßte unwillkürlich das offene Buch, löschte das Licht und hüllte sich in die Kissen. Er überlegte, wer ihm das Buch hingelegt haben möchte; bald aber verließ er diese Muthmaßungen wieder und durchdachte die besänftigend schöne und echtmenschliche Weltanschauung des christlichen und echtmenschlichen Pre-

digers, bis er in Schlaf versank. Wunderbar! von Allem, was heute so ausschließlich seine Seele beherrscht hatte, ragte nichts hinein in sein Traumleben, er hatte heute nur Einmal aber innig seines verstorbenen Vaters gedacht, und nun wandelte er im Traum an seiner Seite vor den Thoren seiner Vaterstadt. Es war immer ein rührender ja fast wehmüthiger Anblick, wenn der schmächtige Vater, dessen Tagewerk als Briefträger ein immerwährender mühevoller Gang war, sich noch am Abend keine Ruhe gönnte und seinen Rudolph an der Hand nochmals einen weiten Gang vor den Thoren mit ihm machte und sich so an seinem lieben Sohn allein erfreute. — — —

III.

„Es ist merkwürdig, daß deine Schwester Lisbeth heißt," sagte Rudolph andern Morgens zu seinem Freunde, und dieser erwiderte:

„Ich sehe nichts Merkwürdiges daran, nur das ist eigen, daß sie sich ihren Namen durchaus nicht verkürzen und verketzern läßt, wir müssen den fünfsilbigen Namen immer ganz aussprechen; wir wollten sie Elise oder Betty oder sogar Bettine heißen, und nun machst du gar das populäre Lisbeth daraus."

„Der Name ist germanisch-heidnisch und ebräisch zugleich," sagte Rudolph leichthin, „er heißt im Alten Testament Eliseba."

„Du hast doch noch was von deinem Theologen

übrig behalten," lachte Karl. „Nun sag', Fridolin, du frommer Knecht, bist du auch noch immer ein so moralischer Rigorist, wie du als Theologe warst?" Karl knüpfte noch eine verfängliche Frage hieran, worauf Rudolph erwiderte:

„Du weißt, was mir Halt und Zuversicht gab, als ich Theologe war. Ich mußte mir gestehen, ich war dogmatisch oder kirchlich ungläubig, ich fand eine Berechtigung zu meinem Beruf nur darin, daß ich mich sittlich rein zu erhalten trachtete und den gleißnerischen Sophismen der Weltsitte kein Gehör gab; das gab mir ein Recht, Sittenprediger einer Gemeinde zu werden. Als ich nun von inneren und äußeren Verhältnissen bestimmt die theologische Carriere aufgab, da sagte ich mir: das soll mir kein Freibrief sein, um den Nachgiebigkeiten des Weltlebens anheim zu fallen; ich bin es meiner Selbstachtung schuldig, mir treu zu bleiben. Karl, trotz Stürmen und Verlockungen, ich bin es" — —

Rudolph und Karl gingen nach dem Dom, aber nicht mehr allein, denn Elisabetha ging zwischen ihnen.

Jeder hat wohl schon auf einer längeren Reise, bei einem längeren Aufenthalt in einem Gasthofe oder einem Badeorte bemerkt, daß man am Morgen nach einer tiefer anmuthenden freundlichen Begegnung von gestern, einander näher und vertrauter erscheint, als man sich am Abend verlassen. Das Leben des Einzelnen hat sich wieder in sich zurückgezogen, die Erinnerung an den Andern hat sich behaglich in die schlummernde Seele eingelebt, und nun tritt man sich

neu und frisch als alte Bekannte gegenüber. So auch und mit gesteigerter Empfindung blickten Rudolph und Elisabetha einander an. Rudolph bewunderte den leichten und sicheren Gang Elisabetha's, ihre Haltung war gerade, in sich sicher und abgeschlossen, ihre schlanke Gestalt schien höher in der freien Bewegung; nur den modischen Hut verwünschte Rudolph, ihm war an Elisabetha die schöne Bildung ihres Kopfes nicht entgangen, dessen zierliche Rundung durch das platt anliegende gescheitelte Haar so schön hervortrat; alles dieses war nun durch die feststehende steife Aufstülpung des Modehutes wie verschwunden.

„Einen Gang nach dem Dom," sagte er zu Elisabetha, „sollten Sie mit dem einfachen Schleier auf dem Kopf machen, das müßte Sie sehr gut kleiden."

„Ei, Sie haben auch ein Auge für die Moden? Das ist schön. Aber so ein großer Philosoph Sie auch sein mögen, Sie können doch nicht ermessen, welch ein Muth dazu gehörte, der Mode zu trotzen."

Sie gingen über den Wallrafsplatz und standen plötzlich vor dem Dom still. Niemand redete ein Wort, Elisabetha blickte leise nach Rudolph, sein Antlitz war wie verklärt; endlich faßte Rudolph die Hand Elisabetha's und sagte:

„Das konnte der Glaube! Er konnte Berge versetzen, sie frei und fest hämmern als Zeugen und Hüllen seiner Andacht, denn der Glaube ist die unendliche Alles besiegende Liebe."

Er hielt die Hand Elisabetha's noch fest, sie standen

auf offener Straße, sie wußten es nicht, aber sie fühlten, es durfte, es mußte so sein.

Sie waren im Dom. Wegen der Bauten im Innern wurde nur in einer Seitenkapelle Messe gelesen, aber die eben wie fernher verklingenden Orgeltöne übten so einen eigenthümlichen magischen Zauber.

„Ich komme mir immer so groß und doch wieder so klein vor, wenn ich unter diesem heiligen Säulenwald umherwandle,“ sagte Elisabetha, „das haben Menschen, unsere Vorfahren gepflanzt; wie klein ist eine Menschengestalt gegen diesen Bau, und doch wie klein ist dieser Riesenbau wieder gegen das Werk der Natur draußen!“

Betende lagen hier und dort knieend vor einem Altar, inbrünstig murmelten sie leise ihre Gebete, unbekümmert um Alles, was um sie her vorging. Rudolph sagte zu Karl:

„Es hat gewissermaßen eine typische Bedeutung, daß der betende Katholik sich von der geräuschvollen Theilnahmlosigkeit der Weltkinder um ihn her nicht irren und behindern läßt; er läßt sich und seine Kirche zum Gegenstand der forschenden Betrachtung machen, er läßt sich in Gedanken hin- und herwenden, ihn kümmert es nicht; so steht auch der Katholicismus, umrauscht von den Wogen der Weltgeschichte, umkreist von den Gedankenschwärmen der freien Philosophie fest und unbeweglich; die vorbeirauschende Welle, der auffliegende Gedanke wähnt nur ihn überwunden zu haben; wie mancher Gedankenaar ist schon auf seinem kühnen freien Flug ermattet, hat seine Sonnenregion verlassen

und ist flügerlahmt zurückgekehrt auf den unbewegten Fels! Der Katholicismus ist die absolute Religion, er ist die strengste Consequenz des Glaubens." Und nun führte Rudolph die beiden Consequenzen aus, daß man entweder Katholik oder Pantheist sein müsse.

Elisabetha schien diesem Gedankengang nicht zu folgen, sie fragte Rudolph bei einer Pause:

„Sind Sie denn nicht auch Katholik?"

„Nein," erwiderte dieser mit einer besondern Bestimmtheit, und doch zitterte dieses Nein in ihm nach, denn er ward inne, welche persönliche Bedeutung dieses für ihn haben könnte; aber, sagte er schnell wieder zu sich, ihr Wohlwollen — Liebe wagte er es noch nicht zu nennen — kann und darf hieran kein Hinderniß finden; nicht ein unbewußter unerklärlicher Zug hat unsere Seelen einander erschlossen, sondern die Erkenntniß des Charakters; nicht als Kinder einer sichtbaren Kirche, sondern als bewußte Menschen der unsichtbaren Kirche haben wir uns in ihren heiligen Gedankenhallen gefunden. —

Rudolph hätte gern in den Mienen Elisabetha's den Eindruck erforscht, den diese neue Eröffnung auf sie gemacht, aber er konnte nicht, denn sie waren eben vor das Dombild, diesen herrlichen Schatz altdeutscher Malerei, getreten. Man hatte sich mitten in der Kirche in Betrachtungen verloren, die weit hinausführten, dies schien einen gewissen Zwiespalt, ein Gefühl der Fremdartigkeit in Allen erregt zu haben, sie wollten einander ferner durch kein Wort mehr stören.

Schweigend gingen sie endlich die Treppen und

das Gerüste hinauf nach der Kuppel des Doms, und hier in dieser morgenfrischen sonnigen Fernsicht athmeten sie wieder neu. Die Nebel waren gewichen und hell erglänzte der Strom, die Ebene, die Stadt und die jetzt so nahen Berge. Als sie sich sattsam an diesen herrlichen Ueberblicken erquickt hatten, begann Karl seinem Freunde die Structur des Baues in seiner jetzigen Gestalt und in seiner einstigen Vollendung darzuthun, er konnte aber nicht unterlassen, am Schluß seine ketzerischen Ansichten hinzuzufügen, ketzerisch, insofern sie den heutigen Sympathien entgegentreten, denn er sagte:

„Man sollte diesen Bau nicht vollenden, man sollte ihn nur in seiner jetzigen Gestalt zu erhalten suchen. Worin besteht denn die eigenthümliche Schönheit eines gothischen Baues? In seinem Alter und nicht darin, daß er absolut schön ist. Uebermenschliches, ich möchte sagen Faustisches, soll man nicht vollenden, die Phantasie hat an dem „Schluß fehlt“ den besten Spielraum; sodann ist der unvollendete Bau unmittelbarer historisch als der vollendete.“

Karl, der den materiellen Bestrebungen so abhold war, hätte sich an der hingebenden Liebe der Zeit für ein historisches Heiligthum erfreuen müssen; aber es ist unendlich schwer und selten, daß Alles mit dem Principe übereinstimmt. Rudolph wendete sich indeß nicht nach dieser ungedeckten Seite, denn er erwiderte:

„Gerade darin, daß, was die Glaubensinnigkeit begonnen, die Erkenntniß, die historische und künstlerische Achtung vollendet, gerade darin liegt eine hohe Würde unserer Zeit. Der von uns vollendete Bau wird die

Steine der Gläubigen und Freidenker gleich fest an einander schließen und ein Denkmal des vereinten Nationalgeistes und des versöhnten Weltgeistes sein."

Karl äußerte die Befürchtung, daß der von oben patentisirte Enthusiasmus für diesen Nationalbau zu einer Kinderrassel werden könne, über der man die ernsten Fragen und Schmerzen vergesse, und daß man sich schon damit genügen könne, der Idee der Nationaleinheit gleich ein Denkmal zu setzen, was sich erst nach der praktischen Verwirklichung derselben gebühre.

Rudolph erwiderte mit auffälliger Heftigkeit, daß man sich an jeder Aeußerung der Idee der Nationaleinheit erfreuen müsse, und Karl schwieg.

Elisabetha hatte während dieser ganzen Zeit still und oft abgesondert gestanden; so sehr sie auch an eine gewisse Geistesfreiheit gewöhnt war, diese fertige und offene Rücksichtslosigkeit Rudolphs machte ihr doch ein gewisses Bangen, er brannte bei jedem Anlasse so leicht und schnell das schwere Geschütz der Philosophie los.

Im Heruntersteigen nahm Elisabetha ihren Bruder bei Seite und flüsterte ihm etwas in's Ohr, dieser aber sagte laut:

„Nein, nein, du mußt mit in die Gemäldeausstellung gehen."

Rudolph stand einige Stufen weiter unten, er kehrte sich um und mit einem wehmuthsvollen Blick nach Elisabetha aufschauend, sagte er:

„Warum wollen Sie nicht mitgehen?"

Elisabetha ward von dieser Frage sonderbar betroffen und erwiderte: „Ich gehe mit."

Nach einem Gang rings um den Dom gingen die Drei mit einander nach dem Gürzenich, dieser gewaltigen Freudenhalle, die schon so viel Lust und Jubel in sich geborgen und noch im vorletzten Winter ein 400jähriges Jubiläum gefeiert hat; heute war Alles von den stillen Harmonien der Farben erfüllt, und still wandelten die Menschen zwischen den Bildern auf und ab, gleich als spräche nur das Auge mit den zu ihm redenden Bildern und Farben.

Elisabetha fühlte sich vorzugsweise von den Landschaftsbildern angezogen, von denen sie die meisterlichsten kannte und schnell wiederfand, während sich Rudolph und Karl mehr den historischen und sogenannten Tendenzgemälden zuwendeten.

Lange verweilten sie vor einem großen Gemälde, „Rebekka und Isaak" mit Bezug auf die Stelle 1 B. Moses, K. 24. V. 61—65 darstellend; Rebekka steigt, etwas sehr im Negligé, von dem Kameele, und Isaak hält, im Tiefsten betroffen, die Zügel in der Hand; im Hintergrund sitzen schöne Sklavinnen auf den Kameelen, ein feuriges Kolorit liegt über dem Ganzen.

„Die Haltung ist mir eigentlich nicht biblisch genug," sagte Karl, „es kommt mir immer vor, als sollten das Beduinen sein. Es ist doch merkwürdig, wir verlangen von dem biblischen Bauern- und Hirtenleben eine besondere Idealität, weil diese Geschichten uns von Jugend auf so erscheinen und doch ist es nur patriarchalisch sinnlich."

„Sinnig," berichtigte Rudolph. „Unsere Maler könnten aber auch wohl unser Leben, wie es in Dichtung

und Wirklichkeit hervortritt, so auffassen;" zu Elisabetha gewendet fuhr er ganz leise fort: „ich wünschte, daß ein Maler die Scene von Lisbeth und dem Jäger malte, das wäre herrlich! im Hintergrund, entfernt von Beiden und von ihnen nicht bemerkt, der Diaconus, seine Hände segnend nach dem Paare ausbreitend, das im Vordergrund vor dem Altare kniet, von der Sonne verklärt sich selber einsegnet."

Elisabetha hörte ihm mit geschlossenen Augen zu.

„Ich finde," sagte Karl wieder, „daß der Maler hier die Situation sehr gut gewählt hat: Rebekka wendet ihren Blick weg, während Isaak sehnsüchtig nach ihr schaut, ihre Blicke haben sich schon in Liebe begegnet; der Mann ist kecker und schaut sie noch unverwandt so an, Rebekka hingegen wendet ihr Auge verschämt zur Seite, steigt aber doch ab, um zu ihm zu kommen."

Rudolph blickte unwillkürlich auf Elisabetha, auch er schaute sie mit kühner Sehnsucht an, auch ihr Blick war weggewendet.

Man ging nach einem andern Zimmer. Elisabetha folgte schweigend; sie war beklommen, denn sie fürchtete sich in solcher Aufgeregtheit dem Anblick so Vieler ausgesetzt zu sehen; sie meinte, man müßte ihr Innerstes an dem Gesicht ablesen, aber die Leute hatten ganz Anderes zu betrachten.

Man schweifte noch lange in den Sälen umher und erfreute sich an den wohlthuenden Schöpfungen, denen der lange Friede und die Gunst der Zeit so reichen Spielraum gewährt.

Zuletzt erfreuten sich noch Rudolph und Karl an den wohlgelungenen Büsten ihrer Lehrer Hegel und Gans. — —

Stunden waren vergangen, ohne daß man es wußte; es war Mittag geworden.

„Mich greift das Betrachten der Bilder immer sehr an," sagte Elisabetha auf der Straße wieder frei athmend; „es ist so unendlich viel, in einer Stunde ein Werk ganz in sich aufzunehmen, an dem der Meister Monate und Jahre lang gearbeitet, und nun noch gar diese Masse von Bildern."

„Das ist aber bei allem Aufnehmen geistiger Productionen so," erwiderte Rudolph, „wir treten beim Aufnehmen eines Geisteswerkes wieder in den Moment seiner ersten Schöpfung durch den Bildner, seinen Urheber. Nehmen Sie eine Dichtung, Sie lesen sie in einem halben Tag, aber der Dichter bedurfte auch vielleicht Monate und länger zu ihrer Ausarbeitung, jedoch nur zur Ausarbeitung, die eigentliche Schöpfung ist das Werk eines Augenblicks; da erstehen plötzlich wie mit Einem Zauberschlag alle die Gestalten, ihr Leben und ihre Schicksale im Geist des Dichters; die freie Thätigkeit des Geistes, unbehindert von irgend einem Stoff, waltet mit einer Schnelligkeit, für die wir kein Maaß, ja fast keinen Begriff haben; wir, die wir nun das vollendete Werk in uns wiederschaffen, operiren mit jener unermeßlichen Schnelligkeit seines ersten reinen Werdens. Sie kennen den Ausspruch, ich glaube er ist von Racine: „Die Tragödie ist fertig, es fehlen nur noch die Verse," so auch ist bei dem Maler die eigentliche Schöpfung eines Bildes

ein Moment, die Gestalten stehen in ihm und gewinnen dann erst in Farbe, Licht und Schatten ein äußerliches Leben; gelingt es uns, uns wieder in jenen Moment des Ursprungs hinein zu versetzen, so nehmen wir jenes Werk ganz in uns auf, denn wir schaffen es eben so schnell, rein und immateriell."

„Das werden Sie doch aber nicht bestreiten, daß das sehr ermüdend ist," entgegnete Elisabetha lächelnd. „Können Sie einen ganzen Band Gedichte, wo die verschiedensten Stimmungen und Situationen neben einander stehen, in Einem Zuge lesen? Und doch ist das nur Ein Menschenleben, aus dem sich das alles erschließt." — Elisabetha konnte nicht ausreden und Rudolph seine Erwiderung nicht anbringen, denn Karl sagte:

„Und ich fühle immer einen gesunden Appetit, wenn ich von der Ausstellung komme. Ja lacht nur, ich fühle nach jeder Gemüthserregung, namentlich aber wenn ich musicirt oder viel Bilder gesehen habe, einen ganz uncultivirten Appetit."

Er drang nun darauf, daß man alsbald zu Tisch eile.

IV.

Nachmittags begab sich die ganze Gesellschaft auf das Dampfschiff, um rheinaufwärts nach dem holdseligen Nonnenwerth zu fahren. Rudolph war gegen alle Erwartung gewandt und behend in Besorgung des kleinen Gepäcks der Damen, in Anordnung der Plätze und

dergleichen; er erfreute sich ungemein an diesen kleinen Hülfeleistungen, denn nichts erquickt ein aufmerksames Herz mehr, als den Befreundeten, sei es auch äußerlich, irgend eine kleine Last abzunehmen, wenn gleich die gäng und gäbe Galanterie dies zur hohlen Höflichkeit herabgesetzt hat. — Das Schiff war ungewöhnlich zahlreich besetzt, Rudolph hatte sich den Damen gegenüber postirt und man übersah vergnüglich das bunte Treiben am Ufer.

Bei einer Wendung des Schiffes schien die Sonne Elisabetha gerade in's Antlitz, Rudolph stand schnell auf, und ein eigenthümliches Gefühl durchzuckte ihn, als er Elisabetha eine Zeit lang mit seinem Schatten zudeckte.

Unter mancherlei Gesprächen war man in der reizlosen Gegend eine gute Strecke gefahren, als Karl, der sich zu Bekannten gesellt hatte, schnell herbeikam und Rudolph am Arm fassend sagte:

„Komm, hör' zu, das ist eine herrliche Geschichte, da kann man lernen, wie Alles Mythus wird; sie streiten sich dort, welches der welthistorische Fußschemel sei, den der Deutschresidenzler dem französischen Thiers untergeschoben; sieben Schemel streiten sich darum: der eine behauptet, es wäre ein gepolsterter, der andere, es wäre ein purer hölzerner, der dritte, es wäre ein gußeiserner, der vierte, es wäre ein dreibeiniger gewesen, und er citirt dafür die Pythia uud alle Hexenweiber; komm!"

Rudolph trat auf die Gruppe hinzu: sieben Kölner standen auf sieben Fußschemeln und einer nach dem andern hielt mit dem den Kölnern eigenen Mutterwitz

eine Schutzrede, daß sein Unterthan der einzig rechtmäßige sei. Der Schiedsrichter, ein großer kräftiger Mann, der nach seinem Landhaus fuhr, entthronte endlich alle Prätendenten und entschied, daß es dafür eigentlich gar keinen Fußschemel, sondern nur einen Fußtritt gebe. Die Sache war mit Halloh erledigt und wurde dann beim Wein beschmaust.

„Man soll auf Reisen gehen,“ sagte Rudolph, als er zu den Damen zurückgekehrt war, „um alles Vertrauen in die Physiognomik zu verlieren.“

„Ich gebe sehr viel auf die Physiognomie der Hand,“ sagte die Mutter, „namentlich läßt sich eine gewisse Treuherzigkeit daran erkennen.“

„Rudolph reichte lächelnd seine Hand hin, „Sie sind brav,“ sagte die Mutter, den Druck seiner Hand erwidernd.

„Ich glaube,“ sagte Elisabetha, „die meisten Menschen sehen unbedeutender aus als sie sind.“

Rudolph war hocherfreut über diese liebevolle Menschenbetrachtung Elisabetha's, sie begegneten sich ja in diesem schönen Vertrauen zu Allen; er setzte daher hinzu:

„Und das mag wohl besonders bei uns Deutschen gelten; ein Spanier, ein Italiener, auch ein Franzose mit schwarzem Haar, starken Brauen über dunkeln Augen und dem lebhaften Muskelspiel, sie prätendiren weit mehr innere Geistesthätigkeit als ein blonder, blauäugiger, stiller deutscher Kopf, und doch sind wir Deutschen die geistigsten.“

„Man nimmt sehr leicht,“ ergänzte die Mutter,

„den Ausdruck des Temperaments oder der Leidenschaft für Ausdruck der innern geistigen Bewegung.“

Das Gespräch spann sich noch lang fort und wurde durch mannigfache Anekdoten gewürzt und auf andere Gegenstände übergelenkt; Elisabetha war beredter als gestern, jede Befangenheit schien von ihrer Seele gewichen.

Das Dampfschiff legte in Bonn an, eine große Menge Landleute, meist Frauen, stiegen aus; mit ihrer gewohnten Tracht, den weißen um das Kinn gebundenen Tüchern, deren lange Enden bis über die Schultern hinabreichten, erschienen sie halb nonnenhaft.

Auf seine Frage erhielt Rudolph die Antwort, das seien Wallfahrer, die nach der „Bützgenskirmes“ gingen; er fuhr sich seufzend mit der Hand über die Stirn, dann erschien es ihm wieder als eine lustige Ironie der Zeit, daß die Dampfmaschinen des neunzehnten Jahrhunderts die Wallfahrten befördern; ein stilles Lächeln schwebte um seine Lippen.

Man fuhr nun endlich in das Paradies des Niederrheins, das Siebengebirge; wer vermag es, den Zauber dieses vielgestaltigen Juwels mit seinen wechselvollen bunten Sonnenreflexen in Worte zu fassen?

Unsere Reisenden stiegen in Nonnenwerth an's Land, dessen geräumiges Kloster zum bequemen Gasthof eingerichtet ist. Hier auf der still umfriedeten Insel muß man stehen, um all die Herrlichkeiten ringsum in die Seele einziehen zu lassen; der Rhein hat hier, wie in einem mächtigen Finale, alle Kraft und Pracht seiner Schönheiten gesammelt, um dann still und ernst seinen Lauf nach dem Weltmeer zu beenden, denn wie nach einer

geheimen Verabredung der Natur enden fast mit einander hüben und drüben die Berge mit ihren lieblichen Seitenthälern. Da steht noch rechts der kühne Drachenfels, das Juwel des vielzackigen Berggürtels, links auf buschigten Felsen das liebliche Rolandseck, aus dessen offenem Bogen die Sage vom liebegewaltigen Helden Roland klingt. Die Befreundeten durchstreiften noch in der eben einbrechenden Nacht die freien Pläne und die schattigen Laubgänge der Insel. Es war Samstag Abend, von allen Seiten tönten die Kirchenglocken von nah und fern, sie riefen Willkomm dem morgigen Sonntag; das war ein gewaltiges Klingen und Brausen, wie von einer unermeßlichen unterm weiten Himmelsdom aufgestellten Orgel. Nach und nach verklangen die Töne da und dort, nur von fern tönte eine einsame helle Glocke, wie die Stimme eines Kindes, das seine Heimath noch nicht gefunden, bis endlich Alles im stillen nächtlichen Schatten ruhte. Die Männer und die Frauen gingen still mit einander, ihre Körper wandelten auf der Erde, aber eine heilige Gewalt hob ihre Seelen hoch über die Welten, sie schwebten in der Unendlichkeit, gemeinsam, eins; ihre Seelen waren ja nur ein Strahl aus der Unendlichkeit, sie hatten sich und das All wiedergefunden in der Unendlichkeit.

Rudolph und Karl, die im hohen Dom sich nicht hatten erheben lassen, fühlten sich hier frei und erlöst von aller irdischen Schwere im lichten Aether des Alls. —

Wie hoch und gewaltig aber auch der unendliche Geist des Alls emportragen mag in der Andacht, nur

eine kurze Spanne Zeit — nach unserm irdischen Maaß gemessen — schweben wir in ihr.

So auch hatten die Befreundeten sich längst wieder freudig auf der Erde gefunden, als sie noch immer lautlos mit einander gingen.

Es war eine sternglitzernde wolkenlose Nacht, kein Mondschein mit seinem wechselnden Licht schimmerte über die Erde, die Berge standen wie in stillem Schauer, der Wellenschlag des Stromes, bei Tage unhörbar, gleitet murmelnd wie mit innerer Befriedigung vorüber. — — Viele mögen vielleicht mit Rudolph die eigenthümliche Empfindung theilen, die das Bewußtsein erregt, so mit lieben Menschen auf einer Insel eingeschlossen zu sein, eingeschlossen, da man nicht unabhängig und frei den Aufenthalt verlassen kann; es däuchte Rudolph so schön, von dem gewohnten Festland hinweg, vereint mit Befreundeten auf eine Insel versetzt zu sein; er äußerte dieß und Elisabetha blickte ihn an, ihre Augen glänzten gleich den Sternen droben. Karl aber sagte, auf die hell erleuchteten Fenster des Klosters deutend:

„Ich finde es schön, daß sich das Comfort mitten in die Naturschönheiten hinein festgesetzt hat.“

„Ich auch,“ ergänzte Rudolph. „Comfort, Fülle, Reichthum stören die Poesie, die reine Naturfreude nicht, ja sie vermögen sie sogar in mancher Beziehung zu heben; aber sie sind nicht die Freude, die Poesie, das Glück. Das ist ein großer Irrthum, der durch viele Gemüther der Zeit und ihren Ausdruck, die Literatur, geht, daß, seitdem wir die beschränkte Idylle aufgegeben,

eine aristokratisirende Genußsüchtelei sich breit macht: da soll nun alles Glück sich nur auf Teppichen und zwischen seidenen Tapeten bewegen. Das Comfort, der Reichthum ist angenehm, aber ihr Mangel darf die Lebensfreude nicht im Geringsten stören."

„Mich wird jetzt ein gutes Beefsteak und eine Flasche Wein gar nicht stören," sagte Karl lachend.

Man ging in den Speisesaal, der von Fremden aller Art, aus denen besonders die egoistisch schweigsamen Engländer hervorstachen, angefüllt war. Rudolph traf hier auch Bekannte aus seiner Stadt, einen Advokaten mit seinen beiden Töchtern; so lieb und werth ihm der Mann auch sonst war, mußte er sich doch fast zwingen, ein paar freundliche Augenblicke bei ihm zu verweilen. Dieses unmittelbare Hereinragen seiner alten Umgebung war ihm störend, er wußte nicht warum. Als nun gar der gute Mann Rudolph bemerkte, er sehe ganz und gar verändert aus und dabei lächelte, wurde Rudolph glühend roth und fand diese Bemerkung höchst ungehörig; er dachte nicht daran, daß er sich seinen Backenbart hatte abnehmen lassen, er glaubte, Jeder müsse ihm die Bewegung seiner Seele aus den Mienen lesen. Es ärgerte ihn, daß die Welt nichts still und in sich begnügt keimen und wachsen lasse, aber es war auch, als ob diese Erscheinung aus der Heimath eine namenlose Mahnung an ihn ergehen ließe. Still und in sich gekehrt kam er zu unserer Gesellschaft zurück. Niemand außer Elisabetha schien die Veränderung an ihm zu bemerken, sie blickte mehrmals verstohlen rückwärts nach dem Advokaten und seinen beiden Töchtern.

Karl war indeß durch das „Comfort“ so aufgeheitert, daß er fast ganz allein das Wort führte, und der reiche Quell seiner Laune sprudelte unaufhaltsam. Der eigentliche Humor, die innere übermüthige Freudigkeit, bedarf keines großen, ja sie bedarf eigentlich gar keines Gegenstandes, um sich daran zu offenbaren; eine komische Bewegung, ein Zwicken mit den Augen genügt, um die Andern in das bunte tolle Gewühl der Laune hineinzuziehen. Mit zwei hohlen Eierschalen agirte Karl und ließ ein Heer neckischer Gedanken und Situationen daraus hervorgaukeln: die beiden hohlen Eierschalen repräsentirten zwei allerhöchste Mäcene der Kunst und Wissenschaft, die um künstlerische und wissenschaftliche Antiken-Acquisitionen rivalisirten.

Rudolph erfreute sich noch besonders an dem herzlichen und schönen Lachen Elisabetha's, an ihrem schönen Lachen, denn im Lachen zeigt sich die unwillkürliche Grazie einer Natur, die auch in den unmittelbarsten und unbeherrschtesten Affecten nicht über die Grenzlinie des Anmuthigen und Zarten hinausstreift.

Man war in der heitersten Laune, als endlich die Gäste sich alle in ihre Zimmer begeben hatten, und nun sprang Karl auf, setzte sich an das Klavier und heute mußte Elisabetha ohne Widerrede singen; sie sang zuerst mit unerwarteter neckischer Naivetät das Lied vom kleinen Hans, das mit den Worten beginnt: „Nein, ich will's nicht länger leiden“ ꝛc. und sodann das „Alp-Horn von Proch,“ sie sang so frei und leicht, die Töne quollen so frisch und voll hervor, daß man es fühlte, sie that es mit ganzer Seele und innig-

ster Lust und dies Gefühl ging auf die Zuhörer über.

„Wie gefällt Ihnen das Lied?“ fragte sie dann Rudolph.

„Die Melodie ist natürlich und schön, aber der Text ist doch gar zu läppisch und allgemein verschwimmend; er kömmt mir vor, als wäre er aus lauter Reminiscenzen aus andern Liedern zusammengeflickt, es ist gar keine einheitliche Empfindung darin. Schade um die schöne Melodie!“

„Ach nein, ach nein,“ erwiderte Elisabetha, „bei einem Liede gilt die Musik weit mehr als die Worte; das sind die besten Lieder, die ohne Musik nicht Viel und mit Musik Alles sagen, erst da hat die Musik freien ungebundenen Spielraum; die Gedichte, die man declamiren kann, sind keine echten Lieder, aber da, wo nur der leise Hall einer Empfindung gegeben ist, da kömmt die Musik mit ihrem hundertfältigen vollen Klang.“

Elisabetha setzte dieses Gespräch noch weiter mit Rudolph fort und suchte ihn durch mehrere Beispiele zu überzeugen; er gestand endlich mit innerem Entzücken, daß seine bisherige Ansicht vielfach falsch war. — Es liegt ein unendlich wohlthuendes Gefühl darin, sich von einem geliebten Mädchen seine Ansichten berichtigen und ergänzen zu lassen, das ist die schönste Herrschaft, das schönste, sicherste Verständniß; Rudolph fühlte dies in seiner ganzen Fülle.

Karl, dem heute nichts widerstreben durfte, zwang sogar seine Mutter, daß auch sie sang; sie trug endlich

mit wohlgebildeter, aber etwas unsteter und alternder Stimme das liebliche Lied von Jean Jacques Rousseau vor:

L'encens des fleurs enbaume cet azyle,
Le lac est pur, l'air est fraiche et tranquille
Et la paix du soir se répand sur ces lieux;
Oh ma patrie, oh mon bonheur,
Toujours chérie, tu rempliras mon coeur! —

Es ist so schön, die duftigsten Blüthen der Zeitbildung auf Generationen zurück an dem Stamm Einer Familie blühen zu sehen, das giebt der heutigen Bildung etwas Sicheres, Natürliches und Anspruchloses, zu dem selten eine selbsteroberte Bildung gelangt. Rudolph war der Sohn einer schlichten Bürgerfamilie, sein Vater war Briefträger gewesen, und mit so inniger Liebe und Verehrung er auch an das stille und fromme elterliche Haus dachte, die höheren und freieren geistigen Entfaltungen — die leider noch immer an eine gewisse Freiheit des Standes oder des Besitzes gebunden sind — waren darin fern geblieben; darum berührte dieses Singen, wie die ganze Bildungssphäre der Mutter, Rudolph so tief; wenn es irgend eine verzeihliche Aristokratie giebt, so ist es gewiß nur die der forterebten freien Bildung. — —

Ein jedes war schon zu Bett gegangen, als Rudolph nochmals in das Zimmer Karls kam und sich zu ihm vor das Bett setzte; sie sprachen lange davon, wie doch die Universität der einzige wahrhaft freie Punkt unseres heutigen Lebens sei, sie hatten einander nie

gefragt, weß Standes ihre Eltern seien, oder hatten es wieder vergessen, ja sie hatten es kaum mehr gewußt, daß sie in verschiedenen Confessionen geboren waren.

„Ist deine Mutter auch katholisch?“ fragte Rudolph.

„Nein, sie ist eine Protestantin.“

„Das war also eine gemischte Ehe?“

„Durchaus nicht, meine Eltern waren nur bürgerlich, nie kirchlich getraut, und doch hat die Welt gewiß nie eine heiligere, vom Himmel gesegnetere Ehe gesehen.“

„Herrlich!“ jauchzte Rudolph; er hätte gern noch andere Fragen hieran geknüpft, aber selbst vor seinem innigsten Freunde konnte er seinen Gedanken keine Worte geben; mit unruhigen Schritten lief er im Zimmer umher, endlich blieb er vor dem Fenster stehen, und hinausschauend nach den sternenbekränzten Bergen fragte er:

„Warum hast du mir in Berlin nie von deiner Schwester erzählt?“

„Vor acht neun Jahren war sie noch ein ganz unbedeutender Backfisch. Was war da viel zu erzählen!“

„Hat deine Schwester schon geliebt?“ fragte Rudolph wieder.

Karl richtete sich im Bett auf, und nach seinem Freunde schauend, sagte er:

„Nein, ich wüßte auch nur zwei Männer, die ihrer würdig wären, nämlich du und ich.“

„Nein! Nein! kein Mann ist eines Mädchens würdig, dessen erste Sehnsuchtsblicke ihn berühren; Niemand, wir auch nicht. Wer bringt dem Mädchen ein volles unberührtes ganzes und reines Leben?“

„O du großer Philosophist!“ lachte Karl.

„Nein, laß uns nicht weiter davon reden!“

Karl kannte diese Wendung seines Freundes, in die er oft bei gewaltigen Aufregungen verfiel; er willfahrte ihm, denn er wußte, daß er selber jeden Zwiespalt, der sich in ihm aufgethan, am besten wieder ausglich; er glaubte, Rudolph würde nun gehen, aber dieser stand wie festgebannt am Fenster und redete lange kein Wort.

„Gute Nacht, Rudolph, nimm das Licht mit, damit du nicht im Dunkeln fällst,“ sagte er lächelnd. Rudolph nahm das Licht, reichte die Hand und ging.

Rudolph hatte eine Nacht mit schweren Träumen, er wußte nicht, was er geträumt hatte, aber er erwachte mit glühenden Wangen und heftig pochendem Herzen.

V.

In dem frischen Athem des Morgens, der von der thauglänzenden Landschaft und den grünen Wellen des Rheines zu Rudolph an dem offenen Fenster hinaufstieg, klärte sich bald die brausende Unruhe in ihm ab. Heiter ging er hinab zu der Gesellschaft, die im Saal seiner harrte; die Mutter hatte einen Strauß frischer Feldblumen und Zweige vor sich liegen, die Elisabetha auf ihrem frühen Spaziergang gesammelt hatte. — —

Man muß mit neuen Freunden sich unter ein fremdes Dach begeben, auf Bergen und in Thälern mit ihnen umherstreifen, da zieht sich in hundertfältigen Wechselschlingungen ein Band des frischen freien Ver-

kehrs zwischen den Geistern; man wandelt beiderseitig auf neutralem Boden und in Einem Tage schließt man sich näher und bestimmter einander an, als in Wochen und Monaten innerhalb des geregelten, feststehenden häuslichen Lebens. Das bewährte sich heute mehr als je bei unserer Gesellschaft.

Nach einem Gang auf der Insel setzte man nach dem jenseitigen Ufer über und bestieg Rolandseck. Es war ein heller friedlicher Sonntagsmorgen; die Rauchsäulen aus den Häusern stiegen gerade empor zum wolkenlosen Himmel. Die Glockentöne schwebten über die thauglänzende früchtegesegnete Landschaft; es war, als ob die Bäume, Felder und Berge selber diese Töne ausströmten.

Mutter und Tochter gingen vorauf, Karl ging mit Rudolph. Am letzten Hause des Dorfes Rolandseck saß eine alte Frau weinend am offenen Küchenfenster und schälte Kartoffeln. Karl fragte nach ihrem Kummer und sie erzählte, sie sei die Beßtemutter (so nennt man am Niederrhein die Großmutter) des Hauses, und droben läge ihr Enkelchen, das heute früh gestorben sei; sie bat die „lieben Herren,“ sie möchten ihren neunjährigen Johann nur sehen, er sei schon in seinem Leben ein Engel gewesen, so gut und schön und lieb, und jetzt sähe er gerade aus wie das Muttergotteskind.

„Ich habe noch nie einen Todten gesehen,“ sagte Rudolph.

„Was? Nun kömmst du augenblicklich mit hinauf.“

„Nein, nein, jetzt nicht.“

„Jetzt, gerade jetzt, du mußt; schämst du dich nicht dieser Weichherzigkeit? Komm!“

Rudolph kannte den eisernen Willen seines Freundes, zögernd und zagend folgte er ihm den kleinen Rain hinauf, wo das ärmliche, aus Lehm gebaute Häuschen stand; sie traten ein, der Vater klagte seine Noth, daß er die Beerdigungskosten nicht erschwingen könne, da man noch dazu das todte Kind nach einem andern Dorf auf den Kirchhof bringen müsse; die Freunde theilten ihm mit, was sie entbehren zu können glaubten.

„Die Herren wollen unsern lieben Johann sehen,“ sagte die hinzutretende Beßtemutter.

„Ja, ja,“ sagte der Vater, und ging den Beiden voran eine schmale schwankende Treppe hinauf nach einer Dachkammer. Auf dem Boden in weiße Linnen gehüllt, auf einem Gebreite von Stroh lag hier ein schöner langgestreckter blonder Knabe, er hatte die Hände auf der Brust gefaltet, die Wangen glühten noch im letzten Roth, nur um die geschlossenen Augen zeigte sich die Todtenfarbe; eine brennende Oellampe stand zu Häupten des Kindes und erleuchtete die dunkle Kammer spärlich. Karl näherte sich dem Kinde und legte seine Hand auf dessen Mund. Rudolph stand stumm und starr zur Seite, kein Wort wurde geredet und schweigend stiegen sie wiederum die Treppe hinab.

„O Gott, o Gott!“ sagte Rudolph händeringend, als sie wieder auf dem Wege waren, „das ist der Tod! Wer all die tausendfachen Verschlingungen von Jubel und Kummer, Leben und Tod, die durch jede Secunde hindurchziehen, zusammenfassen könnte — es wäre ein sinnverwirrender Gedanke. Hier draußen ist Alles Lust und Leben, die Sonne leuchtet so schön, die

Berge, der Strom, Alles unendliches freudiges Leben, und dort beginnt ein Menschenkind den ewigen Schlaf! Karl, laß uns froh, laß uns glücklich sein und glücklich machen, so lange wir leben; der Abend kömmt so bald, so bald. Es gab eine Zeit, da glaubte ich freudig sterben zu können, ich glaubte, mein bestes Leben läge hinter mir, jetzt, jetzt, ich will noch nicht sterben, ich will noch leben, mein Leben fängt erst an."

Die beiden Freunde umarmten und küßten sich, gleichsam als Bewährung, daß sie noch lebten.

Sie verabredeten nun, daß sie dieses Zwischenereigniß den Frauen nicht mittheilen wollten. „Wir können und müssen das in uns verwinden," sagte Karl. „Und," setzte Rudolph hinzu; „wenn wir nicht Alle eine gemeinsame Betrübniß im Hintergrund haben, sind wir unmittelbarer genöthigt, sie zu besiegen."

„Es gebührt dem Mann," sagte Karl, „Manches still in sich zu überwinden."

„Dieser Ansicht bin ich nicht, aber komm."

Die beiden Freunde rannten nun im Wettlauf den Berg hinan und kamen erheiterter bei den Frauen an, denn die anspannende Aufregung der physischen Kräfte befreit leicht von seelischem Schmerz.

Karl hatte sich zu seiner Mutter gesellt. Rudolph ging mit Elisabetha, er erzählte ihr, daß sie sich bei einer bedrängten Familie aufgehalten und wie traurig es sei, daß unsere Kräfte zu schwach seien, den Menschen zu helfen, wie viel weniger sie eigentlich zu erfreuen.

„Die schönste Freude," sagte Elisabetha, „ist doch die Wohlthätigkeit."

„Wohlthun,“ erwiderte Rudolph, „wie schön und wahr ist das deutsche Wort; wie wenig Menschen bringen es zu der schönen Seelenstimmung, daß sie demjenigen, dem sie Hülfe leisten, auch wohlthun, ihm Vergnügen bereiten! Um das nackte bloße Leben durchzuschleppen, dazu braucht man nicht Mensch, dazu kann man Thier und Pflanze sein, die eben haben, was sie zur Noth bedürfen; der Mensch genießt das Leben dadurch, daß er die bloße Fristung desselben erhöht.“

„Ja wohl, ich verstehe, was Sie meinen. Man muß dem Bettler nicht nur Brod, man muß ihm, so oft man kann, auch Butter dazu geben, pflegt meine Mutter zu sagen.“

Rudolph hörte mit stillem Erquicken diese Worte. Durch eine leicht erkenntliche Ideenverbindung dachte er jetzt an die vor sein Bett gelegten Predigten von Schleiermacher, er fragte Elisabetha geradezu, ob sie dieselben in den letzten Tagen zur Hand gehabt; sie sprach ihr Nein in so unbefangenem Ton, daß Rudolph nun sicher war, sie aus der Hand der Mutter empfangen zu haben. —

Man kam aus dem Wald auf den schön geebneten Weg, der zur Ruine führt. Rudolph fühlte sich jetzt schon fast ganz befreit von der drückenden Pein, die auf ihm gelastet hatte, die volle Federkraft seines jugendlichen Gemüthes schnellte sie alsbald wieder zurück. In einem Zeitraum von wenigen Stunden konnte er die verschiedensten Empfindungen nach ihrer Tiefe und Breite in sich durchdringen und kund werden lassen, das nannten dann viele Leute, die den Verlauf der

Empfindungen nach ihrem eigenen Zeitenmaß messen, Veränderlichkeit oder Leichtsinn, und in der That, es war Beides, aber in einer höheren gerechteren Bedeutung. Wer aber kann und darf die unendliche Schnelligkeit des Gedankens nach seinem endlichen persönlichen Maßstabe messen?

Man stand nun oben bei der Ruine und schaute wonneselig hinaus in die sonnige Landschaft: nach der stillen Insel drunten, die der Strom liebend umfängt, nach der Bergeskette drüben und den Dörfern rings umher. Man gedachte liebend und dankbar des phantasiegewaltigen jugendlich freien Freiligrath, auf dessen Gesang sich die alte Sage neu bewährte und die Steine sich zum Baue fügten; der wackere „Rolandsknappe" hat der Gegend ihre schönste Zierde, den Rolandsbogen wieder gegeben. So mächtig war der Eindruck dieser Aussicht, daß selbst ein Engländer auf Rudolph zukam und ihm sein Entzücken ausdrückte.

Karl erklärte dann seinem Freunde die Besonderheiten der Umgegend und weidete sich an dessen Entzücken.

„Fridolin," sagte er, „mir ist's, wenn ich dir so das Alles zeige und in deine Seele einpflanze, als ob ich dir das Alles schenkte, daß du es mit mir theilst, und doppelt freut mich's, daß es meine Heimath ist; sieh', das hat mir Alles meine gute Pathe Heimath um die Wiege gestellt."

Elisabetha sah ihren Bruder groß an, solches Herauskehren seines Innern war äußerst selten bei ihm, und Rudolph erwiderte:

„Erinnerst Du dich noch Deines Spruches, den du in guten animirten Stunden auf der Universität hattest? Hören Sie meine Damen: „„Freund Fridolin, du bist mein einziger Freund — ich habe hundert Burgen im Gaue, sie seien dein!““

Rudolph declamirte das mit so komischem Pathos, daß Alle lachten, dann fuhr er fort: „Aber du mußt auch noch selber neue Freude an dieser bezaubernden Herrlichkeit haben, nicht blos Freude an meiner Freude, das wäre mir zu viel.“

„Sie haben Recht,“ sagte die Mutter, „mir ist es immer unangenehm, wenn mir Jemand ein Buch vorliest, das er schon oft gelesen; es ist besser, wenn man gemeinsam die gleichen oder wenigstens die ähnlichen Ueberraschungen hat; liest man auch nicht so gut und weiß man auch nicht so sicher den Weg voraus, wo man etwa stolpern kann oder wo die Natur und der Autor Punktume und Gedankenstriche gemacht, so hat man doch auch das Gemeinsame.“

„Liebe Mutter, das ist bei einer großartigen Gegend ganz anders wie bei einem Buch,“ sagte Elisabetha, „eine großartige Gegend ist mir wie eine große Musik, man muß sie oft und gut spielen und hören, um das Gesammte und alle die versteckten Einzelheiten recht durchzufühlen und zu verstehen; eine tragbare Melodie und einen hervorstechenden Punkt, das behält man leicht, aber das Beste ist oft das, was man nicht so schnell weg hat.“

Das Gespräch wurde nicht fortgesetzt. Die Gesellschaft saß auf einer Bank, von der man die volle

Aussicht genoß; Jedes schien sich fast innerlich darüber zu ärgern, daß man hier in dieser herrlichen Höhe in solchen Diskussionen sich bewegte, Jedes hätte gern dem Andern den vollen Genuß dieser reinen Naturfreude mit Einem Wort in die Seele geströmt und doch blieb fast nichts übrig als die gewohnten Ausrufungen: herrlich! himmlisch! — —

Mehrere Stunden später treffen wir unsere Gesellschaft jenseits auf dem Drachenfels. Die Ueberfahrt war schön und heiter, vierstimmig sang man das Claudius'sche Rheinweinlied — nächst dem Liede vom Prinzen Eugen wohl das einzige, das alle Deutschen aller Gaue singen können. — Wenn man in unserer denkmalsetzenden Zeit noch eine Anregung zu einem Denkmal geben möchte, so wäre es wohl die, eine einfache Statue des Wandsbecker Boten am Rheine aufgestellt zu sehen, etwa in dem leeren Säulentempel auf dem Niederwald, von wo man den größten Theil des weinseligen Landes überschaut. Karl äußerte diesen Gedanken und Rudolph hielt aus dem Stegreif sogleich eine übermüthig überschwängliche Rede bei Enthüllung dieser Denkmalsidee; er zeigte, wie eigentlich alles Lob dem Urheber der Idee gebühre und man ihn preisen müsse, sodann wieder den, der diesen Lobpreis ausspreche, dann den, der ihn anerkenne u. s. w. Ueberhaupt war Rudolph in so gewaltiger innerer Erregtheit, daß er das Fernliegendste und Barockste herbeibrachte. — Mit jugendlicher Turnfertigkeit sprang und kletterte er

dann behend auf der Ruine umher, er wußte und wollte nichts mehr von all der Würde und Haltung, die ihm sein Lehrerstand angezwängt hatte, er war wieder ganz der waghalsige Jüngling und freute sich, aus dem hohen Fenster des halbzerschmetterten Thurmes, den Klang, der seine Seele erfüllte, in alle Welt hinauszurufen und zu jubeln, und doch hatte er den Muth nicht, ihn ganz und voll hinauszurufen; zwischen jeder Silbe eine Pause machend, so daß ihn Niemand verstehen konnte, rief er daher im Choraltone:

E—li—sa—be—tha!

Elisabetha kam zufällig herbei, sie sah Rudolph in der gefährlichen Lage und rief, die Hände zusammenschlagend: „Ach Gott! bitte, steigen Sie herab, mir zulieb; es ist ja gräßlich, wie Sie da oben hängen;“ sie hielt sich aus Furcht die Augen zu. Das Wort und die Betonung „mir zulieb“ drang Rudolph in die Seele, aber seine hohe Stellung gab ihm eine übermüthige Keckheit und er rief:

„Ich capitulire; geben Sie mir eine Hand, wenn ich glücklich herabkomme?“

„Ach Gott, kommen Sie doch herab!“

Rudolph stand schnell vor Elisabetha, er faßte ihre Hand, sie wehrte ihm nicht, er hielt sie lange fest. Wie nach einer inneren Verabredung setzten sie sich dann auf den Rasenvorsprung vor dem Thurm. Lange sahen sie still hinaus und sogen mit den Blicken all das große frische Leben ein, das vor ihnen ausgebreitet war, und wie durch einen magischen Zug blickten sich dann beide wieder an und in dieser flüchtigen aber

tiefen Begegnung ihrer Blicke sahen sie in ihren Augen weit mehr als all' die Pracht und Herrlichkeit da draußen. Rudolph mußte an sich halten, um Elisabetha nicht um den Hals zu fallen; eine unsichtbare Hand schien ihm abwehrend zu winken.

Endlich sagte Elisabetha: „Wäre es nicht möglich, das Bewußtsein aller der Verhältnisse, die drin in den Städten, zwischen den Mauern und Möbeln an uns hängen, abzulösen, ja sogar unser Selbstbewußtsein aufzulösen und in und mit der Natur blos zu sein, mit der Blume zu blühen." —

„Die indischen Heiligen," erwiderte Rudolph lächelnd, „versuchen so etwas, sie bohren sich in den Mittelpunkt des Allbewußtseins hinein, lösen sich selber auf im Gedanken des All, im Gedanken Gottes, festgewurzelt an einen einzelnen Punkt machen sie sich vom Menschen zum Baum, ertödten alle freie, persönliche, geistige und körperliche That, leben im All als Menschenpflanzen; aber im bloßen Naturleben degradiren wir uns von unserem Menschenrange; wenn wir uns in menschliche Beziehungen hineinleben, sind wir größer als wenn wir uns in die bloße Natur versenken, auflösen und verlieren."

„Sie greifen mir zu hoch, oder ich muß mich nicht recht ausgedrückt haben," — bemerkte Elisabetha — „ich meine nur das: mir gälte es als das Höchste, wenn wir als reine Natur mitten in das reine Naturleben außer uns treten könnten; das unendliche stillselige Mitempfinden in uns walten und aus uns herausklingen ließen, nichts von Reflexion und überhaupt

nichts von allem Dem hinzuthäten, was wir nur als Menschen erfahren."

„Nein, mit dem Versenken in die Natur, in's Allgemeine, werden wir bloße Geschöpfe, während wir als Menschen gewissermaßen auch zugleich Schöpfer sind; nicht das Lyrische, der unmittelbarste und reinste Naturlaut, sondern das Dramatische ist das Höchste, wir schaffen hier eine neue Welt, eine Menschenwelt; es ist weit höher, wenn wir uns frei und selbständig mitten in der feststehenden Natur bewegen und sie in uns aufnehmen, als wenn wir uns von ihr aufnehmen lassen."

Elisabetha glaubte sich noch immer nicht recht begriffen, sie sagte daher:

„Ich will Ihnen das, was ich meine, an einem Beispiel erklären: nicht die Vokal- oder Wortmusik ist das Höchste, da sind wir noch immer an menschliche Gedanken, Begriffe und Empfindungen gefesselt; die reine Instrumentalmusik ist das Höchste, Unendliche, sie ist das, was man das unendlich Lyrische nennen möchte, da sind wir nicht mehr an menschliche Worte und Begriffe gebunden, frei und allgewaltig leben wir im All, ich weiß nicht mehr, daß ich Schwester, Tochter bin, da lebt man außer- und übermenschlich; so auch, meine ich, sollten wir in der Natur leben können."

„Ich verstehe Sie wohl, aber diese Instrumentalmusik wird auch oft und meist zum Maßlosen, Verschwimmenden, Zerfahrenen, und verliert dadurch allen gesunden Halt und wahren Gehalt; dieses Bettinisiren

wie ich es nennen möchte, ist nicht, wie Sie es bezeichnen, übermenschlich, sondern — wenn man so sagen kann — untermenschlich. Alles, was keinen sichern, festen Boden mehr hat, sondern eben gerade in's Blaue hinein irrlichtelirt, wird leicht aus Uebersinn zum Unsinn. Wir können und dürfen Alles um uns her blos mit Gedanken fassen und handhaben; in Worte gefaßten Blumenduft und Sonnenschein als solchen kann es für uns nicht geben; wir fassen Alles nur mit unserer menschlichen Natur, das scharfe, bestimmte, feste menschliche Denken und Fühlen ist ebenso gut Natur wie Alles da draußen, nur eine höhere, freiere; das feste, volle menschliche Wesen ist höher als alles bloße Naturleben; wir leiten den Strom und seine Schiffe und stehen selbst frei darüber; ist es nicht weit schöner, daß wir alles Das da draußen und hier uns selbst zugleich bewußt in uns haben?"

„Ich bin Ihnen sehr dankbar," sagte Elisabetha, nach einer Weile aufstehend, „so Vieles wird mir durch Sie klar; unser Karl geht mit mir auf solche Besprechungen gar nicht ein, er läßt mich allein in allen Irrthümern stecken." — —

Man schickte sich zur Heimkehr an; Rudolph ging mit Elisabetha; er, der sich bemühte, die Natur mit seinem Geiste zu beherrschen und ihre Wirkung zu vermenschlichen, war dagegen auch leicht gewohnt, sie zu symbolisiren; so erschien es ihm jetzt als symbolisch, daß er mit Elisabetha sich während der Grenzscheide des Herbstes wie im Hochsommer ihres Daseins gefunden: wie die Frucht die vollendete Blüthe, so war ihm

die Erkenntniß die Frucht des ursprünglichen Blüthenlebens, des Gefühls; viele Blüthen und viele Gefühle müssen fallen, und nur wenige reifen zur Frucht und Erkenntniß.

Rudolph und Elisabetha hatten schon am ersten Abend fast unbewußt ihre Kindheitsgeschichte, so zu sagen ihr mythisches Leben einander offenbart; jetzt waren sie schon so weit in ihrem gemeinsamen Leben, daß sie Ursprung und Anfang desselben mit einander wieder überschauten. Das war das sicherste Zeichen, wie tief und vielverzweigt dieses gemeinsame Leben Wurzel geschlagen hatte; denn nur an einem lieben Verhältniß, das wir als fest und unwiderruflich geschlossen betrachten, wagen wir es und sind wir geneigt, dessen Grundlage zu untersuchen. Rudolph schilderte seine wunderbare Erregtheit, als er sich ihrem Hause nahte und wie ein geheimer Zauber ihn vor den verschlossenen Thüren festhielt; als er nun fragte, warum ihm doch endlich geöffnet worden sei, sagte Elisabetha:

„Es geht mir mit der verschlossenen Wohnung wie mit meinem Herzen; oft, wenn ich allein bin, schließe ich mein Zimmer mit dem Vorsatz, ganz allein zu bleiben und Niemand, klopfe wer da wolle, hereinzulassen; klopft aber Jemand, so springe ich fast unwillkürlich auf und öffne; ich meine immer, wenn ich es nicht thue, geht Jemand wieder fort, der mir gerade recht nahe steht, ich schäme mich, zuerst so kalt zu fragen: wer ist da? und auch mich ganz still zu halten und zu verläugnen. Meine Mutter sagte oft, wenn es Nachts am Hause klingelte: das sind gewiß wieder

böse Buben, aber es waren auch sehr oft Freunde, die dadurch in Wind und Wetter draußen warten oder wieder umkehren mußten.“

„Und mit Ihrem Herzen ist es ebenso?“

„Ja,“ sagte Elisabetha, und in ihrem Ton lag eine Hoheit und ein Adel der Seele, daß sie alle gewohnte Bescheidenheit weit überflog, „ja, ich gestehe, ich kann nicht anders; alle Vorsätze, es nicht zu öffnen, verschwinden, sobald ich einen Seelenklang vernehme, der wirklich hindurchdringt.“

„Das ist gut und brav von Ihnen.“

„Gar nicht, es ist gar kein Verdienst dabei; ist es brav von mir, daß ich athme?“

So sprachen die Beiden; nicht die leiseste Ahnung, daß solches rückhaltslose Aussprechen vielleicht ungehörig sein könne, regte sich in ihnen. Hell und klar stand die Ueberzeugung in ihnen, daß sie ihre tiefste Seele erkannt hatten.

Ist es wahr, daß die still beseligende Heiligkeit der Liebe aufhört, wenn man sie denken und erkennen will? Das ist dasselbe, wie daß man Gott nur glauben, nicht denken, erkennen dürfe und könne; nein, die Erkenntniß ist Gott und Gott ist die Liebe, die Andacht und die Liebe sind in der Erkenntniß nicht mehr überschwengliche vorüberrauschende Momente, sie sind stet und ständig, die Liebe schwebt nicht mehr unerkennbar und unfaßbar über dem Leben als übernatürliche Offenbarung und wird als das Wunder des heiligen Geistes über dasselbe ausgegossen, sie ist die innewohnende Verklärung jedes einzelnen Punktes, aus dem

sich der Lebenskreis zusammensetzt, der in sich unendlich und doch stets geschlossen ist. — Solche Gedanken bewegten sich in Rudolph, denen er gleichsam als lauten Schlußsatz hinzufügte:

„Von uns gilt buchstäblich und höher, was die Schrift sagt: Suchet, so werdet ihr finden, klopfet an und es wird euch aufgethan.“ Weiter konnte und wollte er nichts sagen, denn so frei und unverhüllt sich ihm auch Elisabetha gegeben, ein unerklärbarer Gedanke hielt ihn ab, dies schöne Leben selig zu umfangen.

Die Sonne begann zu sinken und ihre letzte Pracht als Scheidegruß über die Erde auszubreiten, da standen zwei hochbewegte Herzen am Ufer des Rheines und harrten still des Schiffes, das sie heimwärts bringen sollte.

Man fuhr ab. Als es Nacht geworden, blieben die Frauen in der Kajüte. Rudolph ging auf das Verdeck, er bat Karl, ihn ganz allein zu lassen und setzte sich in eine Ecke, sich still in sich zusammennehmend.

Es ist eine schöne kirchliche Sitte, vor dem Abschluß einer Lebensperiode durch den Anschluß an ein neues, durch die Ehe angetrautes Leben, noch einmal vor Gott die ganze Vergangenheit und ihre Gestaltung prüfend und läuternd aufzuerwecken. Rudolph aber stand schon lange außerhalb alles kirchlichen Verbandes und auf dem brausenden Dampfschiff unter der sternenglänzenden Himmelswölbung führte er all sein Leben und Denken vor sein innerstes Gewissen.

Lachend und heiter stieg sein Jugendleben herauf, die still vergnügte Zeit des ersten Lernens, da man den ersten Blüthenduft aus Hellas und Rom in sich einsaugt und noch kein Wohin und Warum kennt. Dann kam die trübe Zeit, hinausgestellt in die fremde Welt, einem Beruf zustrebend; die erste Saite riß, die Frömmelei riß seinen ersten Jugendfreund aus seiner Seele; da kam dann das wilde Heer der Zweifel und Fragen. Wer ermißt die Qualen, die den einsam forschenden Geist wachend und träumend heimsuchen? Da ging er hin durch das Leben und er konnte es nicht fassen, denn der Geist, das Gesetz, Gott war ihm daraus gewichen; oft in stiller Nacht hob es ihn weit hinauf, bis sein Haupt endlich wie an eine eiserne Decke anprallte und er vernichtet zurücksank. Da zog still und feierlich der Geist der Erkenntniß, die Philosophie endlich in seine Seele ein, eine kräftige Freundeshand legte sich wieder in die seine, das Leben feierte in ihm seine verklärte Auferstehung. Bald sah er sich einem Beruf hingegeben, seinem Geiste entsprechend, aber noch fühlte er in seinem Dasein eine Lücke; er wanderte oft hinaus nach dem stillen Dorf zu einem naheverwandten und vielfach gleichgesinnten Geistlichen ... Hier hielt Rudolph plötzlich inne. Marie, die Tochter des Pfarrers, stand vor ihm in der ganzen Fülle und frischen Gesundheit ihrer Erscheinung, er betrachtete oft mit stiller Lust ihre fröhliche Arbeitsamkeit, er erfreute sich an einzelnen Worten von ihr, die der Ausspruch einer kindlich heiteren Seele waren, oft begleitete ihn ihr Bild, wenn

er nach Hause ging, oft trat es zu ihm in sein einsames Studierzimmer, und wenn er wieder den Weg hinaus nach dem Dorfe einschlug, trat es ihm wohl zuerst entgegen; er gestand sich, daß ihr Dortsein nicht minder als die weisen Reden des Vaters ihn hinauszogen; oft saß sie arbeitend dabei, wenn er sich mit dem Vater besprach, nur bisweilen schaute sie auf, er glaubte in ihren Blicken, wenn auch nicht ein Verständniß, doch eine sinnige Theilnahme an dem Gespräch wahrzunehmen. Nie richtete Rudolph ein Wort an sie, um ihre Gedanken und Gefühle auf sich zu lenken, aber er wußte es, sie wollte ihm wohl, sie reichte ihm so treuherzig die Hand, wenn er kam und ging, und hatte ihn zur letzten Weihnachten so schön beschenkt.

Nach und nach stieg in Rudolph der Gedanke auf, sie als seine künftige Lebensgefährtin zu betrachten, seine Pulse klopften gleichmäßig, wenn er sich diesem Gedanken hingab, aber er sah sie mit friedlichem Genüge in häuslicher Wirksamkeit. Oft fragte er sich: ist das die Liebe? Dann sagte er sich wieder: dein grübelnder Geist ist keiner andern fähig. —

Jetzt richtete er sich plötzlich rasch auf, das Bild Elisabetha's stand vor ihm mit all der Schwungkraft und Innigkeit ihrer Seele: „Nein! nein!“ sprach er laut vor sich hin. Die Hand an die heiße Stirne gelegt, wandelte er auf dem Verdeck auf und ab, er quälte seinen Geist, indem er ihn der Wandelbarkeit zieh: „Gute Marie,“ sagte er, „wir können jetzt nicht mehr glücklich mit einander sein; ahntest du es wohl, als ich dir versprach dir etwas von der Reise mitzu-

bringen und du abwehrend erwidertest: ich danke, und der Vater hinzufügte: bringen Sie mir nur sich selber wieder? — Ich bin euch unwiederbringlich. — — Darf ich aber Elisabetha ein Leben bieten, dessen tiefste Keime sich einer Andern erschlossen, wenn auch verborgen und ungeahnt von ihr? Für ein volles Leben biete ich ein zerstücktes." — Er stand lange sinnend still.

„Und doch, ich muß," sagte er wieder, „einst in alten Tagen galt es als Symbol der siegenden Majestät und Wunderkraft der Liebe, daß die Liebenden durch Feuer und Wasser schritten; wir aber sind auf den brennenden Sonnenhöhen und in den krystallenen Meerestiefen des Gedankens einander begegnet und haben sie durchschritten. Ein Geist, Ein Leben wohnt in uns und was noch unerkannt und still verborgen in uns ruht, wir wollen es liebend tragen und heilig achten; o Seligkeit, als wir uns erkannten! Du bist Geist von meinem Geiste! Komm, Elisabetha, durch alle Wandlungen des Lebens tragen wir den einen einigen Sinn, du bist mein!"

Lange noch schaute Rudolph still und friedlich hinaus in den dunkeln, brausenden Strom, bis endlich die blinkenden Lichter und das Läuten der Klingel ihn erinnerte, daß sie bei Köln waren; in dem Gewirre, das nun entstand, erkannte er schnell Elisabetha, er nahte sich ihr und sie fragte verwundert:

„Wo sind Sie denn?"

„Bei Ihnen, und ich hoffe, wir bleiben's."

Er bot Elisabetha den Arm, und ohne auf die Mutter und Karl zu warten, zog er sie schnell voraus,

bis sie aus dem Gedränge waren; dann, in einer stillen Straße faßte er ihre Hand, sah ihr in die Augen und sagte:

„Elisabetha, darf ich Sie — dich so nennen?“

„Rudolph,“ erwiderte sie leise.

Auf der geheiligten Schwelle ihres Hauses besiegelten sie ihren Liebesbund mit dem ersten Kuß.

Als Karl und die Mutter nach Hause kamen, traten ihnen Rudolph und Elisabetha Hand in Hand entgegen und baten um ihre Zustimmung zu ihrer Vereinigung.

Karl umarmte seinen Freund so heftig, daß dieser laut aufschrie, die Mutter aber küßte Beide auf die Stirne und sagte: „Gott segne euch, meine Kinder!“ —

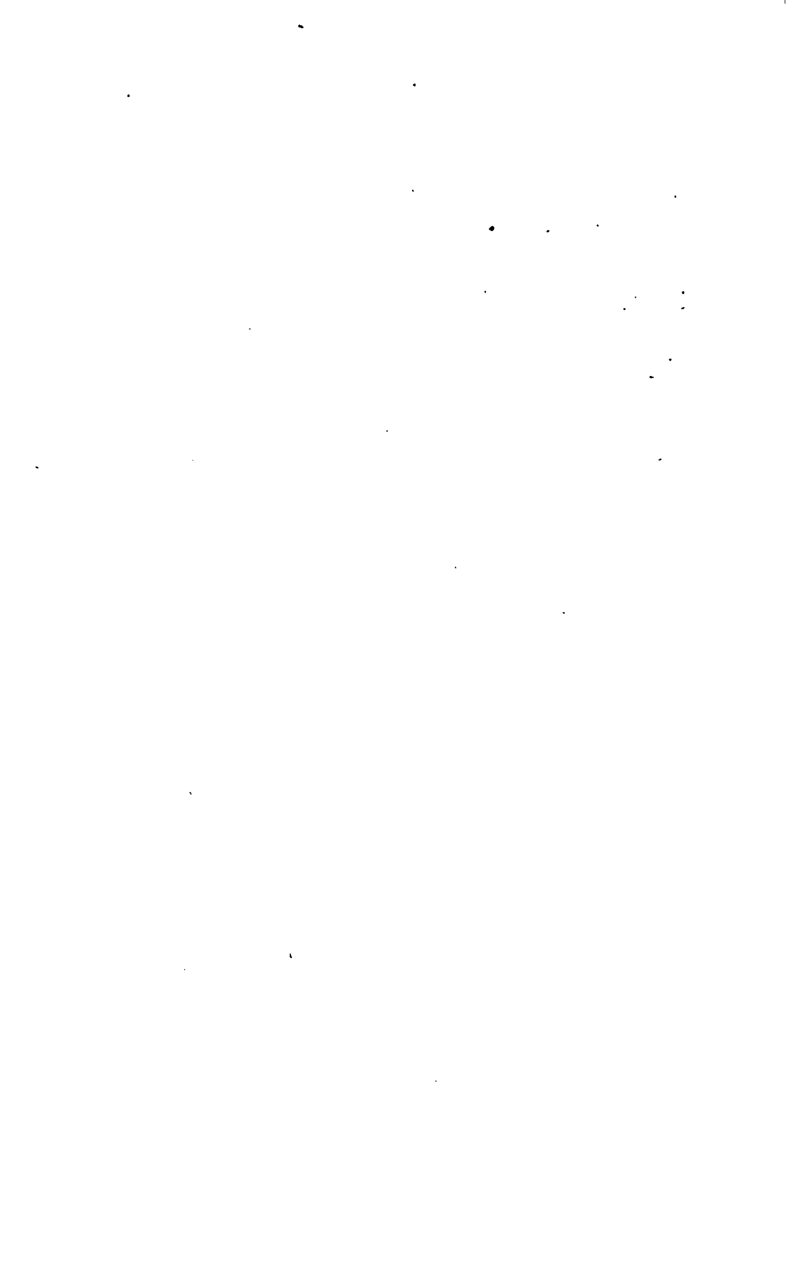
Wer beschreibt die Seligkeit, die in der Straße Sanct-Marien am Capitol heute Abend ihre Lichter ansteckte? — Wir ziehen uns still zurück, denn bei einem innigen Familienfeste sind fremde, wenn auch noch so theilnehmende Augen, doch immer fremd. Wer das Glück genossen und genießt, ein Wesen außer ihm ganz und voll sein zu nennen, der rufe sich die erste Stunde des vollen gewissen Empfanges zurück; wer es noch nicht genossen, frage die zitternden Pulse seines Daseins. —

Wie selig blickte Rudolph in den sonnigen Tag, als er am andern Morgen Arm in Arm mit Elisabetha hinauswandelte in die Straßen, ihm war ein neues Leben außer und neben und in ihm gegeben; alle Vorübergehenden schauten freudig nach den Beiden, auf deren Antlitz ein Freudenglanz schwebte; ein armer

Knabe bot ihnen Blumen an, Rudolph reichte ihm ein Geschenk dafür und gab die Blumen Elisabetha.

Sie gingen immer weiter bis hinaus vor das Thor, wo sie endlich Leichensteine, still und ernst gereiht, erblickten, sie traten in den Kirchhof, Elisabetha führte Rudolph nach einem Grabe, darauf die Inschrift war: „Hier ruht von des Lebens Freude, Müh' und Arbeit Friedrich Meurer."

Die ersten Blumen, die Elisabetha von Rudolph empfangen hatte, legte sie auf das Grab ihres Vaters, dann reichten sie sich still und andächtig wie über der Ewigkeit die Hände; still und andächtig, fest aneinandergeschlossen, schritten sie darauf von dannen.



Was ist Glück?



Edmund — so nennen wir bei seinem Vornamen einen hochgewachsenen, noch nicht lange von der Universität zurückgekehrten jungen Rechtsgelehrten — Edmund hatte das, so wunderbar ergreifende Büchlein von Clemens Brentano: „die Geschichte der schönen Annerl und des braven Casperl“ zu Ende gelesen; feierliche Stille herrschte in dem Hörerkreise, jede Brust holte tief Athem; so hatte das einfache Schicksal einer Dienstmagd und eines Soldaten Alle tief erschüttert. Da saß die Hofräthin Romann und trocknete sich unverhohlen die Thränen, neben ihr Meta und Antonie, ihre beiden Töchter; Antonie hielt die Arme auf der Brust übereinander gepreßt, gleichsam noch als äußere Schutzwehr gegen ihr heftiges Herzklopfen, eine Thräne hing in ihren Wimpern, sie blickte in ihren Schooß; Meta trocknete sich mit ihrer linken Hand ebenfalls die Thränen, ihre Rechte spielte mit der Trobdel an dem Gürtel ihres Kleides. Neben ihr saß die Majorin von Schmidtfelden, sie spielte das holländische Daumenspiel, und hatte, sei es aus Rührung oder Mißbehagen, die Unterlippe mit den Zähnen eingekniffen; ihre Tochter Rosette, die etwas rückwärts saß, richtete die in Unordnung gekommene Halskrause ihrer Mutter wieder zurecht.

Die Männer standen oder saßen hier und dort.

Edmund sah mit stillem Genügen diese lautlose Bewegung in den Gemüthern Aller; er fühlte, wie Niemand es wagte, dieses Wogen und Wallen in dem Herzen des Andern durch ein Wort, durch eine Sylbe anzurufen oder abzuleiten. Kaum einige Sekunden hatte diese lautlose Stille gedauert, als Edmund auch schon zu bemerken glaubte, wie diese hochgetriebene Aufregung mißbehaglich zu werden begann; denn nur Wenige vermögen es, durch enthusiastische Aussprache oder durch lautlose Stille ihr eigenthümliches Gemüthsleben vor Andern zu offenbaren, falscher Schein, Unnatur und falsche Schaam haben uns so einander entrückt, daß der heilige Geist der Liebe und des Mitgefühls, der jede Brust bewohnt, sich scheu vor den Augen Vieler verhüllt, und nur tief dem eignen Gemüthe oder dem einzigen, das wir uns angeeignet, sich erschließt; unser Fühlen und Empfinden spricht sich nicht mehr wie im Alterthum im Chore aus, dessen gewaltige, in Eins gebundene Stimmen sich tragen, heben und versöhnen; nur in einsamen Monologen oder im Widerhall einer einzigen Seele vermögen wir es, die tiefsten Töne unseres Herzens hinausklingen zu lassen.

Sei es nun, daß dem Hofrath diese Pause mißbehaglich wurde, daß ihn der Kitzel der Ironie beschlich, oder daß er in der That die von ihm ausgesprochene Vermuthung hegte, genug, er trat auf Edmund zu mit den Worten: „Sagen Sie, ist diese Geschichte nicht nach einer wahren Criminalgeschichte bearbeitet?“

„Nein,“ antwortete Edmund kurzweg; es war ihm,

als ob durch diese in halb amtlichem Ton aufgeworfene Frage plötzlich all der duftige Schmelz von der Dichtung weggewischt würde.

„Die Geschichte ist gräßlich schön,“ bemerkte Antonie.

„Ich möchte sie nicht allein lesen, mich überrieselt's,“ sagte die Hofräthin.

Die Rede war Allen wiedergegeben.

„Ich muß gestehen,“ sagte die Majorin in scharfem Ton, „mich hat die Sphäre, in der sich diese Geschichte bewegt, höchst unangenehm berührt; die neuen Dichter führen uns in Gesellschaften, die nun und nimmer die unsrigen sind, und ich mag sie auch poetisch nicht als die meinigen haben; ich muß gestehen, ich schämte mich, als der Bediente vorhin im Zimmer war, während wir eine Domestikengeschichte hörten. Und dann kommen darin Verhältnisse zur Sprache, die einem gewissen Alter, einer gewissen Region fern und unbekannt bleiben sollen.“ Sie blickte hiebei sorglich auf ihre Tochter, die mit dem goldenen Herzchen, das an ihrem Halse hing, spielte, und warf dann Edmund einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Was die Sphäre betrifft, gnädige Frau,“ erwiderte Edmund, „so werden Sie ebenfalls bemerkt haben, daß ein Graf, ein Fürst und eine hohe Dame am Ende ihre Rolle spielen, übrigens habe ich den Dichter in dieser Beziehung nicht zu verantworten; was aber Ihren zweiten Vorwurf betrifft, so glaube ich, ist es eben so ungehörig als unmöglich, Demjenigen, der ein offenes Auge für das Leben hat, alles Mißliche und Traurige zu verbergen und zu übertünchen, auch

wird ein zartes Gemüth durch dessen Anschauung nicht verletzt."

„Von ästhetischem Standpunkt aus betrachtet" — bemerkte der Professor Hailer.

„Um Gottes Willen, wie können Sie ein solches Werk so beurtheilen?" unterbrach ihn die lebhafte Hofräthin, „das ist kein Buch, das ist eine tiefergreifende Lebensschilderung."

„Immerhin," entgegnete der Professor, der sich nie von einer begonnenen Rede abbringen ließ, „gerade deßhalb, so wie auch aus ästhetischen Rücksichten, weil die Motive zerfahren und das Schauerliche allzusehr gehäuft ist, wünschte ich die allbekannte Geschichte von dem Richtschwert aus der Erzählung weg, dann wäre Alles vollkommen, namentlich was das Hochsittliche darin betrifft . . ." —

Der Professor wollte noch weiter reden, aber er sprach so bedächtig, daß man fast nie wußte, wann er ein Punktum machte; die Hofräthin sagte daher:

„Diese Erzählung gemahnt mich wie ein ausgeführtes und erweitertes Volkslied; die schwermüthige Melodie in vibrirenden Molltönen ist vorherrschend" —

„Sie haben recht, Sie bringen mich auf die richtige Spur," rief der Professor freudig überrascht, „das Ganze ist in der That weiter nichts als die Ausführung eines wirklichen Volksliedes."

„Welches?"

„Desselben, das Schiller in seiner brausenden Schubartsperiode zu seinem Gedichte „die Kindesmörderin" benützt hat; Schiller hat den Namen des Burschen und

Brentano den Namen des Mädchens beibehalten, der letztere hat alle Motive wörtlich ausgeführt.

Ach Joseph, lieber Joseph, was hast du gedacht,
Daß du die schön' Nannerl in's Unglück hast bracht?

Joseph, lieber Joseph, mit mir ist es aus,
Man wird mich bald führen zum Schandthor hinaus.

Zum Schandthor hinaus, auf einen grünen Platz,
Da wirst du bald sehen, was die Lieb' hat gemacht.

Richter, lieber Richter, richt' nur fein geschwind.
Ich will ja gern sterben, daß ich komm' zu meim Kind.

Ihr Freund' und Bekannten, weint nicht um meine Noth,
Zeitlebens in Gefängniß, viel lieber den Tod.

Joseph, lieber Joseph, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab' Alles bekannt.

Der Fähnrich kam geritten, und schwenkt seine Fahn':
Halt still mit dem schön Nannerl, ich bringe Pardon.

Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon todt,
Gut Nacht, meine schöne Nannerl, deine Seele ist bei Gott."

„Sie haben der Erzählung das größte Lob zuerkannt," bemerkte Edmund zur Hofräthin gewendet, „indem Sie sie, ohne das Lied zu kennen, ein erweitertes Volkslied nannten; das Springende ist zum ruhigen Gange gebracht, und die verbindenden Ereignisse sind gleichmäßig erfunden und durchgeführt. Ist ja auch Webers Freischütz dadurch die deutscheste und volks-

thümlichste Oper, weil hier, wenn man so sagen kann, das zum Drama erhobene Volkslied gegeben ist."

„Mich hat der religiöse Zug," sagte der Major, „der durch die Erzählung Brentano's geht, sehr frappirt; ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt noch so fromm wäre. Die Ehre und Bravour wird mir aber hier doch zu viel den Pfaffen in die Hände gespielt."

Er verwickelte sich in ein Zwiegespräch mit dem Professor; die Gesellschaft stand auf und gruppirte sich nach Willkür. Antonie hatte sich an das Klavier gesetzt und phantasirte stürmisch. Edmund trat zu Meta, die in der Biegung des Klaviers stand: „Wie hat es denn Ihnen gefallen?" redete er sie an.

„Recht gut und Sie haben auch sehr zart gelesen; haben Sie aber denn nicht bemerkt, wie ich Ihnen vorhin winkte? Sie hätten der Majorin etwas höflicher antworten dürfen."

„O Sie sind lieb und gut; aber warum ist denn Ihre Antonie so verstimmt und einsylbig?"

„Daß ich nicht wüßte; Antonie, wenn du mich begleiten willst, so wollen wir das Lied von Brentano singen."

„Ein Lied von Brentano? Welches?" fragten mehrere Stimmen aus der Gesellschaft.

„Sie kennen es Alle," erwiderte Meta, „aber wußten wahrscheinlich den Verfasser nicht." Sie sang nun jenes prächtige Lied: „Nach Sevilla &c."

„Eine südliche Glut und Frische liegt in diesem Liede, und Sie haben es mit ausnehmender Wärme gesungen, Fräulein Meta," erklärte der Professor nach Beendigung des Liedes.

„Der glücklichste Mensch ist doch der Dichter," sagte Edmund; „der Staatsmann, der Held kann seine Zeitgenossen bestimmen, jener, daß sie handeln nach seinem Willen, dieser, daß sie sterben nach seinem Willen; der Dichter allein kann seine Zeitgenossen wie die empfänglichen Seelen aller Zeiten und Zonen bestimmen, zu fühlen, zu denken wie er; er lebt in ihnen, er lebt tausendfältig, unendlich; Tausenden tritt er nahe als Freund, als Heiland ihrer Seelen, er erlöst den taubstummen Schmerz aus seiner Verdumpfung, all sein Fühlen und Hoffen, sein Träumen und Trauern, all sein ureigenes Leben ersteht in tausendfältigen Gestalten; das Leben aller Zeiten und Nationen zieht verklärt durch seine Brust, und was über Zeiten und Nationen schwebt, heißt er feststehen und leben; die Stätte, die er betreten, wird durch ihn zum heiligen Erdreich; was seine Seele bewegt bleibt ewig fest, sein ganzes Ich ist ewig gewahrt von dem unendlichen Ganzen der Menschheit."

„Mit dieser Schlußbemerkung machen Sie aber den Dichter zum raffinirtesten Egoisten," bemerkte Antonie.

„Nicht doch, mein Fräulein," entgegnete Edmund, „und wäre es auch Egoismus, lassen Sie sich durch das Wort nicht irre machen; der Egoismus an sich ist nichts Schlechtes, nur wenn er den Egoismus eines Andern verletzt und beeinträchtigt, wird er schlecht."

„Die praktischen Engländer theilen Ihre Ansicht von Dichterglück nicht," sagte die Majorin, „Sie kennen wohl das Sprüchwort: I should like my enemy would write a book?"

„Ich kannte das Sprüchwort bis jetzt nicht, gnädige Frau, aber man kann wohl sagen: wenn der Engländer seinem Feinde wünscht, daß er ein Buch schreiben möge, so ist es nicht, weil das ein Unglück für den Autor ist, sondern weil sich durch Concentriren der Gedanken und Anschauungen die persönliche Leidenschaft abkühlt und niederschlägt."

„Auch diese gewandte Erklärung," erwiderte die Majorin, „ist gegen Sie, denn statt, wie es weit angenehmer ist, den Kampf in Feindes Land zu spielen, muß er hier im Herzen des eigenen Gebiets oder im Gebiete des eigenen Herzens ausgefochten werden."

Die Majorin blickte zufrieden über diesen glücklichen Vergleich umher. Edmund antwortete nicht, da begann die Hofräthin schnell:

„Sie sprechen auch nur von dem Dichter, wenn er mit einer gewissen Selbstgefälligkeit das vollendete Werk und seine Wirkungen überschaut und sich der Welt gegenüber denkt; bedenken Sie aber die überleidigen Klagen, wie gepreßt und verletzt, wie tief erschüttert ein Menschenherz sein muß, bis es durch die Dichtung sich über sich selbst erhebt; wie Wenige vermögen es, ihr eigener Heiland und noch weit minder, der Heiland Anderer zu werden!"

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht," ergänzte die Majorin, „das wäre ein schlechter Dichter, der, wie so Mancher der heutigen jungen Leute, gleich einem manierirten Schauspieler, alle Attitüden nur für das Auge des Publikums wählte, bei den höchsten Aufregungen nur nach den Wirkungen da draußen hinschielte."

Der Professor nickte den beiden Frauen während ihrer Rede beifalllächelnd zu, gleich als wären sie Gymnasiasten, die ihre Pensa gut auswendig gelernt; Edmund suchte mit außergewöhnlicher Höflichkeit zu entgegnen, und indem er seine mit der Hand aufgespannte elastische Uhrkette zurückschnellte, begann er:

„Sie führen mich in das tiefste Getriebe poetischer Schöpfung, indem Sie mich auf den Jammer und die Noth, auf die Vorgeschichte, die der Erlösung vorangeht, aufmerksam machen; aber Dichtung ist wie die Liebe, ja sie sind Eins, der Liebende ist Dichter in sich oder nach außen, und der Dichter liebt, muß lieben; wer möchte den Schmerz und die Qualen der Liebe missen um den Preis, daß er die Liebe aufgäbe?“

Die Majorin kniff wiederum die Lippen ein und betrachtete sorgenvoll ihr Kind, in dessen Beisein man so geradezu von Liebe sprach, auch Antonie blickte verlegen zur Erde; Edmund schien Alles dies nicht zu bemerken, sein Auge funkelte hell, er drückte die linke Hand an die Stirn und fuhr stürmisch fort:

„Die Liebe ist das höchste Glück und die höchste Tugend, die höchste Geisteskraft, und doch leidet nur Der, der liebt; nehmt dem Menschen die Liebe, trennt sein Herz los von Allem, was es aufbrennen macht; und das Leben ist hohl und leer, freudlos und leidlos. Der Dichter aber lebt in ewig sich läuternder Liebe. Und wer ertrüge nicht gern alle die Pein und den tiefschneidenden Gram einer zartfühlenden Seele um den Preis, daß sein Geist geläuterter, empfäng-

gang von einem minder behaglichen Zustand zu einem erwünschteren, angemessenerem, behaglicheren."

„Das ist ein Glücksfall," wendete Edmund ein; „aber das Glück als ständig fortdauerndes ist etwas Anderes."

„Sie haben auch das Wünschen in Ihre Definition gesetzt," bemerkte Antonie, „man nennt aber sehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man also auch nicht wünschen konnte, ein Glück."

„Ich sagte ja nicht gewünscht, sondern erwünscht."

„Wünschen, ja wünschen, darin liegt's," lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung sind rouge et noir im Lebensspiel: nicht im Gewinn, sondern im glücklichen Spiel liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tact läßt Goethe den praktischen Werner in Wilhelm Meister sagen: daß der glücklichste Mensch der ist, der auf dem Wege ist, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna ist eine Dame, mit der man am glücklichsten im Brautstand ist; die Sage von des Fortunati Wünschhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus ist der glücklichste, weil er die schöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünscht; nicht im Besitzen, sondern im Erwerben und Empfangen liegt das Glück; ist der Moment des Empfangens vorüber, so ist der gewünschte Zustand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünsche steigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben besteht's, daß sie Ideale sind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten."

„Sie sind also auch einer von den endlosen Stre-

dern," sagte Edmund, „die den Menschen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu schnappen und die ideale Maulsperre für das höchste Glück halten? Nein, giebt es ein Ideal, so muß es erreicht werden können, oder es ist kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß im freien Umherstreifen in Wald und Feld, sondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philosophiren, dessen höchster Zweck eben das Streben, Denken und Philosophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wildbraten und die Resultate des Philosophirens schmecken gut. Viele theilen die Ansicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anstand-stehen mit gespanntem Hahn das Loos und die Bestimmung menschlichen Treibens und Denkens sei; ich kann mich nicht dazu verstehen, ich komme gern mit gefüllter Tasche nach Haus, von der Philosophie wie von der Jagd."

Die Majorin blickte längst mißmuthig drein, sie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant," so lange bei einem Gegenstand zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hause die Zügel der Unterhaltung entrissen. „Uebermorgen," sagte sie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie sein?"

Edmund verstand diese Diversion wohl, aber er war nicht gesonnen, sich darauf einzulassen, sondern entgegnete mit einem gewissen Muthwillen: „Gnädige Frau, wir sind jetzt einem Edelwild auf der Fährte, einem

gang von einem minder behaglichen Zustand zu einem erwünschteren, angemesseneren, behaglicheren."

„Das ist ein Glücksfall," wendete Edmund ein; „aber das Glück als ständig fortdauerndes ist etwas Anderes."

„Sie haben auch das Wünschen in Ihre Definition gesetzt," bemerkte Antonie, „man nennt aber sehr oft ein Ereigniß, an das man vorher nie gedacht hat, das man also auch nicht wünschen konnte, ein Glück."

„Ich sagte ja nicht gewünscht, sondern erwünscht."

„Wünschen, ja wünschen, darin liegt's," lächelte der Hofrath, „Furcht und Hoffnung sind rouge et noir im Lebensspiel: nicht im Gewinn, sondern im glücklichen Spiel liegt das Hauptvergnügen. Mit feinem Tact läßt Goethe den praktischen Werner in Wilhelm Meister sagen: daß der glücklichste Mensch der ist, der auf dem Wege ist, ein reicher Mann zu werden. — Frau Fortuna ist eine Dame, mit der man am glücklichsten im Brautstand ist; die Sage von des Fortunati Wünschhütlein trifft den Nagel auf den Kopf; Fortunatus ist der glücklichste, weil er die schöne Erwartung hat, Alles zu erhalten, was er wünscht; nicht im Besitzen, sondern im Erwerben und Empfangen liegt das Glück; ist der Moment des Empfangens vorüber, so ist der gewünschte Zustand ein alter gewöhnlicher geworden, neue Wünsche steigen auf und verlangen einen andern. Die Ideale können und dürfen nie erreicht werden, und darin eben besteht's, daß sie Ideale sind und uns immer in angenehmer Spannung erhalten."

„Sie sind also auch einer von den endlosen Stre-

bern," sagte Edmund, „die den Menschen das traurige Loos auferlegen, ewig nach Idealen zu schnappen und die ideale Maulsperre für das höchste Glück halten? Nein, giebt es ein Ideal, so muß es erreicht werden können, oder es ist kein Ideal. Die Jagdfreude liegt nicht bloß im freien Umherstreifen in Wald und Feld, sondern auch im Wildbraten. Das wäre ein nichtsnutziges Streben, Denken und Philosophiren, dessen höchster Zweck eben das Streben, Denken und Philosophiren wäre, und wobei man an kein Endziel glaubte; im Gegentheil, der Wildbraten und die Resultate des Philosophirens schmecken gut. Viele theilen die Ansicht mit Ihnen, Herr Hofrath, daß jene Gemüthsaufgeregtheit des Strebens, Harrens und Zielens, das ewige Auf-dem-Anstand-stehen mit gespanntem Hahn das Loos und die Bestimmung menschlichen Treibens und Denkens sei; ich kann mich nicht dazu verstehen, ich komme gern mit gefüllter Tasche nach Haus, von der Philosophie wie von der Jagd."

Die Majorin blickte längst mißmuthig drein, sie fand es gegen allen guten Ton und als „ennuyant," so lange bei einem Gegenstand zu verharren; der kecke Edmund hatte ihr in ihrem eigenen Hause die Zügel der Unterhaltung entrissen. „Uebermorgen," sagte sie daher zu ihm, „hält der Graf Merbold großes Treibjagen, werden Sie von der Partie sein?"

Edmund verstand diese Diversion wohl, aber er war nicht gesonnen, sich darauf einzulassen, sondern entgegnete mit einem gewissen Muthwillen: „Gnädige Frau, wir sind jetzt einem Edelwild auf der Fährte, einem

selten erscheinenden Sechzehnender; hören Sie nicht, wie alle Wünsche ihre Fanfaren blasen? Reiten Sie mit, wir wollen das Glück erjagen. Herr Professor, Sie sind ein Philosoph, nehmen Sie das Glück auf's Korn."

Die Diskussion war hiermit wieder in's Centrum gerückt.

„Ich wollte, ich wäre das, was Sie mich nennen," erwiderte der Professor mit bescheidenem Stolze, „denn nur der Philosoph ist glücklich; nur wer in der Erkenntniß alle Einzelerscheinungen des Lebens bewältigt, mit freiem Geist beherrscht und in sein Denken einordnet, nur der ist glücklich zu nennen; nicht in dem gewöhnlichen Sinn als ein durch Zufälle und Ereignisse Gehobener, sondern im höchsten Sinn, als ein durch erworbene Kenntniß und Einsicht über den Ereignissen Stehender; der Zufriedene, der Gleichmüthige, der Einsichtige, mit einem Wort, der Philosoph allein ist glücklich."

„Wieder ein Monopol!" unterbrach der Major den langsam und bedächtig redenden Professor, „Alles läuft doch wieder darauf hinaus, sich ein Privilegium zu verschaffen; nun wollen auch die Philosophen die Majoratsherren des Glückes sein."

„Alle Menschen sind Philosophen, nur mehr oder minder," sagte der Professor ungewöhnlich schnell.

„Sie nehmen aber," sagte Edmund, „Glück und Zufriedenheit, oder meinetwegen Gleichmäßigkeit, als ein und dasselbe; aber Zufriedenheit ist eben nur Zufriedenheit und nicht Glück."

„Ja, das meine ich auch," sagte Antonie und Edmund blickte sie freudestrahlend an, „wer so ebenmäßig fortlebt und alle Ereignisse schnell in die Schule nimmt, den kann man nicht glücklich nennen; nur wer sich von ihnen auf Höhepunkte tragen läßt, wo man in reiner Luft die ganze Seele plötzlich freier athmen fühlt, nur Der ist glücklich."

„Aber auch oft unglücklich!"

„Ja, aber kann nicht nur der, der unglücklich werden kann, auch glücklich werden?"

„Es giebt hierbei," sagte der Hofrath, „keine allgemeine Regel; Jeder, den wir glücklich nennen, oder in dieser Beziehung beurtheilen, muß von seinem Standpunkt aus betrachtet werden; die gefährlichste Gewohnheit der Menschen ist: „man" statt „ich" zu sagen."

„Deßwegen," erwiderte der Professor, „läßt sich aber doch ein allgemeiner Begriff des Glücks aufstellen, der die Einzelfälle unter sich begreift. Wie durch den Durchgang durch ein convexes Glas die zerstreuten sieben prismatischen Farben wieder in einem Lichtfocus gesammelt werden, der, farblos an sich, doch ideell die bunte Farbenwelt in sich trägt, so auch die Abstraction der Begriffe —"

„Und da, wo die Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zu rechter Zeit sich ein,"

rezitirte der Hofrath; „ich lasse mich nicht auf Begriffe und Wortklaubereien ein; man glaubt sehr leicht, den Faden der Ariadne in der Hand zu haben, und zieht doch nur — Sie entschuldigen den Ausdruck — an

einem Narrenseil. Ich frage einfach: giebt es einen ganz glücklichen und giebt es einen ganz unglücklichen Menschen? Meine Ansicht ist: Niemand auf der Welt ist ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, so müßte er sich unaufhörlich des Zwiespaltes zwischen seiner Natur und seinem Geschick bewußt sein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtsein seiner Natur abhanden kommen, das Geschick wird durch die lange Herrschaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur setzen. Gewohnheit ist die zweite Natur, sagt schon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwiespalt ist dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam spuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und frische Natur wird ihn bald zurückbannen; nur schwachköpfige, mit sich selbst kokettirende Sentimentalität beschwört aus Wollust den abgeschiedenen Geist der früheren Natur, um sich ein schauerliches Frösteln zu machen und vor einem falschen Spiegel sich selber zu bemitleiden."

„Erlauben Sie," sagte Edmund, und seine Faust ballte sich unbemerkt, „Gewohnheit ist die zweite Natur! ja wohl; aber dieser Wechselbalg der Natur ist gerade das höchste Unglück; verwandeln Sie durch Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion schwebt, in einen Frosch, der im Sumpf quakt, so ist der Frosch allerdings nicht unglücklich, er ist in seinem Element — aber die ermordete Adlernatur, das ist das höchste Unglück; ein Mann, ein Mädchen," fügte Edmund rücksichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines schönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun

in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief vernichten und Leibeigene des Geschickes werden, sind im höchsten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchste Muth der Wahrhaftigkeit ist's, sich ohne Furcht und Grausen zu sagen: du bist unglücklich; Das, wozu dich Gott oder die Natur bestimmt, ist dir nicht geworden. Mir erscheint es als Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich scheinen zu wollen, wenn man's nicht ist. Hätten die Menschen den Muth, sich die offenen Wundenmale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin saß während dieser ganzen Rede in sichtbarer peinlicher Unruhe da; sie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber sie verlor die pädagogische Rücksicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmunds erschienen als Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja sogar gegen alle gute Sitte. Die Majorin blickte sie schadenfroh an; sie hatte schon oft genug erfolglos gegen Zuziehung dieses stürmischen Sausebraus in ihre vertrauten Zirkel protestirt, sie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter diese Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die schon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erst jetzt zu dem Worte kam:

„Wir selbst aber kennen am allerwenigsten unsere Natur und was ihr frommt und gut ist; das erkennen am besten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einsicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe stehen; diese müssen also unserer Natur ihr Schicksal

einem Narrenseil. Ich frage einfach: giebt es einen ganz glücklichen und giebt es einen ganz unglücklichen Menschen? Meine Ansicht ist: Niemand auf der Welt ist ganz unglücklich; denn wäre Jemand immerwährend unglücklich, so müßte er sich unaufhörlich des Zwiespaltes zwischen seiner Natur und seinem Geschick bewußt sein, mit der Zeit muß ihm aber das Bewußtsein seiner Natur abhanden kommen, das Geschick wird durch die lange Herrschaft endlich den Sieg davon tragen, eine andere Natur setzen. Gewohnheit ist die zweite Natur, sagt schon das Sprüchwort — das Unglück, der Zwiespalt ist dann aufgehoben. Manchmal mag noch der alte Adam spuken, aber nur vorübergehend, denn die junge und frische Natur wird ihn bald zurückbannen; nur schwachköpfige, mit sich selbst kokettirende Sentimentalität beschwört aus Wollust den abgeschiedenen Geist der früheren Natur, um sich ein schauerliches Frösteln zu machen und vor einem falschen Spiegel sich selber zu bemitleiden."

„Erlauben Sie," sagte Edmund, und seine Faust ballte sich unbemerkt, „Gewohnheit ist die zweite Natur! ja wohl; aber dieser Wechselbalg der Natur ist gerade das höchste Unglück; verwandeln Sie durch Gewohnheit einen Adler, der in der Sonnenregion schwebt, in einen Frosch, der im Sumpf quakt, so ist der Frosch allerdings nicht unglücklich, er ist in seinem Element — aber die ermordete Adlernatur, das ist das höchste Unglück; ein Mann, ein Mädchen," fügte Edmund rücksichtslos hinzu, „denen Gott und die Natur den Freibrief eines schönen, gehobenen Lebens mitgegeben, und die nun

in einer niedern Sphäre ihre Natur verändern, den Freibrief vernichten und Leibeigene des Geschickes werden, sind im höchsten Unglück; nicht kokettirende Sentimentalität, nein, der höchste Muth der Wahrhaftigkeit ist's, sich ohne Furcht und Grausen zu sagen: du bist unglücklich; Das, wozu dich Gott oder die Natur bestimmt, ist dir nicht geworden. Mir erscheint es als Eitelkeit und Schwäche, ja als Sünde, glücklich scheinen zu wollen, wenn man's nicht ist. Hätten die Menschen den Muth, sich die offenen Wundenmale vor ihren eigenen Augen zu enthüllen, es wäre bald anders in der Welt."

Die Hofräthin saß während dieser ganzen Rede in sichtbarer peinlicher Unruhe da; sie konnte zwar manche Extravaganzen ertragen, aber sie verlor die pädagogische Rücksicht auf ihre Kinder doch nie aus den Augen; die Aeußerungen Edmunds erschienen als Aufruhr gegen alle elterliche Autorität, ja sogar gegen alle gute Sitte. Die Majorin blickte sie schadenfroh an; sie hatte schon oft genug erfolglos gegen Zuziehung dieses stürmischen Sausebraus in ihre vertrauten Zirkel protestirt, sie vergaß in ihrer Schadenfreude ganz, daß auch ihre Tochter diese Reden gehört hatte, und blickte nur auf die Hofräthin, die schon zweimal den Mund zum Sprechen geöffnet hatte und erst jetzt zu dem Worte kam:

„Wir selbst aber kennen am allerwenigsten unsere Natur und was ihr frommt und gut ist; das erkennen am besten Diejenigen, die durch gereifte Erfahrung und Einsicht, durch die Natur und durch Liebe uns nahe stehen; diese müssen also unserer Natur ihr Schicksal

und ihre Bestimmung geben. — Freilich ist es gar süß, sich aus Romanen eine sublime Natur zusammen zu stoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. Niemand in der Welt," setzte sie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf sich von Jugend auf selber seine Bestimmung geben; die meisten Menschen wären höchst unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was sie in ihren überschwänglichen Jahren für das höchste Glück hielten."

„Es ist eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte seiner Gattin mit sarkastischem Lächeln, „daß ein Lastträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Last auf den Rücken legt, als wenn er sie selbst aufhockt; so geht's auch mit dem Schicksal."

Eine Pause entstand, das Antlitz Edmunds war plötzlich verändert, die eingetretene Pause gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als sie eigentlich hatte. Der Major hatte indessen — wie das in gesellschaftlichen Debatten oft zu geschehen pflegt — den Zwischenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinn, er sagte daher zu diesem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menschen giebt, so glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Mensch ein Unding, er wäre eine chinesische Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Gestalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht."

„Und," sagte der Professor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht ist, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe sich als ein Kreis bestimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine geradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten ist, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Centrum gleichweit entfernt sind; so als Kreis wird er aber nie zum Bewußtsein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtsein." —

Alles lachte.

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," fuhr der Professor, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtsein; im eckigen Zusammenstoß mit Anderen findet man seine Endschaft, und aus dieser sich selber; wie man demnach vollkommen glücklich sein und dennoch wissen kann, daß man es ist, das ist die moralische Quadratur des Kreises, die nie gelöst werden wird."

Der Professor merkte an einem leisen Zischeln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er sich etwas in die „Zigeunersprache" der Schulphilosophie verloren hatte; er fand daher schnell einen günstigen Ausweg in der anekdotischen Auffassung und bemerkte weiter: „Ich finde demnach Ihr Bild, Herr Major, ganz entsprechend: nur durch die Nacht wissen wir, daß es Tag ist, und nur aus dem Schatten hebt sich das Licht; ich möchte die Allegorie vom Peter Schlemiehl so deuten, daß dieser deßhalb so unglücklich ist, weil er seinen

und ihre Bestimmung geben. — Freilich ist es gar süß, sich aus Romanen eine sublime Natur zusammen zu stoppeln, der eingebildeten Natur ein eingebildetes Leben zu träumen, und dann zu wimmern und zu klagen über die rauhe Wirklichkeit. Niemand in der Welt," setzte sie begütigend und einlenkend hinzu, „kann und darf sich von Jugend auf selber seine Bestimmung geben; die meisten Menschen wären höchst unglücklich, wenn ihnen Das geworden wäre, was sie in ihren überschwänglichen Jahren für das höchste Glück hielten."

„Es ist eine bekannte Erfahrung," bekräftigte der Hofrath die Worte seiner Gattin mit sarkastischem Lächeln, „daß ein Lastträger mehr als das Doppelte tragen kann, wenn ihm ein Anderer die Last auf den Rücken legt, als wenn er sie selbst aufhockt; so geht's auch mit dem Schicksal."

Eine Pause entstand, das Antlitz Edmunds war plötzlich verändert, die eingetretene Pause gab der Rüge der Hofräthin eine größere Schärfe, als sie eigentlich hatte. Der Major hatte indessen — wie das in gesellschaftlichen Debatten oft zu geschehen pflegt — den Zwischenreden wenig Theilnahme gewidmet, denn er hatte eine Bemerkung auf die frühere Rede des Hofraths im Sinn, er sagte daher zu diesem:

„Wie Sie mit Recht behaupten, daß es keinen ganz unglücklichen Menschen giebt, so glaube ich auch, wäre ein ganz glücklicher Mensch ein Unding, er wäre eine chinesische Malerei, lauter Licht, kein Schatten, da bekommen die Gestalten etwas Wachsfigurnes; ununterbrochenes Glück wäre wie ewiger Tag ohne Nacht."

„Und," sagte der Professor, „man weiß nur, daß es Tag, weil man weiß, daß es Nacht ist, und umgekehrt. Ein ganz glückliches Leben ließe sich als ein Kreis bestimmen, der, wie ihn Archimedes definirt, eine geradlinige Figur von unendlich vielen gleichen Seiten ist, oder, wie man ihn heute definirt, eine Figur, deren Kreislinien überall vom Centrum gleichweit entfernt sind; so als Kreis wird er aber nie zum Bewußtsein kommen, nur die eckigen Figuren kommen zum Bewußtsein." —

Alles lachte.

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht," fuhr der Professor, ohne sich irre machen zu lassen, fort, „nur die eckigen Figuren kommen durch ihre Ecken und Enden zum Bewußtsein; im eckigen Zusammenstoß mit Anderen findet man seine Endschaft, und aus dieser sich selber; wie man demnach vollkommen glücklich sein und dennoch wissen kann, daß man es ist, das ist die moralische Quadratur des Kreises, die nie gelöst werden wird."

Der Professor merkte an einem leisen Zischeln und Hin- und Herneigen der Köpfe, daß er sich etwas in die „Zigeunersprache" der Schulphilosophie verloren hatte; er fand daher schnell einen günstigen Ausweg in der anekdotischen Auffassung und bemerkte weiter: „Ich finde demnach Ihr Bild, Herr Major, ganz entsprechend: nur durch die Nacht wissen wir, daß es Tag ist, und nur aus dem Schatten hebt sich das Licht; ich möchte die Allegorie vom Peter Schlemiehl so deuten, daß dieser deßhalb so unglücklich ist, weil er seinen

Schatten, den Reflex, die Reflexion, das Bewußtsein, verloren hat."

Die Gesellschaft erfreute sich an dieser burlesken Wendung und vergaß das Vorhergehende gern. Edmund hatte nach der an ihn gerichteten Apostrophe alle Fassung verloren, er schalt sich innerlich über seinen Ungestüm, er nahm sich vor, weiter keinen thätigen Antheil an der Diskussion zu nehmen, sein volles Herz führte ihn stets zu weit; dann aber erschien es ihm wieder kindisch, sich verblüffen, und unmännlich, eine Verstimmung in sich aufkommen zu lassen; er ermannte sich daher, sein Antlitz erheiterte sich, als die Hofräthin sagte:

„Ich möchte fragen: Können die meisten Menschen nicht besser Unglück ertragen als Glück genießen?"

„Allerdings," erwiderte Edmund, „und dieß kommt hauptsächlich von der resignativen Richtung der Religion her; es ist das kein Vorwurf, sondern nur eine Consequenz für die Religion, sie wendet sich vornehmlich an die heilsbedürftige, leidende Menschheit, lehrt sie Uebel und Ungemach ertragen und ausgleichen; das Geltendmachen der eigentlichen positiven Lebenskraft, des Selbstbewußtseins und der Achtung vor sich, fließt dann hauptsächlich aus dem Charakter, aus der unabhängig gebildeten Selbsterkenntniß und Welterkenntniß. Aber die wenigsten Menschen haben einen positiven Charakter. In unseren verkrüppelten Zuständen ist uns Wesen und Darstellung eines schönen, vollen Menschendaseins abhanden gekommen, wir sind froh, wenn wir die eine Hand verloren, daß uns nicht auch die andere genommen

worden; unser Glück, unsere Freude ist aus einzelnen Concessionen zusammengeflickt."

„Ja, was nennen Sie denn Glück?"

„Glück ist, sich seines Daseins zu freuen; es liegt in diesem trivialen Satz ein höherer Sinn, als man beim ersten Anschein glaubt; freuen kann ich mich, wie schon die Sprache sagt, nur über oder mit etwas; ich muß mir das, worüber oder womit ich mich freue, gegenüber gestellt haben, es darf nicht blos als stille Naturkraft in mir stehen, es muß meinem Wissen zum Gegenstand, zum Gegenüberstehenden geworden sein; es muß Bewußtsein werden. Das Thier ist nicht glücklich, weil es nur ist, nicht bewußt ist, sich nicht selber Gegenstand seines Denkens durch die Sprache wird; so stellt sich die Stufenleiter des Menschenglückes je nach dem Grad des Bewußtseins. Die Daseinsfreude, das in Lust gehobene Wissen von seinem und Anderer Dasein ist die Wurzel und die Krone des Glücks; darum ist der liebende und dichtende Geist der glücklichste, weil sich hier ein neues, lebendiges Dasein uns gegenüberstellt, das harmonisch aus uns ausgeht und in uns aufgeht. Liebe ist innige Freude an dem Dasein eines Andern, das unser Dasein geworden; die Daseinsfreude —"

„Sie streifen nahe an der Wahrheit vorbei," unterbrach ihn der Professor, der wohl bemerkt hatte, wie unangenehm das scheinbare Abschweifen der Rede Edmund's aufgenommen wurde, der in seinem übervollen Herzen Allgemeines aussprach, was doch wieder eigentlich an eine bestimmte Person der Gesellschaft adressirt

war; der kluge Professor wand Edmund allen Vortheil aus der Hand, indem er fortfuhr:

„Ich knüpfe, wie Sie, an einen allbekannten Satz an: Jeder ist seines Glückes Schmied.“

„Schicksals, sagt man gewöhnlich,“ berichtigte der Hofrath.

„Schicksal oder Glück, das ist hier gleichbedeutend; Jeder ist der Schmied seines Glückes, aber das Eisen schafft er sich nicht, das wird ihm von Gott, von der Natur gegeben; wir müssen es daher nach bestem Wissen schmelzen, biegen und dehnen. Die Naturgaben, innere und äußerliche, auferlegen uns eine Nothwendigkeit, die wir nicht aufheben, über die wir uns aber durch Bewußtsein und Erkenntniß erheben können, indem wir ihr aus Selbstbestimmung genügen. Nicht indem wir die Gesetze des Alls und unserer eigenen Natur aufheben wollen, sondern indem wir sie erfüllen, sind wir frei; denn die Naturnothwendigkeit und Ordnung ist wesenhafte Form der Freiheit. In der Erkenntniß also, mit der wir in unseren einzelnen Schicksalen das Vorübergehende wie die nothwendigen und unabänderlichen Gesetze herausfinden und sie erfüllen, in der Erkenntniß allein liegt alles Glück; daher kommt es, daß man mit Glück meist blos etwas Relatives bezeichnet, denn es kommt auf unsere Anschauung an, ob wir das Gegebene unserer empfangenden Natur entsprechend glauben; also das Absehen von der äußerlichen Sache und die Rücksicht auf unsere Natur ist das Bestimmende hiebei; die Grundlage des Glückes liegt also in uns

in Erkenntniß und Bestimmung unserer Natur; wer aber das Glück blos im Aeußerlichen sucht, der hat es nicht, wenn er es findet. Deßhalb habe ich auch behauptet, daß jeder Mensch mehr oder minder Philosoph, und demzufolge mehr oder minder glücklich ist; der wahre Philosoph aber, dessen Anschauung keine relative, sondern die reine, allgemeine sein muß, der wahre Philosoph muß zu der Erkenntniß aufsteigen, daß unsere Beurtheilungen der Verhältnisse meist auf falschen Voraussetzungen beruhen; jedes Ding trägt den Maaßstab seiner Erkenntniß und seines Daseins nur in sich; wir aber beurtheilen die Dinge gewöhnlich, um uns das Urtheil zu erleichtern, nach Gemeinbegriffen und allgemeinen Maßstäben. So zum Beispiel nennen wir einen Buckligen, einen Einäugigen unglücklich, warum? weil wir nach unserem allgemeinen Gattungsbegriff des Menschen sagen: jener hat etwas zu viel und dieser etwas zu wenig; aber dieser Gattungsbegriff ist blos ein von uns willkürlich gemachter, um die Dinge schneller und besser übersehen zu können. Jedes Ding will und muß aber nur nach sich beurtheilt werden; der Bucklige, der Einäugige sind vollkommene Geschöpfe, und es ist Unrecht von uns und von ihnen, sie als Unvollkommene oder, was gleichviel ist, als von Natur Unglückliche zu betrachten. Jedes Ding hat nur so viel Recht, als es Kraft hat, darüber hinaus wollen, ist Unrecht oder, was dasselbe ist: Unverstand —"

„Das ist eine traurige, isolirende und freiheittödtende Ansicht," sagte Edmund.

„Keineswegs," sagte der Professor, „aber hören Sie weiter: der Philosoph erkennt ferner, daß die Benennung Glück wie gut nur aus der egoistischen Weltanschauung fließt, wonach wir Alles um uns her als Mittel für uns selber, die wir Zweck sein sollen, ansehen; stellt sich uns dann Vieles als Mittel dar und macht uns zum Zweck, so nennen wir uns glücklich; aber Alles in der Welt ist Zweck für sich. Die Welt in ihrer Allberechtigung nach Raum und Zeit steht vor dem Philosophen, er erkennt in dem Momentanen und Beschränkten das Ewige und Allgemeine, und diese Erkenntniß ist das höchste Glück. Ich erinnere mich jetzt nicht genau eines Spruches von Jakob Böhme, der ungefähr besagt:

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Ist befreit von allem Leid.

Religion und Philosophie treffen hier auf verschiedenen Wegen in ihrem Ziel zusammen, beide heischen ein Erheben aus der Endlichkeit in die Unendlichkeit; wäre die bloße Daseinsfreude das höchste Glück, so wäre der Tod ohne sichere, bewußte persönliche Fortdauer das höchste Unglück; wer aber in seinem Leben seine Auferstehung gefeiert, sei es in der Erkenntniß oder im Gemüthe, wer sich einmal gestorben geschaut und sich wiedergefunden und festhält, der ist glücklich, alle Einzelheiten des Lebens durchdringt er —"

„Machen Sie uns aber nicht selig, statt glücklich?" fragte der Hofrath lächelnd.

„Sei es, bitte, ich bin sogleich zu Ende, ich komme

zu dem Ergebniß, daß wer sich zum Selbstbewußtsein erhoben, in jeder Lage glücklich sein kann; denn das Glück beruht in der freien und doch wieder harmonisch gebundenen Entfaltung unserer Kräfte, in der Vereinbarung unserer endlichen Natur, d. h. unseres Geschicks mit unserer unendlichen Natur, unserm Wesen; so steigen wir dann annähernd zum Gipfelpunkt menschlichen Daseins auf; Glück ist die bewußte Uebereinstimmung unseres innern und äußern Berufs."

„Diese Definition scheint erschöpfend, und ich glaube, die Sache ist hiemit erledigt," sagte der Hofrath wieder.

Edmund nickte bejahend, ohne zu antworten, aber die Majorin hatte sich getäuscht.

„Herr Professor," fragte die Hofräthin, „wen halten Sie für den glücklichsten Menschen in der Geschichte?"

„Das ist eine schwierige, vielleicht unlösbare Frage."

„Erlauben Sie," sagte Edmund, „daß ich Ihnen die Geschichte des Mannes in's Gedächtniß zurückrufe, den ich für den unbedingt glücklichsten halte."

Eine Sekunde antwortete Niemand; das Wort „unbedingt," das Edmund in dieser Verbindung gebraucht hatte, berührte Alle unangenehm; denn Edmund konnte sich noch nicht daran gewöhnen, die tiefsten Ueberzeugungen seiner Seele in diplomatische Schwebeworte und die ordnungsmäßige Bescheidenheitsphrasen zu kleiden.

„Ach bitte, erzählen Sie," sagte Meta. Edmund wäre gern ausgewichen, aber er konnte nicht mehr,

er hätte schon ein Notizbuch aus der Tasche gezogen, und nach eigenthümlicher Gewohnheit schlug er ein weißes Blatt auf, heftete seinen Blick darauf und erzählte so lesend:

„Es war am Charfreitag des Jahres 1483, die Luft war von heiligen Klängen erfüllt, auf denen die frommen Gedanken der Menschen zum Himmel aufstiegen, der sich in sonniger Klarheit über Italien wölbt; da ward dem Maler Giovanni ein Sohn geboren, den die Natur zu ihrem schönsten Abbild und Propheten gestempelt. Dem höchsten bildenden Genius ward von der Gottheit ein Mann zum Vater gegeben, geschaffen, ihn zu wecken und seine Hoheit zu bilden. Ohne langes Zaudern und Zagen, ohne all den Zwiespalt einer mit sich uneinigen, umhertastenden Natur, ward ihm früh seine Bestimmung. Im Wettkampf mit den höchsten Meistern seiner Zeit zur höchsten Entfaltung getrieben, von kunstsinnigen Großen getragen, belebte er die todten Mauern der Kirchen und Paläste, die sich starr aus der Erde emporhoben. Was das klassische Alterthum Hohes und Herrliches, was die biblischen Traditionen Heiliges und Gewaltiges, was das Leben Schönes, Kraftvolles und Glänzendes, Alles, was Himmel und Erde Freudiges und Erschütterndes in sich schließt, Alles erstand in unerreichter Fülle aus seiner Hand. So lebte er, selber eine göttliche Gestalt, die unsterblichen Gestalten wiederum in's Dasein rufend. Alle Reize der Schönheit hatte die Natur einem Mädchen verliehen, und hieß es ihn liebend in die Arme schließen. Ruhm, Ehre, Liebe, die beseligendste Vollkraft, die Eingebungen des

Genius in ihrer ganzen Fülle festzuhalten, Alles hob ihn auf den Gipfel menschlichen Daseins. Da faßte er nochmals alle seine Kraft zusammen, er stieg hinan zum erhabensten Urquell des Lichts; was die Menschheit Hohes, Reines, Göttliches empfunden und in ihrem Ideal gefunden, er ließ es wieder lebendig werden: er malte die Verklärung Christi. Hier stand er hoch oben über den Welten, Aug' in Auge schauend den Verklärten, da — löste der Genius in raschem Zug seine Seele. — Es war wiederum am Charfreitag, im Jahre 1520, heilige Gedanken wiegten sich auf den Glockentönen, und die Seele des von Gott geliebten Mannes stieg mit ihnen auf zum Himmel: der Verklärung Christi gegenüber war die schöne Leiche des glücklichsten der Menschen ausgestellt, Sie kennen ihn, er heißt —"

„Raphael," sprachen mehre zitternd bewegte Stimmen, nur der Professor und der Hofrath raunten einander etwas ins Ohr und lächelten.

„Wenn ich die Profangeschichte übersehe," sagte der Professor, „so finde ich in Sokrates einen der glücklichsten Menschen; als Patriot glücklich im Krieg," fuhr er zum Major gewendet fort, „im lebendigen Wort seine Schüler um sich versammelnd, ein offenes Auge für alles Schöne —"

„Und die liebenswürdige Xantippe?"

„Hier haben Sie eben ein concretes Beispiel, wie nur der philosophische Gleichmuth das wahre Glück begründet, Sokrates war nicht unglücklich mit seinem bösen Weibe."

„Nicht unglücklich ist aber noch nicht glücklich," warf Edmund ein; „positives Glück ist etwas ganz Anderes. Und warum wählen Sie nicht Diogenes?"

„Weil er von der Welt nichts hatte, als nur eben sich selber."

„Und der gräßliche Tod des Sokrates?" fragte Antonie.

„Wenn es ein Glück ist," erwiderte der Professor, „für eine hohe Idee zu leben, so muß es auch ein Glück sein, für dieselbe zu sterben."

„Ich halte Benjamin Franklin für einen der glücklichsten Menschen," sagte der Hofrath.

„Er hatte ja eine so trübe Jugend?"

„War aber stets gesunden Humors, frisch und frei; Großes erlangte und bewirkte er, er brachte fast Alles, was er wollte, zu seinem Ziel, und rein durch sich."

„Halten Sie nicht Goethe für einen der glücklichsten Menschen?" fragte die Majorin den Professor.

„Oder auch seine Mutter, die resolute Frau Rath?" bemerkte die Hofräthin.

Noch ehe man auf diese rasch auf einander folgenden Fragen eingehen konnte, ward die Gesellschaft durch ein anderes Ereigniß angezogen. In einem großen schwarzen Armstuhl ruhte ein alter Mann, mit breitem Gesicht, auf seinen weißen Locken saß ein schwarzes Sammtkäppchen; er hatte an der ganzen Besprechung keinen unmittelbaren Antheil genommen, auch kein Laut gab seine Anwesenheit kund, die Gesellschaft schien Dies gewohnt und ließ ihn nach seiner Weise gewähren. Jetzt stand der Alte plötzlich auf, in hastigen aber

festen Schritten das Zimmer auf und ab wandelnd recitirte er in declamatorischem Gesang das nicht bekannte Lied:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte sich da nicht gefreut?
Als wir vom Präceptor entlassen,
Uns fröhlich dann durften umfassen,
Zu jeglichem Schwanke bereit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte sich da nicht gefreut?
Als wir noch den jüngeren Mädchen
Beim Stricken zerrissen die Fädchen,
Bei älteren schon thaten gescheit —
Das war eine glückliche Zeit.

Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte sich da nicht gefreut?
Als wir müde des Tändelns und Scherzens,
Dann folgten dem Drange des Herzens,
Der Einzigen ganz nur geweiht —
Das war eine glückliche Zeit."

Edmund sah auf Antonie; auch ihr Auge weilte auf ihm; ihre Blicke küßten sich, sie schauten dann furchtsam zur Erde; der Alte aber fuhr fort:

„Das war eine glückliche Zeit!
Wer hätte sich da nicht gefreut?
Als es klang in den lauschenden Ohren:
Ein Sohn, o Vater, ist dir geboren!
O komm — daß die Mutter sich freut!
Das war eine glückliche Zeit.

Vorbei ist die glückliche Zeit —
Und Alles, was uns hat erfreut —
Doch ist uns vom Schicksal gegeben
Erinnerung, sie hält uns am Leben,
Und somit genießen wir heut'
Noch einmal die glückliche Zeit.

Und wenn einst die glückliche Zeit
Nicht mehr in Erinnrung uns bleibt,
Dann nahe Freund Hain mit Erbarmen,
Er nahe sich leise uns Armen,
Er lösch' unser Leben und Leid,
Denn droben ist glückliche Zeit!"

Der Alte hatte geendet, er setzte sich wiederum still in seinen Armstuhl und drückte sich mit der Hand die Augen zu. So mußten die alten Barden gesungen haben, so kühn und frei aus ganzer Seele; er hatte den musikalischen Rhythmus oft verändert, seine Stimme ragte oft hinaus über die Gesangstöne und breitete sich in lebendigem Schmerzes- und Jubelschrei aus.

„Das ist ein herrliches Lied," sagte die Hofräthin, „es gleicht der Himmelsleiter, die auf dem Boden ruht und in den tiefsten Himmel hineinragt, Engel steigen auf und nieder."

„Es ist so schön," sagte Edmund, „daß hier nur die Hochpunkte, ich möchte sagen die Hochzeiten des Lebens hervorgehoben sind; man glaubt, es wären hier Sprünge gemacht, und doch ist es nicht so."

Nur die Majorin konnte auch hier ein Mißbehagen nicht verbergen, denn sie fand es unschicklich, wie hier einzelne Lebensmomente hervorgehoben waren.

Die Gesellschaft entfernte sich bald, der Alte ging mit den Weggehenden, und obgleich er noch eine Strecke gleichen Weg mit ihnen hatte, sagte er ihnen doch schon vor dem Hause „gute Nacht“ und ging allein.

Als die Majorin mit ihrem Gatten und ihrer Tochter allein in ihrem Zimmer war, machte sie ihrem Aerger Luft.

„Die eingebildete Hofräthin,“ sagte sie, „mit ihrer Geistreichthuerei wird täglich unausstehlicher; da läßt sie den ganzen Abend das Gespräch nicht von der Stelle kommen; ist das erhört? Der junge Advokat ist ein eingebildeter Mensch, ohne alle Erziehung, ich habe schon lange dagegen protestirt, ihn in unsere freundschaftlichen Zirkel zu ziehen, und ich führ' es jetzt gewiß durch. Wie hast du dich amüsirt, Rosette?“

„Das Lied war recht schön,“ sagte diese.

„Ich weiß nicht,“ sagte der Major, „ich kann mich auch nicht in die Mode der jungen Leute, wie der Advokat ist, finden, die auch bei ihren Gefühlsverhandlungen Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einführen; spricht doch der Mann vom menschlichen Herzen und seinem tiefsten Inhalt, als ob von einer Flasche Wein die Rede wäre; Dinge, die man sonst kaum seiner Geliebten zu sagen wagte, spricht er mit einer unerhörten Allgemeinheit und Freiheit aus.“

Wäre Edmund bei diesem Vorwurf zugegen gewesen, so hätte er in der Erwiderung eine Grundlage seines Wesens und Charakters offenbart; denn er ging von der Ueberzeugung aus, daß durch das unumwundene Aussprechen unserer innersten Ansichten auch in den

persönlichen Beziehungen aller Zwiespalt und alle Halbheit gelöst würde; nur die Heimlichkeit unseres Gefühllebens, sagte er oft, steigert dieses so hoch, daß wir es für den Hort unseres Daseins ansehen und die frische That darüber verträumen, und, setzte er hinzu, lobt und preist man nicht den lyrischen Dichter, der seine ureigensten Gefühle und Geistesbewegungen in rein persönlicher Weise der ganzen Welt offenbart? Sollte es nicht ebenso gestattet sein, in größeren Kreisen sein Fühlen in Worten heraustreten zu lassen? Die Druckerei hat die Menschen einander entfremdet, wir müssen wieder zusammenrücken, uns als ganze Menschen geben und ganze dafür empfangen. —

Erst nach langem Widerstand, nach vielen Täuschungen und Mißdeutungen lernte Edmund sich der Erfahrung fügen, daß die Welt nicht unser ganzes Sein in sich aufnimmt, sondern nur einzelne Thatsachen aufgreift. — —

Eilen wir indeß, um die Heimgehenden noch zu begleiten. Der Professor hatte die Hofräthin am Arm und ging voraus, sie sprachen über die Schicksale des Alten, der das Lied gesungen; er hatte ehedem auf der deutschen Schaubühne eine glänzende Rolle gespielt und verlebte nun seine alten Tage, wenn auch oft harmvoll, doch glückselig in der Erinnerung an die verrauschten Triumphe. Der Hofrath, der seine älteste Tochter Meta führte, und Antonie am Arme Edmund's

gingen neben einander. Schweigend schritten sie dahin, der Schnee knarrte unter ihren Füßen, die Sterne glitzerten hell, Niemand sprach ein Wort; Edmund drückte den Arm Antonien's fester an seine Brust, er wagte es endlich, ihre Hand zu fassen, sein warmer Druck wurde zitternd erwidert; Edmund ärgerte sich über den ledernen Handschuh, der die Berührung ihrer Hand hinderte, er faßte den Handschuh leise an den Fingerspitzen und suchte ihn abzuziehen; Antonie widerstrebte zagend und tief Athem holend, er aber zog immer weiter und endlich faßten sich ihre Hände warm und innig; nach und nach verlor sich das Zittern in der Hand Antoniens, und Edmund berührte sie mit seinen Lippen.

Man näherte sich dem Hause des Hofraths; „schlaf wohl," flüsterte Edmund leise, „schlaf wohl," antwortete Antonie mit kaum hörbarer Stimme.

„Gute Nacht, Frau Hofräthin, Fräulein Meta, Fräulein Antonie, gute Nacht," so hieß es nun; Antonie stand auf der Thürschwelle und blickte Edmund nochmals an, ihr Antlitz strahlte, die Thüre öffnete und schloß sich.

Der Professor zog seine Cigarrenbüchse aus der Tasche, steckte sich eine Cigarre an, indem er auch Edmund eine solche anbot, dieser dankte und bog sogleich in eine Seitengasse ein. Unauslöschliche Flammen brannten in den Adern Edmund's, er lief noch lang in den menschenleeren Straßen umher, bald stand er plötzlich stille wie eingewurzelt da, bald sprang er wieder wie ein junges Reh dahin, endlich aber schlich er nach

Hause, legte sich zu Bett, ohne ein Licht anzuzünden, er wollte nichts sehen von der Außenwelt; er blickte in sich, und auf die Frage: wer ist glücklich? antwortete er mit einem seligen: Ich!

Unterdessen war Antonie längst in ihr Zimmer zurückgekehrt, sie stellte sich vor den Spiegel, ein freudeglühendes Antlitz schaute sie daraus an, dann fiel sie ihrer ältern Schwester um den Hals und rief wonneselig: „Meta, ich bin unendlich glücklich.“ Weiter konnte sie nichts sagen, sie weinte.

Die Hofräthin aber, den Gedanken ihres Mannes zuvorkommend, sagte im stillen Kämmerlein: „Ich muß dafür sorgen, daß der junge Advokat nicht in ein zu nahes Verhältniß zu unserer Antonie tritt.“

Die ungünstigen Verhältnisse Edmund's und die glänzenden anderer Bewerber wurden nun weiter auseinandergesetzt. — —

Es war einige Tage später, der Morgen begann zu grauen, Edmund lag wachend im Bett; er dachte darüber nach, daß er die Advokatur aufgeben und in den Staatsdienst eintreten wolle. „Ich bin dieses Opfer meiner Freiheit,“ sagte er zu sich, „Antonie schuldig. Ist dieß aber nicht ein Abfall von meinen besten und innigsten Ueberzeugungen? ... Nein. Alles wird schlimmer, wenn sich die Besseren davon zurückziehen ... die Ungerechtigkeit, die Willkürherrschaft —“

Ohne daß angeklopft worden war, trat plötzlich ein

Gensdarm in das unverschlossene Schlafzimmer Edmunds und stand vor seinem Bett.

„Was giebt's?"

„Stehen Sie auf, Sie müssen mit uns," erwiderte der Gensdarm und zeigte Edmund einen Verhaftsbefehl; dieser überflog ihn schnell, und nach der Thüre blickend, gewahrte er dort noch einen zweiten Gensdarmen.

Edmund stand rasch auf und kleidete sich an; er verlangte nach einem Wagen.

„Steht schon unten," sagte der Gensdarm. Edmund rief seine Hausleute herbei, zeigte ihnen an, daß er verhaftet werde, und daß man dieß seinen Freund, den Arzt Hermann Müller wissen lassen solle; sodann setzte er sich, von den beiden Gensdarmen begleitet, ruhig in den Wagen, der mit ihm fortrollte vor die Stadt hinaus nach der Landstraße, die nach der Festung, dem Staatsgefängnisse führte. Es war ein trüber, nebliger Morgen; Edmund saß dumpf und in sich gekehrt neben dem Gensdarm, der behaglich eine Pfeife schmauchte; erst als man kaum hörbar über die Hängebrücke fuhr und als gleich darauf in den Casematten das Rasseln des Wagens lärmend wiederdröhnte, erwachte Edmund aus seinem stillen Brüten. Man stieg aus, Edmund wurde in das Zimmer des Inspectors geführt, dieser durchsuchte ihn, nahm ihm das Notizbuch und das Messer, das er bei sich hatte; Edmund zuckte zusammen, als der Inspector einen Damenhandschuh aus der Busentasche zog und schlau lächelte; schnell aber faßte sich Edmund wieder, und ihm den Handschuh entreißend, sagte er:

„Herr Inspector, das geht Sie nichts an.“

„Ho, ho! nicht so wild,“ lächelte dieser, und strich sich seinen grauen Schnurrbart. Edmund verlangte nach dem Richter. „Wird schon kommen,“ sagte der Inspector, „jetzt kommen Sie mit mir,“ er führte Edmund in sein Zimmer und sagte wieder: „gedulden Sie sich, es hat Alles ein End',“ und somit schloß er die Thür hinter sich. — —

Edmund war angeschuldigt, der Verfasser oder Mitherausgeber der in der Schweiz erschienenen Schrift: „***sche Mißstände“ zu sein.

Edmund antwortete auf alle an ihn gerichteten Fragen, daß er keiner Spezialkommission, sondern nur seinem rechtmäßigen Richter, dem er entzogen war, Rede und Antwort stehe; auch verlangte er, daß eine von ihm verfaßte Beschwerdeschrift dem Landtage vorgelegt werde. Unabänderlich blieb Edmund bei seiner Weigerung, seine Haft zog sich immer mehr in die Länge. Monate vergingen, Edmund lebte sich in die Wissenschaft, in die Betrachtung des Staaten- und Menschengeschicks ein; vor der in einer Gitterlaterne verschlossenen Lampe offenbarte sich ihm immer mehr das Licht der ewigen Freiheit, wie es unauslöschlich durch alle Zeiten hindurchdringt; und so sich in den Geist der Zeiten und seine ewigen Gesetze versenkend, vergaß er sein eigenes Schicksal und harrte geduldig des Endes. Der Frühling trieb seine ersten Keime aus der verjüngten Erde, auch in Edmund's Brust regte sich ein unruhevolles Drängen und Treiben, er fühlte schwer seine Abgeschiedenheit und mit tausend Sehn-

suchtstrieben strebte er hinaus nach dem sonnigen, freien, frischen Leben; oft hatte er Antoniens und ihres Schmerzes gedacht, aber in dem Gedanken an sie klärte sich seine Seele stets wieder auf, er war sich im tiefsten Herzen bewußt, daß ihre Seele bei ihm war; er hatte sich nie nach ihr erkundigen können, denn alle seine Briefe mußten dem Untersuchungsrichter vorgelegt werden. Jetzt war es ihm oft, als ob ein namenloses Unglück ihm bevorstände, mitten in die ernstesten Studien hinein verfolgte ihn diese trübe Ahnung und umflorte all sein Denken; mit aller Macht und Freiheit seines Geistes konnte er diese dunkle Ahnung nicht bannen. —

Feierlich erklang die Thurmglocke von der Festungskirche, die Gefangenen wurden alle zur Kirche gebracht, ein Gebet für das Seelenheil des heute verstorbenen Fürsten wurde verrichtet; Edmund lächelte in sich hinein über seine trübe Ahnung, aber trotz dieses siegreichen Lächelns war der Trübsinn noch nicht so in ihm verschwunden, wie er sich gern bereden mochte.

Wenige Tage darauf kam der Inspector zu Edmund und kündigte ihm laut der Amnestie des jungen Fürsten die Freiheit an.

Edmund verließ still die offenen Thore der Festung, draußen warf er sich nieder auf die freie Erde, seine Lippen sprachen kein Wort, seine ganze Seele war Ein heiliger Gedanke. Die Mitbefreiten riefen ihm zu, er lag noch eine Weile still und scheute sich nicht, so vor den Augen Vieler sein Innerstes kund zu geben; endlich richtete er sich auf und wandelte mit den Jubelnden

und Lachenden dem nahen Dorfe zu. Edmund nahm sich vor, still und ernst wieder in das Leben zu treten. Es war ihm nicht vergönnt. Hüteschwenkend und hochrufend jubelten ihm seine Freunde zu, die ihm aus der Stadt entgegengekommen waren. Nach herzlichen Umarmungen mußte er mit ihnen in das Wirthshaus, alle Mitbefreiten und ihre Freunde gingen mit, es war eine schöne Stunde, da Lust und Hoffnung die Herzen Aller geöffnet hatte.

Edmund nahm, sobald er konnte, seinen Freund Hermann bei Seite: „Wie steht's im Hause des Hofraths Romann?“ fragte er.

„Meta ist die Braut des Professor Hailer; du weißt ja wie's geht, große Männer haben immer gern bloß gutmüthige Frauen, damit sie sich in einem Vergrößerungsspiegel sehen können.“

„Und Antonie?“

„Soll die Braut des verwittweten Regierungsraths Meißner werden; sie ist aber, wie ich höre, gefährlich krank.“

Edmund faßte krampfhaft die Hand seines Freundes und zog ihn aus dem Zimmer; sie ließen schnell anspannen und fuhren wie im Fluge, für Edmund aber viel zu langsam, nach der Stadt zurück. Es war längst Nacht geworden, als sie sich der Stadt näherten; hell leuchtete sie von ferne, sie fuhren durch die illuminirten Straßen, Edmund drückte die Augen zu, er konnte das viele Licht nicht ertragen. In der wogenden Menschenmasse mußten sie langsam fahren; Edmund sprang aus dem Wagen und eilte nach dem Hause des Hofraths.

Hier stand er plötzlich eine Weile still, sein Herz klopfte rasch, seine Adern drohten zu springen, schnell aber raffte er sich wieder zusammen und eilte die Treppe hinauf; er trat in das Wohnzimmer. Die Eltern und Verwandten blickten ihn verwundert und kummervoll an, Todtenstille herrschte, man hörte nichts als das schwere Athemholen Edmunds. Edmund! Edmund! rief eine Stimme aus einem innern Gemach, Edmund eilte hinein, Antonie streckte ihm ihre Arme entgegen und richtete sich auf. „Komm!" rief sie, er lag an ihrer Brust, dann kniete er vor ihrem Bett nieder, sie faßte seine Hände in die ihrigen, ihre Thränen flossen in einander. —

* * *

Auf dem Romann'schen Familienbegräbniß steht ein Kreuz, darauf die Worte: „Schlaf wohl, Antonie!"

Edmund ist als Vertreter des Vaterlands und als Rechtsfreund geliebt und geehrt von allen Freunden des Vaterlandes und des Rechts; dem Gemeinwohl gilt alle seine Liebe, all sein Streben. Er hatte sich ihm gewidmet, da er noch ein persönliches Glück hoffen durfte, er ist ihm nur treu geblieben, sein Glück besteht nur noch in dem Wohle Anderer.

Wer ist glücklich? —

Des Waldschützen Sohn.

Ein Stück Kindesleben.



I.

Von Buchen umweht,
Ein Jagdhaus steht,
Einsam im waldigen Düster;
Wo man hört am Tag
Nur der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüster.

Der alte Vers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen soll. Und die Geschichte selber? Mir ist's, als berichte sie eines jener alten Lieder, mit düsterer langtöniger Weisung, wie man sie oft in einsamen Thalen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch steht noch das steinerne Kreuz, wenn auch halb eingesunken, und die wilden Rosen blühen um das moosige Gestein.

Drum hört zu.

Da steht das Jägerhaus, so still und einsam, wie das Lied verkündet, im Sonnenschein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geschlossenen Augen, als schliefe er, nur manchmal schnappt er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Nase tanzt; hat er sie erhascht, ist sie ungerupft und ungesotten im Augenblick verzehrt; ist sie dem verschlingenden Rachen entflohen,

so legt sich der Hund, verächtlich die Ohren schüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — so heißt der Hund — ist zu lesen, wie tief unter seiner Würde ihm eigentlich solche Fliegenjagd vorkommt, aber bald sind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte; der letzte Schuß, den er vernommen, hatte seinen Herrn getroffen, und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur still trauern und er ist abgemagert, als plagte ihn ein böses Gewissen noch obendrein; in der That ist er auch nicht frei von Sünde. Das wird sich Alles schon später offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod steht auf, streckt sich, macht ein Gesicht, als wäre ihm das Leben verleidet, und geht dann langsam nach einer Hecke, bleibt stehen und sieht dem kleinen Eberhard zu, der auf dem Boden sitzt, kleine Lindenzweige schnitzelt und klopft.

Eberhard ist ein Knabe von kaum neun Jahren, seine ganze Kleidung besteht aus einem Hemd und vielfach geflickten leinenen Hosen, die blonden Haare sind unverschoren, unter der gewölbten Stirn lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er sich noch nicht viel Kummer gemacht, und die offene gebräunte Brust, daß er schon viel draußen frei umherschweift. Jetzt hat er den Mund gespitzt und pfeift leise abgebrochen vor sich hin, er pfeift den Zweigen die Töne vor, die er ihnen später entlocken will. Als der Hund so vor ihm stand, sagte er: „Möchtest auch gern ein Pfeifchen haben, Nimrod? O du armes

Thierle! Kannst nichts als hu hu machen, und Ich kann singen und jodeln und Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig ist." In sich hinein dachte er: „Wenn die Vögel auf den Bäumen singen, dann haben die Zweige auch Töne in sich und man muß sie nur recht herrichten, dann kommt's 'raus. Die Zweige im Wald sind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erst einmal so eine ganze Rinde vom Stamm ab-kriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man so weit hören wie die Thurmglocke! Aber ... es müßt' eines ein gut geschlitztes Mundstück haben, um das Ding zwischen die Lippen zu nehmen ... das möcht' ich einmal sehen."

Eberhard lachte vor sich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenbaumes als Pfeife steckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrscheinlich nicht begreifen, wie man so allein, mit seinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freund-lichkeit Eberhards zu erwidern, drückte der Nimrod sich an ihn, der Knabe aber sagte: „Sei jetzt ruhig, leg' dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu schaffen." Der kleine Eberhard war etwas zu wild und hastig für das sorgfältige Geschäft; hatte er die Rinde mit dem Messerheft locker geklopft, so zer-sprang ihm doch eine nach der andern, weil er sie zu rasch abdrehte; auch mußte er erst noch erfahren, daß man nur aus den Mittelstücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen schnitzen kann. Das merkte er sich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren

Zweig aufhob, sagte er: „Du mußt gut werden, halt nur still.“

Plötzlich hörte man aus dem Wald einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunstverständigen hervorbringen können, wenn sie den Finger gekrümmt zwischen die Zähne klemmen. Der Hund sprang auf und spitzte die Ohren, der schrille Pfiff wiederholte sich rasch noch zweimal und wie im Flug war der Hund davon. Eberhard sprang ihm nach, pfiff und schrie: „Nimrod! komm', da! Nimrod!“ Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu sehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltsam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und besann sich, daß der Hund schon allein nach Haus kommen werde, „er ist ja ein treues Thier, aber untreu ist's doch von ihm, daß er so davon lauft,“ dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihrem Sohne verboten, allein in den Wald zu gehen und er hatte auch versprochen, das Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — bist du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, hast ja den Nimrod heimbringen wollen, du hast das Verbot nicht übertreten, kannst nichts dafür, und jetzt bist einmal da und jetzt bleibst auch ein Weilchen und laufst dich aus nach Herzenslust.

So leicht macht man sich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt selber nicht daran, und im hintersten Grund ist eine Stimme, die Einsprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und singt, daß er die Stimme seines Gewissens in der Brust nicht höre, und er steigt bald auf

diesen bald auf jenen Baum, als ob ihm sein guter Geist da nicht nachklettern könnte, aber der ist immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er sich auf den Heimweg machen solle.

Er steigt auch ab und wie er vom Boden aufschaut zwischen die durchsichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huscht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, setzt sich oben auf einen Ast, putzt sich und schaut vergnügt umher. Eberhard schnalzt mit den Fingern und denkt: „Hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als so ein Vogel oder ein Eichhörnchen; ich kann nicht fliegen und nicht so klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er so in den Wald verlaufen, da ist er Meister und wir mit unsern pratschigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders springen ..."

Ein Spottfink sitzt hoch oben auf der Spitze eines dürren Astes und verlacht in allen Weisen die seltsamen Gelüste Eberhards. Es sind schlimme Vögel, die Spottfinken, sie haben keinen eigenen Waldschlag und ahmen die Weisen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amseln, Buchfinken u. s. w., sie können aber keine Weise bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard ist ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verscheuchen, der läßt sich aber nicht vom Platz bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen sieht, husch! fort ist der Vogel und giebt sein Liederhäksel von einem andern Baume preis. Eberhard findet aber noch Vögel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amselnest

mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“ zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelnestern habe ich das noch immer getroffen, das hat 'was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß sie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat.“

Hätte Eberhard nur besser aufgepaßt und aus den wenigen Nestern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, so hätte er wohl wissen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf sich hat, da es einfach nicht wahr ist. Die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar ist doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amseln, denen ihre Mutter vielleicht noch nicht gesagt hatte, wie viele Geschwister sie seien, streckten die gelben Schnäbel nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel sie waren, wenn sie nur sattsam zu essen bekamen. Eberhard zog Messer und selbstgedrehte Schnur, die er immer bei sich trug, aus der Tasche, und fand richtig zu unterst noch einige wackere Brosamen, er kaute sie und äzte die Vögelchen damit. Ihr ganzer Dank bestand darin, daß sie die Köpfchen schüttelten, sich niederduckten um noch lange an dem Empfangenen hinab zu würgen; das jüngste war so undankbar, gar nichts anzunehmen.

Eberhard sah, daß er das Nest noch nicht ausheben dürfe, wenn die Jungen nicht alle sterben sollten. Auch regte sich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter sein müsse, wenn sie heimkehrt und alle ihre Kinder sind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jetzt dachte er auch wieder an seine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lang er schon von Hause weg war. Ein frommer Gedanke stieg in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter lassen und nur bisweilen herauskommen und nach ihnen schauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er solle die Vögel doch selber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, sie finden und wegtragen; aber sein guter Geist war stärker; er wollte nicht selber hartherzig sein, weil es ein Anderer auch sein könnte. „Behüt' euch Gott!" hauchte er ganz nahe in das Nest hinein und stieg hinab, unten aber schnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald sollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet sich auch der Hund.

II.

Warst du schon einmal um Mittag mutterseelenallein tief im Tannenwald?

Wie glatt stehen die schlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenschein, würzigen Duft ausströmend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen schließen sich die kleinen Zweige des Mooses als Decke fest

aneinander, sie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, sie müssen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeflechte aber schlingen sich traulich zusammen und halten sich warm. Dort steht ein einsamer Busch von Stechpalmen mit strahlenden Blättern, eine Eidechse, die sich im Moose sonnte, raschelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß sie in Frieden, die Bösen, wer weiß, wozu die Weltenkraft sie bildete!

Wandle nur fort, in Träumen verloren, Hören und Sehen ist eins, du weißt nicht mehr, wer du bist und woher du kommst und das Menschenkind ist worden gleich dem frommen Reh mit seinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Brust.

Plötzlich rauscht es dir zur Seite, ein Mann steht vor deinen erstaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er steht still, die Hand in das Gewehrhalfter gesteckt und betrachtet dich mit forschendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und so stand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angesichtes, es war der Besitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt von Allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiser von Rußland.

„Wie kommst du daher?" fragte Gottfried.

„Zu zweit," erwiderte Eberhard auf seine Füße deutend, denn er dachte an seinen früheren Wunsch.

„Was suchst du denn?"

„Nichts, oder doch, unser Hund ist verlaufen.“

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund ist ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und ist nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, schieß' ich ihn nieder.“

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat so dringend um das Leben des Thieres, daß Gottfried endlich versprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und sie gingen eine Weile still neben einander, bis sie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die schönsten Tannen standen, da sagte Eberhard: „Vetter, das sind aber prächtige Bäum' da, so schön ... so schön ... wie die Kirch' und ... noch viel schöner.“

„Das ist recht, daß sie dir auch gefallen,“ sagte Gottfried, „sieh, das Stück Wald von der Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund,“ das ist meine Staatsstube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen stockt und es an's Holzfällen geht, da hat man diese Stämme hier schon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich sie ansehe, so denk' ich: laß sie stehen, es ist ihnen so wohl und es ist ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es steckt ein schönes Kapital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das ist doch auch etwas und es freut mich jedesmal in's Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch frisch und gesund.“

„Sterben denn die Bäume auch?“ fragte Eberhard.

„Freilich," erwiderte Gottfried, „Alles auf dieser Welt muß sterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit stehen, werden sie im Innersten herzspältig."

„Vetter," begann nun Eberhard wieder, „Ihr könnet mir gewiß sagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt sind, man findet ja wunderselten eine Vogelleiche?"

„Da kannst du sehen," erwiderte Gottfried, „wie reinlich eigentlich die ganze Natur ist, oder wie schamhaft; was verbraucht ist, geht von selber auf. Wenn so ein Vogel in sich spürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er sich meist in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Marder, die Iltisse, Füchse und dergleichen finden, oder in eine Felsenspalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameisen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt sich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis sein Herz zum letztenmal klopft und ihn die letzte Zuckung streckt, und kaum zwei Tage nach seinem Tod haben ihn die Ameisen und dergleichen verzehrt und es ist nichts mehr von ihm da als die Federn, die im Wind verfliegen oder die die jungen Vögel auffangen und ihre Nester mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine frische Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufstiege. Alles ist gar weise in der Welt eingerichtet. Die Vögel fressen ihr Leben lang so viel Ameisen, Käfer, Fliegen, und am Ende werden sie wieder von ihnen selber gefressen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau ist wie ich sage, aber es kommt mir so vor,

und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode sich scheu unseren Blicken entziehen."

Eberhard freute sich gar sehr dieser Auskunft und klagte, daß seine Mutter so wenig vom Waldleben wisse und daß er Niemand mehr fragen könne, seitdem der Vater todt ist.

„Vetter," sagte Eberhard wieder, „wisset Ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?"

„Man hat ja auch zweiräderige Karren," antwortete Gottfried.

„Ja," entgegnete Eberhard, „aber die vierrädrigen sind doch viel mehr und viel besser, die zweirädrigen, die sind just wie ein Mensch mit seinen zwei Füßen, leicht umgeworfen."

„Wenn er sich nicht im Gleichgewicht hält," schaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierrädrigen Wagen von den schnellen Thieren abgesehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil sie nicht zum Gehen da sind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; ist's nicht so?"

„Ja, und die Wagen?"

„Die sind wie so ein vierfüßiges Thier. Wenn mein Hund so springt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf ist die Deichsel und der Leib ist das Schiff und da geht's hurtig und da ist leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menschen das Wagenmachen abgesehen, und jetzt spannt man einen vierfüßigen Ochsen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zusammen. Nicht wahr?"

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen so gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiff und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet Ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?"

„Wie meinst du Das?"

„Ich denke, wir Menschen haben den Vögeln so ihre Namen gegeben, sie wissen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie sie sich unter einander anrufen, wie sie unter einander heißen; ich möchte wissen, was das zu bedeuten hat, daß so ein Vogel den geschlagenen Tag den ganzen Leib anstrengt und singt."

„Ja das weiß man eben nicht."

„Wir haben für so viele," fuhr Eberhard fort, „nur einen einzigen Namen, Schwalbe oder Lerche oder so. Ich meine, wenn so eine Amsel fünf Kinder hat, müßte auch jedes seinen besondern Namen haben."

„Die Vögel," erwiderte Gottfried lächelnd, „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft."

„Vielleicht haben die Vögel aber doch besondere Namen unter sich und wir wissen's nur nicht."

„Ja, wir wissen's nicht, damit ist Alles gesagt, und da läßt sich nichts mehr sagen," schloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gern mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt ermahnte er ihn aber doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächsten.

Eberhard machte sich in tüchtigen Sprüngen davon. Im kühlen Grund, da war's ganz anders als droben im Wald. Der Bach wand sich mühsam durch Felsen dahin. Eberhard hatte große Lust nach Krebsen zu suchen, aber er wollte sich durch nichts mehr aufhalten lassen. Im kühlen Grund war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und schauerlich; Felsblöcke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber sie lagen doch fest, selbst dort jener moosüberwachsene gewaltige Block schien im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erst nachgewachsen sein konnte, aufgehalten, sie stemmte sich ihm entgegen und strebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und fuchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunklen Aeste mit den frischgrünen Jahresschossen hinab in das Thal.

Ein Hund schlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte sich auf einen Felsen gestellt, und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erstarb ihm auf der Zunge. Jenseits aus blühendem Ginster und hohem Farrenkraut ward ein Menschenantlitz sichtbar mit funkensprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachsen von dunkelm, buschigem Bart. Eberhard hielt sich still und sah, wie der Mann den Nimrod zu sich auf die Erde niederdrückte, sich dann die Brust aufriß, Haare aus der Herzgrube ausraufte, die Haare in ein Stück Brod steckte, dreimal darauf spie und das Brod dem

Hund zu fressen gab. „Jetzt lauf!“ sagte er dann und der Hund sprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in seinem Blick einen zornigen Vorwurf gewahren, denn er legte sich zwei Schritte von ihm nieder und winselte, als ob er Schläge erwarte und sie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald stand der borstig aussehende Mann vor ihm und sagte barschen Tones: „Wer bist du?“

„Ich bin des Waldschützen Eberhard.“

„Und wo ist dein Vater?“

„Todt, er ist im Wald erschossen worden.“

„Wer hat ihn erschossen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßtest du den Mann auch wieder kalt machen, sonst bist du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß,“ betheuerte Eberhard.

Der borstige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felsen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm so bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit stotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verstanden, warum es sich handelte und er sprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der borstige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und sich zu Füßen des Borstigen niederlegte, der jetzt sagte: „Was heim? Mit mir gehst du.“

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte sich Eberhard auf den Boden und

wollte sich nicht von der Stelle regen. Der Borstige sah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte sich daher auf gute Worte und sagte: „Ich thu' dir ja nichts, da hast du meine Hand drauf, du sollst mir blos helfen ein Nest ausheben. Ich geb' dir auch etwas, was willst denn haben?"

„Nichts, ich will gar nichts als heim."

„Und nach einem Eichhörnchen hast du gar kein Verlangen?"

„Freilich wohl, aber heim will ich."

Eberhard stand halb zornig, halb bittend da, seine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber sie war nicht so mild wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er sah wohl ein, daß ihm sein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn sie nur aus der Schlucht heraus wären, schon Hülfe zu finden; der Vetter Gottfried konnte nicht fern sein, oder es mußte ihnen sonst Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erschien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard so fest wie eine eiserne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal schreien, viel weniger los lassen.

III.

Die Beiden gingen die unwegsamsten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, sah sich hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Kessel voll kahl gewaschener Felsen. Er sah

aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte sich dem Abend zu, der weite Raum war spärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klagestimme des gebundenen Felsens, die Hummeln summten so eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geschwistern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindrossel sang zwischen den Felsen fröhlich, daß sich's auch hier noch gut leben lasse.

Eberhard mußte von Fels zu Fels springen, er glitt oft aus und riß sich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in seine Arme und sprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu straucheln, die Felsen schienen ihn fest zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein schauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahin flogen und ihre langen Schatten sich weithin breiteten. Jetzt schritten sie wieder über einen schmalen aber langen Felsenhang hin, sie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo ist das Jagdgewehr deines Vaters?"

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirsches, des letzten, den mein Großvater geschossen."

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!" schnaubte der Borstige, Eberhard sah ihn groß an, als er fortfuhr: „Und warum verkauft ihr das Gewehr nicht? warum gebt ihr's nicht weg?"

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter gesagt,

sie soll das Gewehr nur hängen lassen, es steckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus sagt, wenn der Mörder in unsere Stube kommt, so wird das Gewehr von selber losgehen und ihn kalt machen.“

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhards, er holte tief Athem und biß sich die Lippen blutig, aber das Blut ausspeiend sagte er laut auflachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht so dumm sein und in eure Stube kommen und sich gerade unter die Mündung stellen — jetzt erschieß' mich.“

Der Mann kehrte sich rasch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?“ fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machst du? Was reißest du mich im Nacken?“

„Ich weiß von nichts,“ erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht.“

Da überkam Eberhard eine namenlose Angst und er begann in die Wildniß hinein die frommen Lieder zu singen, die ihn die Mutter gelehrt; sie sollten ihn erlösen von dem bösen Geist, der ihn gefangen hielt und von der Todesangst in seinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Borstige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er sang, um so mehr löste sich die rauhe Hand des Fremden auf und er seufzte und murrte in sich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren.

Der Borstige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet, vor sich niederschauend biß er die Zähne auf der Hutkrämpe über einander. Jetzt

schaute er auf den Knaben, in dessen Antlitz die Abendsonne schien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben selbst war's, als wäre er der Erde entrückt und himmlische Gestalten umschwebten ihn, und er sang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wohl durch den reichen Gott,
Hast mein'n Vater nicht gesehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felsens gekommen, dort stand eine schlanke Birke und Eberhard bog sie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberschreitend nach dem jenseitigen Felsen sang er:

Nun bieg' dich, Baum! nun bieg' dich, Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast;
Nun bieg' dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

Der Fremde schaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unversehrt über Abgründe hinschreitet. Als aber jetzt die Birke zurückschnellte und ihm in's Gesicht schlug, da erwachte sein Grimm ob dieser großen Ruthe, er suchte und fand das Brett, das er hier in einer Felsenspalte verborgen hielt und schritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knieen und die Hände zum Himmel emporstreckend sang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
Laß dir mein' Seel' befohlen sein,
Und führ' sie an der Engel Schaar,
Wann sich endet das Leben mein!

Dann mich behüt
Vor Teufels Glüt
Und seiner Gewalt;
In den Nöthen thu mir Hülfe bald;
Beschirm mich auch vor seiner Gestalt.

„Halt's Maul," schrie jetzt der Borstige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Mensch wie du, und da hast meine Hand darauf, ich thu' dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt."

„Zu was?" fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felsen, wo wir jetzt sind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirst sie schon oft von fern gesehen haben, es kommt fast nie ein Menschenfuß da herauf. Es sind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Geiernest, klettre dort den Felsen hinauf, du wirst's finden und heb' mir's aus."

„Wozu brauchst du die Geier?"

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du sollst auch was davon haben."

„Ich will aber nichts, heb' du nur das Nest selber aus. Warum thust du's nicht?"

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geschäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, hackt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Flinte verborgen gehabt, ich warte hier unten und laure, stößt er herab, so will ich ihm schon eins aufbrennen."

„Wo ist denn der Hund?" fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er [illegible] uns nicht nachgefolgt," erwiderte der Fremde

barsch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mach' jetzt keine Faxen und steig hinauf. Hörst du die Jungen quicken? Dorthin!"

Eberhard kletterte fast unwillkürlich einen Felsenkegel hinan, der Borstige stand unten auf dem Anstand.

Habt ihr schon je einen Raubvogel, der sich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit stummer Zunge, sie schwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug ist kein eilig Flattern von einem Ruhepunkt auf der Erde zu einem andern; sie sind zu Hause in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, so auch der Raubvogel, der in den Höhen kreist.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haschen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit starker Kralle und scharfem Schnabel Größeres zu seines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzsichtigen Menschen! Sieh dort den schwarzen Punkt nah am Himmelsbogen; wie von den Blicken des Jägers gebannt kommt es näher, mit gespannten Fittigen läßt sich's tragen von der leichten Luft, wie es sich im Kreise wiegt, sich über sich hebt und mit wenigen Ruderschlägen seiner Schwingen sich hebt und senkt und wiederum sich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Nest erreicht und so sehr er sich auch ängstigte, konnte er sich doch eines freudigen Erstaunens nicht enthalten, als er die Jungen sah; sie

waren blind und steckten die fast ganz nackten Köpfe zusammen, sei es aus Furcht oder ob sie sich etwas zu sagen hatten, was kein Menschenohr hört und versteht. Nur eine Sekunde betrachtete sie Eberhard mitleidig und dachte: „Es ist doch wundersam! die Hunde und die Geier, die die besten Augen haben, werden blind geboren.“

Die Jungen schienen die Anwesenheit Eberhards doch zu merken, denn sie purzelten über einander, streckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten sich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um sie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter,“ schrie der Borstige und schaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard streckte die Hand nach den jungen Geiern aus, sie schienen ihn fassen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf sie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauscht es in der Luft — „Duck dich!“ schallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig senkt sich auf Eberhard, er kann sich nicht mehr halten, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieser erschossen worden.

Der Wilderer — denn so dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit seiner Flinte hanthieren gesehen — der Wilderer betrachtete mit düsterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben stand die Sonne auf dem Berggipfel im Versinken

barsch, „er könnte uns auch nichts helfen. Mach' jetzt keine Faxen und steig hinauf. Hörst du die Jungen quicken? Dorthin!"

Eberhard kletterte fast unwillkürlich einen Felsenkegel hinan, der Borstige stand unten auf dem Anstand.

Habt ihr schon je einen Raubvogel, der sich in den Lüften wiegt, genauer in's Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdlichen Sang und die Schwalbe mit stummer Zunge, sie schwimmen wohlig in dem Meer der Lüfte, ihr Flug ist kein eilig Flattern von einem Ruhepunkt auf der Erde zu einem andern; sie sind zu Hause in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, so auch der Raubvogel, der in den Höhen kreist.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haschen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit starker Kralle und scharfem Schnabel Größeres zu seines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzsichtigen Menschen! Sieh dort den schwarzen Punkt nah am Himmelsbogen; wie von den Blicken des Jägers gebannt kommt es näher, mit gespannten Fittigen läßt sich's tragen von der leichten Luft, wie es sich im Kreise wiegt, sich über sich hebt und mit wenigen Ruderschlägen seiner Schwingen sich hebt und senkt und wiederum sich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Nest erreicht und so sehr er sich auch ängstigte, konnte er sich doch eines freudigen Erstaunens nicht enthalten, als er die Jungen sah; sie

waren blind und steckten die fast ganz nackten Köpfe zusammen, sei es aus Furcht oder ob sie sich etwas zu sagen hatten, was kein Menschenohr hört und versteht. Nur eine Sekunde betrachtete sie Eberhard mitleidig und dachte: „Es ist doch wundersam! die Hunde und die Geier, die die besten Augen haben, werden blind geboren.“

Die Jungen schienen die Anwesenheit Eberhards doch zu merken, denn sie purzelten über einander, streckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten sich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um sie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter,“ schrie der Borstige und schaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard streckte die Hand nach den jungen Geiern aus, sie schienen ihn fassen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm, und er warf sie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauscht es in der Luft — „Duck dich!“ schallt's von unten herauf und paff! knallt es und ein dunkler Fittig senkt sich auf Eberhard, er kann sich nicht mehr halten, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieser erschossen worden.

Der Wilderer — denn so dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit seiner Flinte hanthieren gesehen — der Wilderer betrachtete mit düsterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Eben stand die Sonne auf dem Berggipfel im Versinken

und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch," sagte er, „ist mir der Schuß gelungen! Wär's auch so gegangen, wenn ich's fest gewollt hätte? Der Junge ist wie verzaubert, wie wenn er einen überirdischen Schutzgeist hätte. Wenn er einen Schutzgeist hat, so mag er ihn auch heimbringen, ha, ha!" lachte er wild auf und es fröstelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgespannten bluttriefenden Federn auf und als sich Eberhard jetzt regte, machte er sich rasch davon und ließ ihn bei den sterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht schauerten die Vögel in ihren Nestern auf, denn ein Knabe schritt durch den Wald und sang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast,
Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen Das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im ersten Frühroth und die Sonne stieg mählig herauf hinter dem Berg, denn ihr Aufsteigen erscheint unserm Auge viel sachter und langsamer als ihr Untergehen. Die Eulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horsten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitschern wie im Traum, die Sonne steigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume, und es ist so still im kühlen Waldesgrund,

als wandelte ein Geist durch den heiligen Raum, die Bäume schauern in sich zusammen und erzittern leise und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erschallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Liederschmettern durchschallt den Wald . . . der Tag ist erwacht. Die Thautropfen schimmern siebenfarbig an den Gräsern und die Käfer kriechen die Halme hinan und lassen ihre schimmernden Decken im Sonnenschein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches frische Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt sich im leisen Windhauch um und um, grüßt die Schwestern weit und breit und sendet seinen Duft in die offene Welt.

Unter den schönen Tannen im Moose, nahe an einem blühenden Erdbeerenschlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und schlummert. Es ist Eberhard. Der Hund sitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er schnappt nicht mehr nach den Fliegen, er schüttelt sie nur still ab, gleich als fürchte er, durch sein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne küßte dem Knaben die Wangen röther, er aber schlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht; nur Einmal seufzte er auf, legte sich auf die Seite und schlief weiter. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der Hund sprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von sich und betrachtete eine geraume Weile den schlafenden Knaben; endlich beugte er sich zu ihm nieder und rief ihm Kukuk! in's Ohr. Eber=

hard erwachte, blinzelte und rieb sich verwundert die Augen; er wußte nicht, wo er war und schaute sich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen sei, antwortet er nicht mehr mit einem Scherze, sondern weinte nach seiner Mutter.

„Ich habe gestern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter gesprochen," sagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht ist, sollst du Schulmeister werden. Das Jägerleben ist deiner Familie gefährlich und du bist das einzige Kind. Willst du?"

„Ja, ja, Alles, was Ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig sein, jetzt aber will ich schnell heim." Und mit dem Hunde vorauf sprang Eberhard durch den frischen Morgen. Er fürchtete sich, daß ihn Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm selber kam Alles wie ein schwerer, düsterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er sein väterliches Haus sah, der Hund war schneller dort gewesen, als er, kam aber jetzt langsam wieder zurück. Eberhard rief von ferne seine Mutter, sie erschien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verschlossen. Gewiß war seine Mutter schon früh ausgegangen, ihn zu suchen, vielleicht war sie die ganze Nacht im Wald umher geirrt. Jetzt empfand er selber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes harrt und wartet und Stunde auf Stunde verrinnt und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit spähendem Blick aus einem Busche trat. Eberhard schrie auf, als sollte er gemordet werden. Der Wilderer aber sagte:

„Sei still. Ich hab' dir 'was Schönes gebracht. Du hast dir ein Eichhörnchen gewünscht; das ist viel, viel schöner, da hast du einen jungen Fuchs, den ich für dich aus seiner Schluft geholt habe. Du mußt aber auch versprechen, daß du nichts von dem erzählst, was wir mit einander gehabt haben."

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Tuch genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befestigte diese an der Hundehütte und verschwand so schnell wie er gekommen war.

Endlich erschien die Mutter, sie umhalste ihr verlorenes Kind mit stummem Schluchzen und strich ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu sein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen seinen Begegnissen und für diese Untreue mußte er schwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs sah, wollte sie ihn losbinden und in den Wald laufen lassen, aber sie fürchtete sich doch, ihn anzurühren, und so blieb der Fuchs, den Eberhard, nach seiner Aussage, von einem Mann im Wald erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte noch nicht weniger in den Wald und wie mit unwiderstehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den still schönen Tagen im Leben hat man weit seltener eine Erinnerung, und wenn man sich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch sind jene Tage meist gerade die seligsten!

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die

Eberhard auf der Anhöhe hinter dem Hause, in den Kornfeldern verlebte! Wie das immer auf- und abwogte, wie ein Strom! Solch ein Roggenfeld ist auch ein majestätischer Wald mit gewaltigen Riesenstämmen. So meinten wenigstens die Käfer, die dort umher strichen und im raschen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's ansieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, ist unsere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menschen winzige Geschöpfe, die darauf herum kriechen.

So stand nun Eberhard oft zwischen den Furchen und betrachtete sich dieses kleine große Leben und dachte Unnennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine beobachtete die Thierchen, die sich zwischen den kleinen Gräsern tummelten, oder er schaute hinauf nach dem blauen Himmel, wo am hellen Mittag schon der Mond stand und geduldig harrte, bis seine Zeit kam, da er selber etwas gilt und man nach ihm aufschaut. Wie namenlos waren da die Empfindungen, die durch die Brust Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufstand, wie spannten sich alle seine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war still in sich hinein vergnügt! Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde, und tiefdeutig ist die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der, vom Boden gehoben, schwach war, sobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich stark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwischen den Furchen und schaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Waizenfelde zu die am Morgen und am Abend ihr Naurau-Picktערwick erschallen läßt und nur am Mittag ruht. Er stand auf und es war ihm so wohl und leicht zu Muthe, als ob er aus dem frischen Wellenbade käme, und er sang und jodelte frei in die Welt hinein. Da sah er einen schön rothen Bluthänfling, der kaum erst flügge geworden schien, in kurzen Sätzen auffliegen und sich wiederum niederlassen; den wollte er nun haschen und er sprang ihm nach, von Busch zu Busch, aber kaum war er ihm nahe, so war der Vogel wieder auf und davon; dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis sie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und sang von jenseits den schönen Gesang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß bis er den Hang hinab und den jenseitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorsprung hatte. Eberhard sah vor sich nieder, betrachtete seine Füße und versuchte mit den Zehen mühsam Steinchen aufzuheben, er lachte in sich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: „Wie wunderig sind doch die Vogelfüße gemacht! hüpft der Vogel von Ast zu Ast und verfehlt nie den Zweig, strauchelt nicht und fällt nicht; wie schnell kann er die Krallen auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles so schnell berechnen kann. Freilich — sagte er fast laut, den Kopf drehend —

haben sie auch einen viel geschickteren Hals als wir, daß sie ihn so leicht drehen, und wir, wir müssen das ganze Gestell umwenden, wenn wir rückwärts sehen wollen." — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterschreiten zu singen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir sagt: Jetzt hier, gieb Acht, wie's widerhallt. Das ist ganz anders, wenn man so etwas von selber unversehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erschrack fast, als er seine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und stark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er schrie: „Juhu! Juhu ..." hallte es wieder, tief, tief hinein. Und er rief auf's Neue: „Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald seine Stimme giebt — Stimme giebt ..." schallte es durch den weiten Raum. Und er rief: „Gottfried!" Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er seinen eigenen Namen: „Eberhard!" und es schallte wieder „Eberhard ..." Der Knabe empfand ein seliges Entzücken, da er sich so weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: „Jetzt ihr Bäume, jetzt kennt ihr mich alle, wie man mich ruft — mich ruft ..." antwortete es.

Mit einer namenlosen Seligkeit spielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerst geweckt hatte. Noch nie hatte ein Mensch vor ihm von hier aus die Bäume und die Berge sprechen gelehrt.

Eberhard versuchte es, von einer andern Stelle auch den Widerhall zu wecken, aber es klang nicht so rein und hell, wie von jenem Punkt, den er zuerst ohne

sein Wissen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: „Lebt wohl! Lebt wohl ..." erwiderte es und er stieg hinab zum Hause der Mutter. Seine Brust war hoch geschwellt, er hatte in einsamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tausendfach verstärkt antwortet, wenn wir sie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht selige, freudesprossende Tage?

Im Hintergrund lauerte aber auch schon die Pein vom Menschensinn bereitet.

Eines Samstag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, um Salz zu holen, kam der Vetter Gottfried vor dem Jägerhaus vorbei und sprach eine Weile mit der Jägerwittwe, die eben Wäsche aufhing. Sie klagte, daß sie mit ihrem Sohn nicht mehr in Frieden lebe, seitdem der Fuchs im Hause, sie zittere immer vor Angst, wenn der Knabe mit dem Thier spiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich seine wilden Tücken loslassen; sie wisse daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht sein," sagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm das Gewehr von der Schulter, und schoß den Fuchs nieder. Gottfried verspottete sich selber über die leichte Jagd, entbälgte das Thier kunstgerecht, und warf das Fleisch, das der Hund nicht auffraß, in den nahen Teich. Er erhandelte sich noch den Balg und steckte ihn in seine Jagdtasche.

„Nun aber noch einen Handel," sagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern so ledig

durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich lasse mein Gewehr da und nehme mir drin das von Eurem Mann, es ist ja noch ein Schuß darin."

Gottfried that wie er gesagt.

Zur selben Zeit als dieses am Jägerhaus geschah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorf heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loch, wo man einen Baumstumpf ausgegraben hatte und suchte weder ein Echo zu wecken, noch sich das Leben der Thiere und das reiche Walten in der Natur klar zu machen. Menschen, die schwere Sorgen, selbstgemachte oder vom Schicksal auferlegte, in düstern Gedanken in der Seele hegen, sehen und hören nichts von Blumenpracht und Vogelsang um sie her.

Der Wilderer hielt Bart und Mund fest in der Faust und runzelte die Stirn.

Freilich erscheint es seltsam, aber es ist einmal so. Mit keckem weltverachtendem Uebermuth setzen oft Menschen über die höchsten und ewigen Schutzwehren des Sittengesetzes hinweg, und plötzlich straucheln sie über einen Stein, stehen wie gelähmt vor einer Hecke, ja oft sind es nur eingebildete Fallen, in denen sie sich selbst fangen. Wenn man aber genauer zusieht, ist das gar nicht so seltsam. Der Missethäter, der eine Todesschuld auf sich geladen, sieht am hellen Tag und beim Lampenschein Dinge, von denen ein anderer nichts merkt; das in der Seele bewahrte, durch keinen Laut verrathene Geheimniß macht sich frei und schwirrt vor seinen Augen leibhaftig umher, es setzt sich mit ihm nieder, wenn er Speise und Trank genießen will und wenn er die Augen

schließt zu erlösendem Schlaf, das geschlossene Auge sieht es neu. Hin- und Herwälzen frommt nichts, es ist da und da und schlüpft noch hinüber in den stillen Traum.

Seit der Spaniermichel wieder an den Ort seiner That zurückgekehrt war, wanderte er dort umher unstät und flüchtig. Es half nichts, daß er sich selbst auslachte und verspottete; es war ein Wesen in ihm, das nicht davon berührt wurde und zu allen Einreden lächelte, als ob ein fremder einfältiger Mensch sie vorbrächte. Er hatte den kleinen Eberhard, den letzten Sprossen der Jägerfamilie aus dem Weg schaffen wollen, und doch wollte er's nicht mehr geradesweges, er hatte dem Zufall Spielraum gelassen, und dieser hatte ihn betrogen. Jetzt waren alle seine Gedanken nur auf das Eine gerichtet, auf den von dem Todten zurückgelassenen Schuß. Wo er ging und stand und wie er sich auch wendete, immer sah er in der Luft, von Niemand gehalten, den Gewehrlauf auf sich gerichtet.

„Es ist Narrethei, was kann dir der Schuß?" sagte er sich jetzt laut, „schäm' dich, bist ein Kerl, bei dem der Teufel Lehrbub sein könnte und fürchtest dich vor einer todten Flinte am todten Hirschgeweih. Komm, erschossener Grünrock und drück' deine Flinte selber ab. Kannst nicht, deine Hände sind von Würmern gefressen. Ich fürchte deine Hinterlassenschaft nicht." Er lachte laut auf und wollte von dannen gehen, aber er blieb doch wie festgebannt liegen und sprach nach einer Weile wieder: „Sei's was es wolle, es läßt mir doch keine Ruhe und in Meiner Hand muß ich den Schuß haben; den

der Todte geladen ... ich will dir beweisen, du einfältiger Spaniermichel, ob er für dich ist."

Eberhard kam singend daher. Der Wilderer vertrat ihm den Weg und schenkte ihm eine junge Amsel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn sogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn schießen lehren, so gut als es keiner seines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach großes Verlangen, aber er widerstand dennoch. „Bring' mir nur das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommst, was du willst," bat flehentlich der harte Mann, aber Eberhard sprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannst du doch kommen, ich bin am Morgen da."

„Aber ich komme nicht," sagte Eberhard vor sich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie rasend und bestürmte seine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umhersuchen fand Eberhard einige frisch verdeckte Blutspuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er schwor in sich hinein, daß er sich wieder einen Fuchs verschaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch schlief, schlich Eberhard in die Stube, seine Hand zitterte, als

er das Gewehr anfaßte, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund sprang hoch vor Freude, als er seinen jungen Herrn so mit der Flinte bewaffnet sah; die Beiden verschwanden wieder im Wald, aber jetzt gemeinsam.

Ueberall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verschüttet und die Sonne ihn nicht aufgesogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeste sich ihm gleichsam in den Weg stellten, daß er nicht weiter gehen sollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er versteckte schnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der ein Morgenlied sang.

Eberhard stand mit gefalteten Händen, seine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte, ungesehen wieder heim zu kehren und nie mehr solch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber seine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, sonst hätte er sich nicht gescheut, zu dem guten Mann hinzutreten und sein Fehl offen zu bekennen, statt daß er sich heimlich weg stehlen wollte. Und das, daß er sich vor den Menschen mehr fürchtete, als vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm schwere Pein.

Der Hund schlug an, Gottfried kam näher. Nach den ersten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum Drittenmal so seltsamer Weise treffe, sagte Gottfried: „Lauf jetzt nicht so allein im Wald herum, der Spaniermichel ist wieder in der Gegend und dem ist nicht zu trauen.“

„Wer ist denn der Spaniermichel?“

„Komm mit da heraus, ich will dir's erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren.“

Eberhard bangte, den Ort zu verlassen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Versteck zu finden; aber es gelang ihm, unversehens ein Tannenreis abzupflücken, solches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgerissenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den ältern Wald, Gottfried setzte sich auf einen Baumstumpf, Eberhard auf einen daneben und der Erstere erzählte:

„Der Spaniermichel und sein Geschlecht sind schon seit alten Zeiten Feinde eures Geschlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimme Feindschaft zwischen euch kommt, man erzählt Allerlei; die Einen so, die Andern anders, am wahrscheinlichsten ist, daß zwischen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg ist. Es ist, als ob die unbändigen Geister des Wildes, um dessen Erlegung sie sich streiten, in sie selber gefahren wären. Dein Urgroßvater ist von einem Spaniermichel erschossen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen in's Gras gestreckt. Die Spaniermichels sollen, wie man sagt, von einem Soldaten abstammen, der in alten Zeiten von dem spanischen Heer hier zurückgeblieben ist, sie haben heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, so gewiß als jetzt die

Sonne scheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Gefängniß entlassen, jetzt hier in den Wäldern herumstreicht und sein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man selten die Gerichte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle anruft; es ist das so ein altes Abkommen zwischen Jägern und Wilderern, und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt gesehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von seinen Fuchslöchern steckt, ist nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat sich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinn hat, Gutes gewiß nicht. Ich habe seine Tücke schon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn gestern noch spät im Wald getroffen und heute Morgen finde ich in meinen schönsten Tannen ringsum den Bast aufgeschnitten und glühende Nägel eingeschlagen, daß sie verkommen müssen. Der Spaniermichel weiß, daß ich die Tannen so lieb habe, und darum hat er sie verdorben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menschen gehen kann, daß sie sich damit freuen, einem Andern seine Freude zu zerstören."

Nach einem schweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergesse, der Hund da ist mitschuldig an dem Tod deines Vaters. Siehst du, wie er winselt? Er merkt, was ich sage. Das Gerücht, wie sich die Sache zugetragen, rührt wahrscheinlich vom Spaniermichel selber her, der es ausgesprengt hat. Er hat den Hund auferzogen und hat ihn dann durch einen

Unterhändler an deinen Vater verkaufen lassen. Wie sie nun in Todfeindschaft im Wald zusammen treffen, springt der Hund bald an dem Einen, bald an dem Andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches sein Herr ist; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt ihm der Spaniermichel die Kugel in die Brust. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menschenhund, der sich selber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört." — So schloß der Vetter Gottfried und stand auf.

Eberhard war es zu Muthe, als wären ihm alle Glieder zerschlagen, er konnte sich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf versinken und 'drin Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hätte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abschied und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte seinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieser schob ihn weg und richtete sich endlich straff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen; er fand es bei den Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, schien es ihm ein fremdes. Sollte Jemand da gewesen sein und es vertauscht haben? — Indem er so in Gedanken dastand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Bist du der Spaniermichel?" schrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurücknackend.

„Ja," lautete die Antwort.

„Hast du meinen Vater erschossen?"

„Ja, aber halt, du hast ja kein Pulver auf der Pfann', gieb her," er entriß Eberhard die Flinte, und sagte dann höhnisch: „So, jetzt schieß." Er nahm den Knaben auf den Arm, hielt ihm, als er schreien wollte, den Mund zu und rannte durch den Wald hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felsen; dort legte er den Knaben ab und sagte: „Jetzt will ich dir zeigen, ob dein Vater, der da drüben fault, den Schuß für mich hinterlassen hat. Bet'." Eberhard wollte sich aufrichten, da sprang der Hund auf ihn zu und deckte ihn mit seinem Leibe und klammerte sich fest an ihn. „Bist du auch wieder da?" knirschte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, stieß ihm den Dolch in den Hals und schleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felsengrund.

Er drückte ab, aber das Pulver brannte ihm von der Pfanne. Fluchend und wetternd schüttete er abermals auf und Eberhard schrie jämmerlich . . .

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und schrie noch im Umstürzen: „Das ist des Todten Schuß!"

Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried stand oben mit der Flinte, die er von der Jägerwittwe geborgt hatte; er hatte schnell gesehen, was hier vorging, und der höllischen Pein rasch ein Ende gemacht.

Langsam verzog sich der Rauch an den feuchten Felsen und Bäumen und in langsamen Zuckungen verschied der Spaniermichel. Eine Menge frisch geschmiedeter Nägel, die ihm aus der Tasche gefallen waren, lagen

zerstreut um ihn her; sie waren ganz genau wie jene in den schönen Tannen. — —

Mit dem Spaniermichel hat die grausige Vererbung des Mordes sich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer sein, durch welche die Habsucht und Rachgier der Menschen die Heiligkeit des Waldes entweiht!

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hause gebracht, er lag Tag und Nacht im Fieber, aus dem er aber gesund sich wieder erhob.

Als er heran gewachsen war, wurde er in die Lehrerpflanzschule aufgenommen, seine aus der Kindheit stammende Liebe zur Natur ließ ihn die Wissenschaft derselben zu seinem besondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verstehen, was ihm früher unklar gewesen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehedem ohne Führer und Unterricht für unumstößliche Wahrheit gehalten.

Bei dem Studium war Eberhard Eines ganz sonderbar; er erkannte viele Vögel aus der Heimath nicht wieder, obgleich sie in den Sammlungen sorgsam ausgestopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erscheinung beschrieben waren; denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptsache ist, der Gesang. Eberhard versuchte es, zur Vervollständigung den Gesang der Vögel mit Buchstaben und Musiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Just Alles läßt sich nicht auf dem Papier aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch sein Gutes.

Als Eberhard seine Lehrzeit beendet hatte, schloß er sich einer naturwissenschaftlichen Entdeckungsreise nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbständigkeit und wildes Treiben gewöhnt, besteht er die Mühseligkeiten dieses Lebens leichter als manche Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath gesendet.

Eberhards Name wird jetzt von vielen Menschen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm so viel Freude macht wie damals, als das einsame Echo im Walde ihm seinen Namen rief?

Da er so weit weg ist, kann er sich nicht dagegen wehren, wenn man einstweilen seine Jugendgeschichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal selber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch so grausame Wilderer giebt.

Wo der Spaniermichel gefallen, steht noch das steinerne Kreuz, wenn auch halb eingesunken, und die wilden Rosen blühen um das moosige Gestein.



Zur Kunst und Literatur.



I.

Drei Stationen des Schiller-Goethe-Denkmals.

1. Das Modell.

(Januar 1857.)

Schiller und Goethe!

Keine andere Nation hat das Glück, zwei ihrer größten Geister im Gebiete dichterischen Gestaltens so in Eins fassen zu können und in ihrem Gedenken das Leben auf der reinen Höhe der Verklärung und zugleich die geschichtliche Verkörperung höchster Männerfreundschaft in ihnen zu nennen. Durch die Doppelstatue Ernst Rietschels, die jetzt im Gypsmodell ausgestellt ist, gelangt jene unzertrennliche Verbindung im Wort und in der Erinnerung plastisch schaubar zum vollendeten Ausdruck.

Meister Rietschel hatte das seltene Glück, die maßgebenden Geister deutscher Nation, in denen sich Alles ungetrennt geeint fühlt, neu zu verlebendigen und ihre Gestalt derart festzuhalten, daß sie nicht mehr anders gedacht werden kann. Wenn man sich denken wollte, daß nach ihm noch ein Künstler käme, der diese Gestalten neu umschüfe, so würde es ihm nicht möglich

sein, das jetzt gefestigte Erinnerungsbild zu verdrängen. Wie Rietschels Standbilder äußerlich eine Stelle einnehmen, die nicht mehr anders besetzt werden kann — in Braunschweig, in Weimar — so werden sie auch in der innern Vorstellung aller Deutschen einen unverrückbaren Platz einnehmen. Rietschel hat durch Vereinigung historischer Treue und künstlerischer Stilisirung eine Typik festgestellt, an der nicht mehr geändert werden kann.

Rietschel hat das Standbild Lessings geschaffen, daß wir die leichtbewegliche und mannhafte Grazie des Denkerdichters unmittelbar erschauen, und so hat er nun diese beiden Heroen gefaßt, deren Geist tausendfältig bestimmend das ganze Nationalleben bewegt. Kann man das aber Glück nennen? Es ist eine nothwendige, allgemein geschichtliche Thatsache, die eben dadurch im Einzelnen ihren prägnanten Vertreter findet, der, so zu sagen, die Concentration der zerstreuten allgemeinen Betrachtnahme ist. Der Einzelne, der ein Werk schafft, in welchem sich ein allgemeines Streben oder Bewußtsein erlöst, d. h. als zur Thatsache geworden erkennt, dieser Einzelne ist wohl er selbst, eingeschlossen in eine Individualität, aber er ist auch wiederum nur der Ausdruck des Gesammtwollens: denn wer das Dargestellte seinem inneren Sinn entsprechend findet, hat eben damit ein Gleiches erstrebt, wenn er auch nicht entfernt befähigt war, ja keine Ahnung davon hatte, daß es sich in dieser Ausdrucksform erlösen ließe. Wie wir aus fremdem Mund ein Wort gewinnen, das wir nicht selbst geschaffen, und das doch unser Innerstes ausspricht;

so ist es auch mit einer Gestaltung. Der aber, der mit seinem Wort im weitesten Sinn den Zauberbann gelöst, ist und bleibt dennoch der Meister. Die statuarische Feststellung unserer beiden großen Dichter ist eine geschichtliche Nothwendigkeit, die der Gesammtwille der Nation innerlich zu vollziehen trachten mußte. Dieser Nothwendigkeit steht die Freiheit entgegen, die sich den Mann und seine Kraft erkürt und ihn damit betraut und auszeichnet, daß er mit persönlicher Genialität individuell frei gestaltend die allgemeine Nothwendigkeit lebendig und äußerlich vollziehe.

In unsern Tagen, unmittelbar nach Vorübergang der großen Geistesepoche, ist die Literaturgeschichte nothwendig und natürlich erst zu einer Wissenschaft geworden. Erst wenn die Ernte eingeheimst ist, kann Alles richtig bemessen und gebucht werden, und so hat die Literaturgeschichte jetzt ihre Vertreter wie zu keiner andern Zeit vorher. Es soll aber damit keineswegs gesagt sein, daß, wie manche Buchführer des geistigen Erträgnisses meinen, jetzt eine lange, vielleicht ewige Brache auf diesem Feld eintrete. Es giebt keine Offenbarung des Geistes, keine Ernte einer noch so erträgnißreichen Periode, die für alle Zeiten ausreicht. Und schon im Herbste steht draußen die Aussaat für eine kommende Ernte.

Wie nun in nothwendigem Gang heute die Literaturgeschichte zu solcher Meisterschaft gelangt, so ist es natürlich, daß auch äußerlich in der Schaubarkeit das allgemeine Nationalbewußtsein die Geistesheroen sich fest hinstelle, und Ernst Rietschel hatte die innere

und äußere Sendung, sie in lebendiger Gestalt festzuhalten.

Die Geschichtschreibung überhaupt und die Literaturgeschichte insbesondere bleibt allzeit flüssig. Das Wort ist das ewig Bewegliche. Es können sich immer neue Thatsachen ergeben, neue Betrachtnahmen aufthun, die das in der Schrift gegebene Bild in einzelnen Zügen verändern oder anders beleuchten. Das reine Kunstwerk aber, und namentlich das plastische, ist nicht mehr flüssig, die Gestalten der Kunst stehen unwandelbar fest, und sie kann diese Feststellung wagen, da es ihr nicht auf das Einzelne, sondern auf das Gesammte ankommt, an dem nicht mehr gerüttelt werden kann.

Wie für die literaturgeschichtliche Feststellung unserer großen poetischen Periode, so ist auch für die Plastik gerade unsere Gegenwart am geeignetsten. Sie steht noch nahe genug der Zeit, da das Geschilderte und zum Bildwerk Geschaffene pulsirendes Leben war, und doch wiederum fern genug, um es in allgemeiner künstlerischer Ueberschau zu betrachten, jene Bewegungen, man könnte sagen jene Drücke und Brüche in der Gewandung, die das unmittelbare Leben hervorbringt, zu kennen, und sie doch nicht nach der bloßen Wirklichkeit, sondern in stilisirter Erhöhung zu geben. Gerade die Geschichte der nächsten Vergangenheit ist das ergiebigste Feld, nicht nur für die reine Geschichtschreibung, sondern auch für Objecte der Kunstschöpfung. Die Dichtkunst und die bildende Kunst kommen in Auffassung der Gegenwart nur schwer über das Genre hinaus — sie können die Gegenwart nicht lebensgroß,

wie viel weniger über Lebensgröße hinaus auffassen — sie können noch nicht bestimmen und noch nicht wissen, was sich als allgemeine Signatur einer Periode herausstellen wird. In der unmittelbaren Vergangenheit aber zeigt sich das: hier ist die Historie und die historische Kunst möglich und nothwendig.

Man hat die Denkmalsucht unserer Zeit vielfach verspottet, und die Grimassen, die sich auch hier zeigten, sind nicht zu läugnen; dennoch muß auch hervorgehoben werden, daß eben in dem allgemeinen Verlangen nach Denkmalen und in der unverkennbaren Begeisterung für dieselben ein erfreulicher historischer Zug liegt. Diejenigen, die nur eine Vergangenheit anerkennen, treffen hier mit denen zusammen, die mit Anerkennung des Historischen eben auch die historische Berechtigung der Gegenwart heischen, welcher eben so gut das Recht und die Pflicht zusteht, das Leben, Denken und Empfinden nach Gehalt und Gestalt aus sich zu erneuern.

Es ist im privaten Leben ein eigenthümlicher Zug, daß dann, wenn einem lieben Verstorbenen das Grabdenkmal gesetzt ist, eine gewisse Besänftigung des Schmerzes eintritt; und zwar nicht nur, weil man äußerlich noch etwas für den im Herzen Fortlebenden gethan, sondern auch weil, indem das Gewesene zu einer erhärteten Thatsache, gleichsam zu Stein geworden, Druck und Belastung von der Seele genommen ist, die nun den Verpflichtungen des Daseins theilweise befreiter entgegen geht. Aehnlich kann man sagen, verhält es sich auch im Nationalbewußtsein. Die T r a u e r, daß auch

die, die so Unsterbliches geschaffen, dem Tode erliegen mußten, ist als Schmerz vorüber, und es ist eben jetzt die Zeit, sich an der Aufstellung ihrer Bildnisse mit reiner andächtiger Freude zu erquicken. Es sind noch Menschen unter uns — und sie können vor dem Nationalgeist im Ganzen wie Einzelerinnerungen eines Individuums betrachtet werden — die sich der Dahingegangenen als Lebender erinnern, aber sie sterben immer mehr aus, wie im Fortschritte des Lebens die Einzelerinnerungen des Individuums. Und so ist es ein inneres Genügen des Nationalgeistes, diese Züge lebendig festzuhalten, dem Leben nahe und doch durch die Verklärung der Erinnerung — die der Anschauung der Kunst entsprechend ist — wiederum über das Leben erhoben. So möchte man noch hinzusetzen, daß durch die Denkmale jene verehrten Männer die plastische Ruhe erlangt haben, auch für den Erinnernden. Wie ihr Denken in unserer Seele steht, ohne daß wir uns dessen immer klar bewußt sind, so sehen wir ihr Bild vor uns, wenn wir über den Markt des Lebens gehen; wir schauen nicht immer darauf, aber die Erinnerung ist auch in uns zu einer wohlthätigen plastischen Ruhe gelangt.

Und nun stehen die Heroen über Lebensgröße vor uns. Von Angesicht zu Angesicht stehen wir ihnen gegenüber, wir auf dem Boden des Lebens, sie auf das Postament geschichtlicher Verehrung gestellt, in ruhiger plastischer Verklärung und Erhöhung durch die Kunst; sie stehen mit uns in der Luft, die wir athmen, und doch in einer höheren Schicht. Sie sind Leben, aber jenes zur ewigen Ruhe gekommene, unzerstörbare und unwandelbare.

Welch eine Arbeit war dem Bildner auferlegt, alles Das, und noch dazu tausendfältig mehr vor uns darzustellen und in uns zu erwecken! — Weil nach der obigen Andeutung das allgemeine Wollen und Erinnern der gesammten Nation seinen Ruf in die Werkstätte des Künstlers ergehen ließ, weil wir den Künstler als Den betrachten, der diese Sendung erfüllte, sei es uns gestattet, vorerst zuschauend bei seinem Schaffen zu verweilen.

Da sind zuerst die kleinen Modelle, etwas über einen Schuh hoch; es sind deren vier oder fünf, welche die beiden Dichter in Eins gefaßt darstellen. Hand- und Fußbewegung, Stellung und Haltung des Körpers sind verschieden, wenn sie auch immer nur ein und dasselbe Motiv wiedergeben. Es war nicht leicht, das in sich Gehaltene, Stillbewegte in Gliedmaßen, in Rumpf und Kopf darzustellen; einerseits die Einförmigkeit zu vermeiden, andererseits jede Unruhe, jedes Ausgreifen fern zu halten. Wie tief bewegt war der Künstler, bis er die letzte entscheidende Haltung und Stellung gewann! Und er fand sie im kleinen Modell noch immer nicht.[1] Nun wurden die Modelle in Drittheil Lebensgröße und in nackter Gestalt ausgeführt, und endlich

[1] Vor Jahren hat unser gemeinschaftlicher Freund Eduard Devrient mit seinem Collegen, dem Schauspieler Emil Walter, dem Künstler (der Goethe noch persönlich kannte) dadurch eine neue Lebensanschauung vermittelt, daß Devrient mit seiner schlanken hagern Gestalt in der Schillerkleidung, und der breitbrustige Walter im Gewande Goethe's auf einem Postamente dem Bildner verschiedene Stellungen nach seinem Motive vormachten. Es war dieß nicht maßgebend für die Fassung, bot aber doch dem Bildner mancherlei lebendige Fingerzeige für seine Aufgabe.

ging es an Ausführung der Colossalstatuen, wiederum zuerst in nackter Gestalt. Es läßt sich nicht sagen, mit welchem brennenden Eifer der Künstler an der auch materiell so mühsamen Aufgabe (die Figuren sind zwölf Schuh hoch) arbeitete. Die Körper mußten natürlich jeder einzeln für sich ausgeführt werden, und bei der Zusammenstellung zeigte sich bald diese bald jene Unzuträglichkeit. Mit einer wahrhaft verehrungswürdigen Unverdrossenheit ging Rietschel immer wieder von Neuem an's Werk; denn jede Veränderung in Bewegung oder Haltung mußte immer nicht nur die Einzelgestalt, sondern die ganze Gruppe zusammenbrechen machen. Er baute sie nochmals auf, und schließlich ging es an die Gewandung; aber auch hier mußte bei jeder wesentlichen Aenderung wieder Alles eingerissen werden. Es mochte dem Künstler oft schwindeln vor dieser ungeheuren Aufgabe, aber mit unablässiger Treue folgte er den Bedingungen seines Berufs und der nur Einmal vorhandenen großen Aufgabe, die ihm die ganze Nation gestellt. Es giebt keinen äußern Lohn, der dieses Mühen, diese inbrünstige Hingebung bezahlen könnte; nur der unvergängliche Dank der gesammten Nation kann der Ehrenpreis sein. Und welch ein Mühen war noch die Einzelausführung! Bald hoch oben auf dem Gerüste, bald wieder auf dem Boden einige Schritte entfernt zur Ueberschau, bis endlich und endlich das Werk in seiner Vollendung dastand.

Nun aber auch welche Vollendung! — Die beiden Dichter sind im Anfang unseres Jahrhunderts aufgefaßt; Schiller in den vierziger, Goethe in den fünfziger

Jahren; Schiller schreitend, in der ganzen Haltung voll innerer Bewegung, ohne daß diese eine äußerlich unruhige wäre, Goethe in jovischer Ruhe. Schiller hält in der Linken eine Rolle, mit der Rechten faßt er nach dem Lorbeerkranz, den Goethe ebenfalls in der Rechten hält, während seine Linke auf der Schulter des Freundes ruht.

Darf ich mir den Vergleich erlauben, daß Schiller als der menschgewordene Adler, Goethe als der menschgewordene Löwe erscheint? Ich kann nur damit ausdrücken wollen, daß Jeder in seiner eigenthümlichen Größe sich darbietet, ohne den Andern zu drücken, wie sie das auch im Leben bewährten. Wer kann sagen, ob der Adler oder der Löwe majestätischer ist? Hat nicht jeder in seinem Reich die ihm zukommende Majestät?

Schon in der Dichtkunst, der die allseitigste Motivirung gestattet ist — durch Nebenfiguren sowohl als durch eine fortlaufende Entwicklungsreihe — schon da ist es schwer, zwei Helden in gleichem Licht erscheinen zu lassen und zu verhüten, daß der eine nicht zur Folie des andern werde. Schließlich muß jedoch Einer herrschend bleiben, in jenem Sinne, in welchem man von dem Helden einer Dichtung spricht. Die Wagschale der Bedeutung oder des ideellen Rechtes, die lange schwankte, muß sich für Einen neigen. Auch in der bildenden Kunst ist das Licht auf eine Hauptfigur gespannt. Das war es nun, was von vornherein die Möglichkeit bezweifeln ließ, daß sich ein Doppelmonument darstellen lasse, in dem jeder Einzelne monumental

selbstherrlich bleibt. Man konnte sich denken, daß Jeder für sich auf eigenem Postamente die Vollkraft seiner Bedeutung bewahrte, nicht aber, daß es möglich sei, Beide in Eins zu gestalten, ohne den Einen, wie man sagt, durch den Andern zu drücken, und ohne einen bloßen Act daraus zu machen. Die Thatsache ist die beste Antwort, die alle Vorerörterung nun als müssig erscheinen läßt.

Der Künstler hat, parallel der unvergleichlichen Erscheinung zweier gleich gewaltigen, gleich hohen und in Freundschaft vereinigten Geister, dieselben in gleicher Macht dargestellt, und doch Jeden unverkennbar in seiner Eigenthümlichkeit. Schiller hat den Adlerblick nach oben gekehrt; Alles an ihm ist frei, der bloße Hals, der schreitende Fuß, das lockere Gewand, Alles zeigt die innere Erregtheit; Goethe in sicherer, weltbeherrschender Ruhe gradaus blickend; Alles fest und bestimmt, das jovische Haupt durch die Macht seines festen Ausdrucks lebendig charakterisirt; Schiller mit leise geöffnetem Mund, Goethe mit ruhig geschlossenen Lippen. Die Durchbildung der beiden Figuren, die jedem Einzelnen von Kopf bis Fuß einen bestimmten Ausdruck giebt und Alles in sich harmonisirt, ist der unverkennbare Charakter dieses Kunstwerkes, der sich gleich beim ersten Anblick ausspricht. Schiller zieht durch Bewegung mehr an, Goethe hält durch Ruhe mehr fest, wie sich das auch in ihrem allseitigen Wesen kundgiebt, ohne daß die Charakterwesenheit des Einen die des Andern beeinträchtigt. Sie stellen beide die Hoheit menschlicher und deutsch-nationaler Geistesmacht

dar, die das Leben durchdringt. In solchem substanziellen Sein und Erkennen hört alle Spaltung in Subjectivitäten und alles Eifern zwischen denselben auf. Wie die Männer im Leben auf dem einen Urgrunde reinen Schaffens stehen, so stehen sie auch vom bildenden Künstler neugeschaffen auf Einem Postament da. [1]

[1] In der viel zu wenig bekannten und doch so tief klärenden Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung," hat Schiller sowohl im Anfang als auch später, wo er geradezu den realistischen und den idealistischen Dichter charakterisirt, wesentliche Züge aus seiner eigenen Anschauungs- und Dichtungsweise und aus der seines Freundes entnommen. Natürlich in der Art, wie eine philosophische Abhandlung zuläßt, die allgemeine Begriffe und Kategorien geben muß, während im concreten Leben die eine Seite des Seins mit der andern in ein und demselben Individuum sich mischt. Ich will hier nur einige Sätze herausheben, die eben jetzt, wo beide Dichter vereint sich darstellen, zur Beherzigung dienen mögen, um den reinen Genuß an beiden zu vermitteln.

„Der Dichter ist entweder Natur oder er wird sie suchen," betont Schiller wiederholt (Ausgabe von 1844, Bd. X. S. 299). „Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr sein können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit demselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur sein, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwei ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird." Und wie er dann schließlich auf den Realisten und Idealisten hinausgeht (Seite 304): „Dieß sind auch die zwei einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äußern kann. Sie sind, wie man sieht, äußerst von einander verschieden; aber es gibt einen höheren Begriff, der sie beide unter sich

Und die Gewandung? Auch die Erörterung über Zulässigkeit oder Unzulässigkeit des modernen Gewandes ist nunmehr müßig. Nach dem Vorgange von Schadow und Rauch hat Rietschel diesen Streit thatsächlich erledigt, schon durch seinen Lessing, und jetzt doppelt und dreifach durch seine Schiller-Goethe-Gruppe. Schiller trägt den langen Rock, die zweiklappige Weste mit hervorquellendem Jabot, kurze Beinkleider, Strümpfe und Schnallenschuhe; Goethe die geschmeidige Halsbinde, den breitschoßigen Frack (ähnlich dem bei der Lessingstatue), die Wattenweste — aber ganz ohne alle Verzierung — mit Jabot; Strümpfe und Schnallenschuhe. Wie gesagt, nachdem Rietschel in so vollendeter Weise gezeigt hat, wie sich das moderne Gewand plastisch behandeln läßt, kann jede Streitfrage über dessen Anwendung als erledigt betrachtet werden. Wir sehen wirkliches Leben vor uns und doch erhöht und erhoben in die reine Kunstgestalt.

Und der Kranz, den beide Dichter halten und fassen? Er erscheint als das besonders Auffällige, vorerst wohl nur, weil er nicht zu dem Costüm-Ausdruck der Zeit zu stimmen scheint. Er wäre bei Behandlung in

faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in Eins zusammentrifft." Und (Seite 367): „Der wahre Realist unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit, aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freiheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das Individuelle dem Allgemeinen unterordnen: daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen beide dazu einschlagen."

antiker Gewandung weniger aufgefallen, weil er absolut zu derselben stimmt; jetzt erscheint er neben der realistischen Fassung als eine künstlerische oder künstlich fremde Zuthat. Das kann aber nur einen Moment so scheinen. Der modernen Welt, die alle Lebenserscheinung als Begriff und Gesetz zu fassen gewohnt ist, fehlt die mythenbildende und die symbolbildende Kraft,[1] und da wo das Symbol Bedürfniß ist, bleibt nichts übrig, als das Ueberkommene zu neuer Geltung zu bringen. Das Wort Dichterkranz, das in der Sprache gebräuchlich ist, muß der Bildner in seiner ursprünglichen concreten Gestalt zur Erscheinung bringen. Die Einheit von Zweien und der Ausdruck dessen, was sie eint, muß stets durch ein Drittes ausgesprochen werden; es muß Etwas sein, das keiner derselben in sich darstellt, sondern eben nur durch die Vereinigung mit dem Andern. Im Leben und in der dichtenden Kunst — die von allen Künsten dem Leben am nächsten steht — kann dieses Dritte sich durch das tönende Wort kundgeben. In der bildenden Kunst muß es in der Schaubarkeit heraustreten, und hier also ist der Kranz das Dritte, das die Einheit beider und das Wesen ihrer Einheit ausspricht.

Wo es gegeben ist, eine Handlung darzustellen, kann und muß diese sich selbst aussprechen, und das fehlende Wort als Sprache für das Auge thatsäch-

[1] So hat man z. B. in Baiern allerdings ein Symbol für die moderne Erscheinung der Eisenbahn geschaffen, das glücklich gewählt ist: ein Rad mit zwei Flügeln; aber noch ist es nicht allgemein gäng und gäbe, und es fragt sich, ob die Zeit es adoptiren wird.

lich zeigen. Im rein Monumentalen aber muß das Symbol das Wort sein. Die Krone z. B. ist wesentlich nur noch Symbol zur Bezeichnung der Herrschermacht, und sie stimmte wenig zu der bräuchlichen Militärkleidung der Regenten; dennoch wird Niemand bestreiten, daß sie als Symbol und Attribut in der bildlichen Darstellung angewendet werden könnte. Es giebt nun aber kein anderes Symbol für Bezeichnung des Dichterruhmes als den Lorbeerkranz, den Beide vereint errungen. Der Kranz ist also, wenn man so sagen kann, das plastische Wort für Dichterruhm, und dieses plastische Wort ist kein Fremdwort, sondern eingebürgert bei uns, wenn auch unser Leben so angethan ist, daß, — den Myrthenkranz allein ausgenommen — die Thatsache des Kranzes bei Lebendigen in der sinnbildlichen Weise verbleibt, und nie ein lebendiges Haupt mit dem wirklichen Blätterkranze geziert wird.

Es war eine unsäglich schwierige Aufgabe, eine Doppelstatue darzustellen, wo zwischen beiden Personen keine Handlung, sondern nur deren innerer Bestand für sich und ihr gegenseitiges Verhältniß ausgedrückt werden soll. Ich muß wieder auf meine Anfangsworte zurückkommen, daß es Rietschel gelungen ist, den in Einem Athem gesprochenen Ausdruck: „Schiller und Goethe" zu einer plastischen Anschauung zu machen.[1] Zugleich möchte ich darauf hinweisen, wie in der Darstellung und in dem Dargestellten hier ein Wort im

[1] Der Sprachgebrauch hat die Namen in solche Ordnung gesetzt, offenbar, weil bei anderer Verbindung — Goethe und Schiller — ein Hiatus der Tonbewegung hinderlich wäre.

höchsten Sinne verkörpert ist, das, wie ich glaube, nur der deutschen Sprache eigen, ich meine das Wort selbander. In der Zweiheit durch Liebe und Freundschaft sich eins fühlen, das ist ein Begriff, den die tiefste Regung des Volksgeistes in der Sprache ausprägte. Selbst zu sein, für sich zu sein, und doch in und mit dem Andern sich selbst zu fühlen — giebt es ein bezeichnenderes Wort dafür als „selbander?“ Und so ist diese Doppelstatue zugleich der vollendete Ausdruck dafür auf der höchsten Höhe des Geistes und in der unergründlichsten Tiefe des Herzens. Es ist tiefstes Beisammensein, und doch hat Keiner den Blick auf den Andern gerichtet; sie schauen in die Welt hinein, Jeder nach seiner Weise, und Jeder hat den Andern still, treu und sicher in sich — sie sind selbander.

Wird sich der Streit über Bevorzugung des einen oder des andern Dichters wiederum erneuen, indem man bald vorherrschend Geschmacksbildung oder die ethische Hoheit betont? Es läßt sich hoffen, daß auch dieser Streit hier in dem plastischen Nebeneinander zu seiner Versöhnung gekommen sei. Freilich hat jegliche Verehrung immer etwas Ausschließliches und deutet zurück auf die weltgeschichtliche Thatsache ausschließlicher Nationalgötter u. s. w.; aber es muß stets hervorgehoben werden, daß die Kunst die Freistätte des Cultus ist, in der kein Verdrängen des Einen durch den Andern bedingt wird; sie gründet ein neues Firmament, wo Keines das Andere aus seiner Bahn stößt und der ganze gestirnte Himmel erweckt die Andacht. —

Und doch wird es hier der Kranz sein, und die

Art, wie er gehalten ist, an den sich manche Debatte knüpft. Goethe hält den Kranz ruhig in der Hand, Schillers Hand greift darnach. Schon an diese letztere, nicht vollendete Bewegung werden sich allerlei Fragen anknüpfen lassen. Die geschichtliche Thatsache, daß Goethe im Vollbesitze des Ruhmes war, während Schiller noch darnach strebte, kann das Bedenken nicht alsbald lösen; es handelte sich ja hier nicht um Darstellung eines concret geschichtlichen Momentes, sondern um Vergegenwärtigung der Gesammtheit ihres Seins. Ein gleichzeitiges Berühren des Kranzes von Schillers Hand hätte jegliche Frage wohl factisch erledigt; aber die Grenzlinie war knapp, auf der es den Anschein haben konnte, als ob so durch beiderseitiges Dreinfassen noch ein Kampf um den Besitz des höchsten Dichterruhmes wäre, und der Bildner hat die friedsame gegenseitige Anerkennung darstellen wollen, wie dies auch im Wesen seiner Aufgabe lag. So Hohes auch Schiller vollendet, er ist doch auch als Strebender gestorben, während dem Dichtergenossen die Gunst des Geschickes, so weit das einem Menschen möglich ist, volle Sättigung und Genugthuung zukommen ließ.

Wenn in jedem Werke der bildenden Kunst ein Moment gefaßt ist, dem eine Handlung und Bewegung vorausging, und eine Handlung und Bewegung nachfolgte, wenn das Bildwerk um so plastischer ist, je weniger es jenes Vor- und Rückweises bedarf, je mehr es sich selbst ganz erklärt, so ist eben im rein statuarischen Monument die absolute Gesammtheit des Seins darzustellen, die weder vorwärts noch

rückwärts weist auf ein außerhalb des Gegebenen Ruhendes. Dieses nicht bloß momentane Sein, dieses unendliche Sein, unendlich, indem es alle einzelnen Momente in sich schließt, und unendlich, indem es die Anschauung und Erinnerung aller Zeiten zusammenfaßt — diesen ewigen Punkt hat der Künstler wesentlich gefaßt, und hierin liegt die Hoheit seines Thuns und seiner That.

2. Der Guß.

München, 28. Mai 1857. In der Erzgießerei war heute Morgen eine kleine Versammlung von Männern und Frauen, zusammengeführt vom Cultus des Genius und dessen Ausdruck in monumentalen Werken. Es war die Stunde, da die von Meister Rietschel in Dresden vollendete Schiller-Goethe-Gruppe von dem Erzgießer v. Miller gegossen werden sollte.

Eine Zeit, die den Muth und die Naivetät hätte, für das momentane bedeutsame Ereigniß Weiheformen zu schaffen und zu gestalten, hätte diese Stunde zu einem frischbelebten Feste gebildet. Es ist ein wunderbares Zeichen unseres Lebens, daß alle unsre Feste weit mehr Erinnerungen der Vergangenheit als feierliche Begehung eines Gegenwärtigen sind. Nun aber war es nur eine kleine Versammlung, wie sie der Werkeltag zusammenführt und wo sich Jeder an der stillen innern isolirten Empfindung genügt.

Der Moment des Gusses ist immer ein äußerlich unberechenbarer und innerlich gemüthserregender. So

viel auch Kunstfertigkeit und Sorgfalt vorbereiten mag, ist das Metall im Fluß, so gewinnt es fast eine selbständige Gewalt, und die Vollendung erscheint wie ein Segen, wie ein Geschenk. Sechs und zwanzig Stunden lang, von gestern Morgen acht Uhr an, mit einem Verbrauch von nahezu acht Klafter Fichtenholz, war die Masse bereitet.

Gegen sechzig bayrische Centner jener türkischen Kanonen, die von der zerstörten türkischen Flotte bei Navarin aus dem Meeresgrund heraufgeholt wurden, waren jetzt hier im Fluß, um die Gestalten derer zu bilden, die aus dem tiefsten Grunde alles Daseins die edelsten Schätze gehoben und Allen zu Theil werden ließen.

Mit ziemlicher Genauigkeit konnte der Gußmeister die Stunde angeben, wann der Erzguß reif sei. Noch wurde jetzt als Letztes Zink und je auf einen Centner der gesammten Masse fünf Pfund zerhackte Sousstücke dazugethan. Es hatte etwas Eigenthümliches, daß zu den Standbildern der Geister, die so vielem bisher Unfaßbaren Gestalt und Gepräge gegeben hatten, jetzt Münzen von gemessener Werthbestimmung eingeschmolzen wurden. Eine kleine Tribüne war errichtet, auf welcher Frauen und Männer Platz nahmen. Man hörte von oberhalb des Kamins ein öfteres seltsam fernklingendes Rufen. Es war die Antwort des Heizers, der jetzt in der letzten Stunde das Feuer nach Befehl schwächen oder steigern muß. Mehrmals wurde der Kessel geöffnet und mit langen Stangen umgerührt, die noch beim Herausziehen lichterloh brannten. Als endlich Alles bereit war, erschien der Meister im Schurzfell,

ermahnte die Anwesenden bei anscheinender Gefahr ruhig zu sein, und nun öffnete er zuerst die Luftlöcher, aus denen die Luft entweicht, und nach diesen die in den Rinnen angebrachten Einflußlöcher. Je an eines dieser letzten wurden die frischbehandschuhten Gesellen mit glühenden Zapfenstangen gestellt, Jedem eine bestimmte Nummer gegeben, und ihm bedeutet, daß er auf den Anruf die Zapfenstange zurückziehe. Es mußten nämlich die Einflußlöcher so lange zugehalten werden, bis eine größere Metallmasse über die Form in der Rinne gesammelt war, damit das Metall mit um so größerem Druck plötzlich in die Form dringe.

Jetzt entblößte der Meister das Haupt — stille, andächtige Pause — und nun rief er: „Mit Gott fangen wir an.“ Der Hebebaum, Laßeisen genannt, stieß gegen den Zapfen, zwei=, dreimal, und jetzt quoll die flüssige Gluth heraus, prasselnd, zischend, leichte Wellen schlagend; über die Gesellen wurden große Eisenbleche gehalten, wie Schilde, gegen die strahlende Gluth, und als zuerst die Röhren für die Füße geöffnet waren, rief der Meister laut: „Alle heraus!“ und die glühenden Stangen erhoben sich, und hinabquoll es, denn drunten standen aufrecht die Modellformen der beiden Heroen, und bald zeigte es sich, daß sie gefüllt waren, denn aus den Ausflußröhren spritzte es jetzt hervor springquellartig, und der Meister rief: „Vivat! der Guß ist gelungen.“ Die Anwesenden, die in bangem Staunen der wunderbaren Erscheinung zugeschaut hatten, brachen unwillkürlich in ein lautes Hoch aus. Das Bewußtsein, daß in dieser Minute Etwas vollendet war, was

dauern wird, so weit Menschen denken können, und so lange Menschen denken und fühlen werden, dies Bewußtsein erfüllte jedes Herz mit weihevoller Andacht. Jetzt brachte der Meister ein Hoch den Begründern und Förderern dieses Denkmals, dem Großherzog Carl Alexander von Weimar, dem König Ludwig (der das gesammte Metall zu der Gruppe beigesteuert) und dem ganzen deutschen Volke aus. Alles stimmte ein, und aus den Versammelten scholl ein Hoch zurück auf den Meister, in das man wiederum herzlich einstimmte. Alles beglückwünschte denselben, der so erwartungsvoll noch vor wenigen Minuten dagestanden, und jetzt so froh vergnügt dreinschaute. Er theilte unter die Anwesenden thalergroße Stücke Metall aus von dem Ueberschusse dessen, was die Form nicht gefaßt, zum Angedenken. [1]

So steht denn das Werk fest, unvergänglich, jetzt noch heißdurchglüht im Dunkel.

Wenn dieses Werk am 4. September zum Erstenmal im freien Sonnenlicht erscheint, werden gewiß Diejenigen, die da wissen und erkennen was die Nation und die Welt an diesen Heroen hat, sich vor ihrem Angesicht versammeln, und wird der 4. September in Weimar eines der schönsten Nationalfeste sein.

[1] Auch hier mußte reichlicher Ueberschuß gewonnen werden. Während, wie mir der freundliche Meister später berichtete, die ganze Doppelstatue gradaus 5050 Pfund Metall faßt, waren 8585 Pfund in Fluß und ist durchschnittlich die Metallstärke ein Viertel bis ein halb Zoll, die Füße, die das Ganze zu tragen haben, stärker, der Oberkörper schwächer in Metall.

3. Vom Feste der Enthüllung

am 4. September 1857 in Weimar.

„Thon ist Leben, Gips ist Tod, Marmor und Erz ist Auferstehung.“ Diese Worte eines bildenden Künstlers sprachen sich mir immer in Gedanken, während wir am sonnenhellen Herbsttage (1. September 1857) auf der Eisenbahn gen Weimar fuhren. Es geht gewiß auch Andern so, daß solch ein comprimirter Spruch wie eine leichtfaßliche Melodie plötzlich in der Erinnerung auftaucht und Text und Thema zu allerlei Variationen wird, die gerade während des Eisenbahngeräusches zu eigenthümlichem traumfreiem Abspielen gelangen. Gerade weil die Gegenstände so schnell vorbeisausen, daß unser Denken sie nicht fassen kann, und doch in der flüchtigen Berührung mit der Außenwelt die stille innere Sammlung so schwer möglich ist, wird ein solcher Spruch zur Axe für allerlei phantastische Krystallisation. Mir ging der oben bezeichnete Gedanke nicht aus dem Sinn.

„Thon ist Leben!“ Wer sich oft in der Werkstatt eines Bildhauers aufgehalten, wird den Ausspruch zutreffend finden. Diese bräunliche Farbe des Thons, dieser flüssige Glanz der bis in's kleinste Stäubchen vertheilten Feuchtigkeit giebt dem Thongebild eine Bewegung, so zu sagen ein organisches Getriebe, das dem Belebten nahe steht. Jenes Wort der biblischen Schöpfungsgeschichte, wornach (nachdem der erste „Nebel von der Erde aufgestiegen war und alles Land feuchtete“) Gott den ersten Menschen aus Erde bildete und

ihm den Odem einblies, erweckt auch eine künstlerische Anschauung, wenn wir uns das Gebilde aus Thon denken. Der Thon in seiner Festigkeit, Zähigkeit und Schwere steht dem organischen Leben am nächsten. Der Humus, die Dammerde, von der eigentlich das Pflanzenleben abhängt, würde nicht das Gleiche darstellen; er würde zu locker erscheinen, und zusammengeballt zu dunkel und schwer. Der Thon hat das Fleischige durch die Dichtigkeit, und er hat etwas von der Befreiung des Stofflichen zur organischen Belebung, trotz seines zusammengedrängten Volumens, durch das innere, flüssig gewordene Bewegtsein.

„Gips ist Tod!" Der Gips hat etwas Kaltes, Trockenes, Gestandenes, ja fast Gefrorenes. Er giebt die Form wieder mit einer von nichts anderem erreichten Treue; aber es ist die bloße Form, keine Spur von jenem Rieseln der innern Bewegung. Ich meine, man könnte sich ein Gebilde von Gips nicht zum Leben erwachend denken. Man sieht ihm das Bröckliche, Zerbrechliche an; es steht dem Organischen spröd gegenüber.

„Marmor und Erz ist Auferstehung!" Jenes flüssige Leben, das im Thon, wenn auch gesteigerter, doch zugleich auch vergänglicher erscheint, jener Lebensglanz hat in Marmor und Erz eine Immanenz gewonnen, die sie eben vor Allem zur monumentalen Fassung des Lebens eignet. Die Flüssigkeit ist leuchtender Glanz geworden, das strömende Leben, das beim Thon das Wasser in sich hat, ist in diesem Glanze des Marmors und Erzes zur Plastik fixirt. Die

todte Starrheit des Gipses ist überwunden und die dem Leben relativ so nahe stehende flüssige, vorübergehende Beweglichkeit des Thons ist innewohnend fest geworden und, wenn man so sagen kann, zu einem absoluten Ausdruck gekommen. Dieser Stoff erinnert nicht mehr an das reale Leben und doch hat er Leben in sich; er sieht sich geschmeidig, weich und biegsam an, trotz der in ihm gegebenen Festigkeit. Das, was im Thon als Flüssigkeit glänzte, ist hier zu einem unvergänglichen, gemilderten und doch gehobenen Ausdruck des Stoffs in sich geworden. Es ist nicht das wirkliche Leben, sondern das auferstandene.

Vielleicht könnte man auch schon in der Behandlung, welche die drei Stoffe als Entwicklungsstufen des plastischen Kunstwerks erheischen, deren nähere und entferntere Beziehung zum unmittelbaren Leben und zum schaffenden Künstler erkennen. Den Thon modelt und drückt der Künstler größtentheils unmittelbar mit der Hand; das Gipsmodell ist wesentlich ein Product der Maschine, während das Erzgebilde durch Ciselirung, noch mehr aber das Marmorgebilde durch Behandlung mit dem Meisel wohl aus der Kraft des Künstlers hervorgeht, aber mittelst eines in seine Hand gegebenen Werkzeugs. Der dem Leben zunächst stehende und damit auch vergängliche Stoff läßt sich von der Hand des Künstlers selbst bestimmen, Erz und Marmor stellen ihm schon einen festen Bestand entgegen, den er nur modeln, aber nicht bauen kann. An dem Gegebenen, ewig Dauernden ist nur die Modalität unser, wie der Mensch selber nur eine Modalität des ewig Gesetzten ist.

Es ging mir mit diesen Gedanken allerdings wie mit einer Melodie, die plötzlich in der Erinnerung erwacht; sie singt sich fort. Ich setzte sie hieher, weil sie zugleich auch als Vorspiel gelten möge zu dem Feste, dem wir entgegengingen, und ich mich in dieser Darstellung ausschließlich an die künstlerische und nationale Bedeutung der Dichtergruppe halten werde.

Ich habe die beiden ersten Stationen dieses Denkmals genau im Auge gehabt, und ich empfand eine eigenthümliche Erhebung, daß ich nun auch die dritte abschließende schauen sollte. Ich war so ganz versunken in dem Gedanken, dem großen Feste beizuwohnen, daß es mich fast wunderte, wie nicht alle Leute auf allen Anhaltepunkten an dasselbe denken mußten, wie nicht Alles plötzlich von Einer Strömung erfaßt war, und so wunderlich das auch erscheinen mag, es ist fast ein nothwendiges Bedürfniß, daß wir wünschen müssen, die Welt möge unsern persönlichen Sonntag mit uns feiern. Das ist ja der Drang nach Gemeinsamkeit, der unsere Zeit so schmerzlich bewegt und von dem wir doch nicht lassen können, nicht lassen dürfen.

Es mag einer gewaltsamen, in ihrer Isolirung sich groß dünkenden Vornehmigkeit besser dünken, am Werktage, wenn alle Andern von ihrer Thätigkeit in Anspruch genommen sind, sich in freiem Lustwandeln zu ergehen. Ich glaube, daß eine gesunde Natur ihre rechte freudige Erhebung erst an einem Sonn- und Feiertage gewinnt, wenn die Mitmenschen, die gleichzeitig jetzt das Leben athmen, sich des Daseins erfreuen.

Warum soll es denn nicht möglich sein, daß wir

wieder Feste gewinnen, die alle Volksgenossen einigen? Sind die olympischen Feste, die Feste zu Jerusalem nicht in neuer, mit unserm Leben zusammenstimmender Weise möglich? Ist eine solche Verbröckelung in der Menschheit, daß sich keine Volksgenossenschaft mehr zusammenschließen mag zur Feier des Daseins? Wir haben in unseren Tagen Zusammenkünfte zu den verschiedensten Zwecken und oft schließen sich heitere Feste daran. Warum soll es nicht möglich sein uns lediglich zu Festen zu versammeln, zur Feier nationaler Zusammengehörigkeit und nationalen Besitzthums?

Vor zwei Jahrzehnten wurde der Cultus des Genius beistimmend und widerstreitend vielfach verhandelt; er ist seiner ganzen Natur nach kein dogmatischer und noch viel weniger ein geregelter. Man frage sich aber, wie die Aussprüche Goethe's und Schiller's bestimmend wirken in Freud und Leid, in der Einsamkeit wie in der Gemeinsamkeit, und es wird sich finden, daß es einem gebildeten Deutschen fast nicht denkbar ist, sein inneres Sein und Empfinden ohne die Eindrücke von Goethe und Schiller sich vorzustellen. — Und nun, mußte es nicht Bedürfniß, ja ich möchte sagen nothwendige Andacht sein, dorthin zu wallfahrten, wo die wunderthätigen Gestalten dieser beiden ersten Geister deutscher Nation aufgerichtet wurden?

„Ich fürchte den Trouble! Ich mag den Trouble nicht!" So spricht eine Männerwelt, die ihr halbes Leben im Schlafrock zubringt. Wenn heute eine große und erhebende Bewegung uns riefe, wir wären nicht dazu angethan, uns ihr anzuschließen; und dazu gilt

es noch für vornehm, sich von einer großen Gemeinsamkeit fern zu halten. Ein Jeder sitzt auf seinem Isolirschemel. Aber fragt euch: schlossen sich die großen griechischen Weisen aus von einer Festfeier, weil Der oder Jener, der ihnen nicht genehm war, auch dabei sein würde? Ihr rühmt es in gelehrten Büchern, daß Herodot dem versammelten Volke seine Geschichte, Sophokles seine Tragödien vortrugen, und ihr selbst, ihr wollt euch nicht einmal durch persönliches Erscheinen kundgeben? Und noch näher dem gegenwärtigen Leben: Schließen sich denn die Kirchlichen aus von der Gemeinde, weil Dieser oder Jener zu ihr gehört? Ist es nicht vielmehr in aller Weise Pflicht, daß jeder, so viel an ihm ist, einsetze für die Gemeinsamkeit? — Mußten hier nicht die Bannerträger deutschen Geistes sich zusammen finden? Giebt es ein nationaleres Fest als das hier zu begehende, und mußte es nicht auch ein Nationalfest werden?

Ich gestehe, ich war anfangs sehr betrübt, da ich in Weimar hörte, daß von den hohen Würdenträgern deutscher Poesie, Kunst und Wissenschaft keiner kommen würde. Uhland, Rückert, Humboldt, Schlosser, Ritter, Liebig, Rauch, Cornelius, Kaulbach, Lessing, sie werden nicht erscheinen, ja auch nicht die deutschen Universitäten und Akademien werden durch Abgeordnete vertreten sein.

Es giebt freilich noch Professoren genug, ordentliche und sogar außerordentliche, die Goethe — wenn sie es auch nicht offen bekennen — doch eigentlich als Literaten über die Achsel anschauen. Schiller wird mehr

respectirt, er war ja selbst Professor und hat nie wie Goethe an allen rite constituirten Facultäten gerüttelt und Neues aus reiner freier Anschauung aufgestellt. Diejenigen aber, die in der Bildung den Zweck der Gelehrsamkeit sehen und selbstthätig im großen Sinne dazu mitwirken, mußten sich hier einfinden.

Aber es wurde eben wieder ein Fest, vom Zufall zusammengestellt, und selbst die Parole: Schiller und Goethe! konnte nicht alle deutschen Heerlager einigen.

Es mag Einzelne geben, die sich durch Vermißtwerden bemerklich machen wollten. Von den Trägern der großen Namen ist das nicht zu denken, ihr Ausbleiben ist eben nur eine Folge jener Isolirung, jener Scheu vor persönlicher Vertretung, die das Leben der neuen Zeit immer zu einem geschriebenen und gedruckten Dasein macht.

Goethe selbst berichtet, wie es ihm an's Herz ging, daß unser modernes Leben und das deutsche insbesondere kein lebendiges ist. Nach einem Besuche in der Akademie der Olympier zu Vicenza schreibt er (Italienische Reise, den 22. September 1786): „Wenn man auch vor seiner Nation so stehen und sie persönlich belustigen dürfte! Wir geben unser Bestes schwarz auf weiß; jeder kauzt sich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann."

Goethe selber war in seinem späteren Leben, das wesentlich ein Warten und Ausbauen seiner eigenen großen Natur war, nicht dazu gekommen, selber jenem Drang Genüge zu leisten. Nun aber war in der Feier, die ihm und seinem Genossen galt, Gelegenheit gegeben, jenes „sich in eine Ecke kauzen" zu überwinden,

und Deutschland konnte einmal lebendig inne werden, welch eine Geistesmacht ihm jetzt zu eigen ist. Es sollte nicht sein.

Wenn auch solche Gedanken schmerzlich bedrücken mußten, so war doch der ganze Anblick von Weimar ein so festlich freudiger, daß man sich der entsprechenden Stimmung nicht erwehren konnte.

Als wir am Theaterplatz vorüber kamen, sahen wir die Dichtergruppe noch verhüllt von grauer Leinwand und von dem Gerüste zur Aufrichtung umgeben. In allen Straßen sah man Menschen mit Kränzen, Blumen und Fahnen umherwandeln, um die Häuser zu zieren, und Freude sprach aus jedem Antlitz. Man begrüßte bald von fernher kommende und einheimische Freunde und in alter und neuer Berührung erhob sich das Herz immer mehr. Am Morgen sah man, daß der Dichtergruppe eine weiße Hülle gegeben war, deren Saum die großherzoglich Sächsischen Landesfarben trug, und das Gerüst wurde abgebrochen.

Ich halte mich hier ausschließlich an die Enthüllung der Dichtergruppe; ich habe in diesen Blättern bereits meine Anschauungen bei Gelegenheit der Ausstellung der Gipsmodelle ausgesprochen. Durch einen günstigen Zufall war ich Ende Mai auch beim Erzguß in München gegenwärtig, und ich will nur noch die dritte Station in der Geschichte dieses Denkmals nach persönlicher Wahrnehmung verzeichnen.

Ich wohnte bei diesem Feste mit Freund Rietschel in einem und demselben gastlichen Hause, und der edle, bescheidene Künstler mag es mir verzeihen, wenn

ich ihn hier persönlich einführe. Wer der Nation ein solches Wahrzeichen gegeben, muß es sich gefallen lassen, daß auch von ihm Kunde gegeben wird, da er durch solches Kunstwerk mit zur Geschichte des Nationallebens gehört.

Es hat immer etwas erschütternd Bewegendes, das was man jahrelang in sich getragen, nun zu entlassen. Der flüssige Gedanke ist Gestalt geworden, und was man in einer Stimmung schuf, die niemals wiederkehrt, steht nun da für alle Zeiten, für Fremde, die jetzt nichts empfinden von jenen fliegenden Pulsen, die unter der schaffenden Hand des Künstlers klopften, und es soll gelingen, die Ruhigen mit hinein zu versetzen in jene Erregung oder doch sie des letzten unwandelbaren Ergebnisses derselben theilhaftig zu machen.

Jede Thätigkeit gewinnt ein eigenes Leben für sich und der Arbeitende wird zum Werkzeug seines Schaffens. Vor Allem aber gewinnt jedes Kunstgebilde unter der Hand des Künstlers ein eigenes Leben, das sich selber fortsetzt. Der Künstler ist in der Geschichte seiner Kunst nur ein einzelner Ausdruck, zu dem er werden muß; das einzelne Kunstwerk wird zu einem Ausdruck seines besondern Lebens, aber der anfänglich freien Bedingung wird im Fortgange die Nothwendigkeit zugesellt.

Wer je im Gebiete künstlerischen Schaffens gestanden, weiß, welch ein eigenthümliches Bangen, welch eine eigenthümliche Leere sich zeigen will, wenn das so lange in der Seele Getragene sich endlich abgelöst hat vom schaffenden Künstler zum selbständigen Dasein. Das ganze Leben des Künstlers war hoch gespannt,

und nun tritt auf einmal eine Erschlaffung, eine gewisse Entfremdung seiner selbst, eine Ablösung ein. Wir wissen selbst von Schiller, daß er nach großen Productionen sich wie ausgeschöpft, wie zu nichts Neuem mehr fähig vorkam, und daß er den ganzen Inhalt seines Daseins hergegeben, bis sich allmählig wieder Neues in ihm entwickelte und gestaltete.

Und dann, jeder schaffende Künstler weiß, daß das Vollbrachte nicht ganz Dem entsprechen will, wie es sich im reinen Gedanken darstellt. Eben jener Rest, der in jedem vollbrachten Werke sich dem Künstler in seiner Ehrlichkeit vor sich selbst ergiebt, belebt ihn neu und erregt ihm Muth und Trieb zu erneuter Produktion. Es giebt auch im Geiste keine Sättigung, die für immer ausreichte.

Es ist ein tiefdeutiges Wort, daß es in der Bibel heißt, als Gott die Welt geschaffen, ja nach jedem einzelnen Tagewerke (ausgenommen am zweiten Schöpfungstage, da nur das Vorhandene abgesondert wurde): „Und der Herr sahe, daß es gut war.“ Nur vom absoluten Geiste kann es heißen: Und er sahe, daß es gut war. Jeder Endliche findet einen Rest, der ihm diesen Ausspruch versagt, und das bedingt das Streben des einzelnen Geistes und ein Fortwirken bis an's Lebensende und das Fortwirken der Geister, die sich von Geschlecht zu Geschlecht an einander anschließen und die Geschichte der Menschheit bilden. —

Ich folgte gern der Aufforderung Rietschels, mich bei dem großen Momente, der ihm bevorstand, ihm nahe zu halten. Wir kamen von der Enthüllung des

Wieland-Denkmals und standen an der Seite der Dichtergruppe links neben Schiller. Eine Cantate begann, die nur wenig Eindruck machte. Ich glaube, daß zu solcher Feier keine künstliche Musik, sondern ein einfaches, in der Melodie leicht faßliches Lied am geeignetsten wäre. Es müßte zu solch einem Feste eine neue leicht faßliche Melodie gefunden werden, die sich der Erinnerung einprägte und gewissermaßen die ganze Festfeier in Gedanken begleitete. Von solchen Festen müßten neue Lieder ausgehen, die allgemein bekannt würden, so daß man wie in alten Chroniken in veränderter Weise sagen könnte: „Damals sang man dieses Lied.“ Durch solch ein Lied könnte man mehr als durch alles Andere ein Erinnerungsmal festhalten, das fort und fort lebte in allen Gauen durch lange Zeit.

Die thätige Betheiligung der Menge bei großen Versammlungen sollte immer mehr in Anspruch genommen werden. Ein Gesang, von einem Liederverein vorgetragen und vom Orchester begleitet, macht die große Masse immer nur zur empfangenden und passiven, und das Hoch, das schließlich gestattet ist, giebt nicht die eigentliche Erlösung durch die thätige Theilnahme. Wir beschränken uns bei großen Versammlungen noch immer zu sehr auf das tönende Wort, das gesprochene und gesungene. Die Versammlungen, wie sie die Eisenbahn heutigen Tages ermöglicht und bedingt, gehen weit über das Bereich der Menschenstimme. Die Druckerpresse müßte gleicher Weise mitwirken, um einer großen Festversammlung eine Einheit in Gedanken und Ausdruck zu geben. Hier müßte das fliegende Blatt erneuert

werden, das unmittelbar im Festesjubel alle Stimmen zusammenhielte und für spätere Zeiten ein Gedenkzeichen bliebe.

Es war ein Glück, daß der Festredner seinen vortrefflichen Vortrag auf solcher Höhe hielt und in so gediegener Weise steigerte, daß auch Rietschel ganz davon ergriffen war und mehrmals in leisen kurzen Ausrufen seine Begeisterung kundgab, so daß er durch diese Rede ganz hinweggehoben wurde über die Schauer, welche die nächsten Momente ihm bringen mußten.

Und als die Bänder der Umhüllung gelöst waren und ein Luftzug den weiten weißen Mantel aufblähte — die Gestalten wollten nun endlich heraus und sich in ihrer Glorie zeigen unter den versammelten, mit Dank und Lobpreis Erfüllten — als die Umhüllung endlich fiel und die Sonne, die im Rücken der Denkmäler stand, sie zum Erstenmal beschien, und mit dem Sonnenglanz der Jubelruf wetteiferte, der sich freudig aus der Brust Aller löste und nicht enden wollte, da — wer kann sagen, was da das Herz des Meisters bewegte, der dieses edle Werk geschaffen? Alles war hingegeben in den Einen großen Augenblick, und man konnte nicht anders, immer wieder mußte sich der Jubelruf wiederholen.

Es giebt Hochpunkte des Lebens, deren Temperatur gar nicht auszumessen ist, weil es nicht gegeben ist, inmitten der Erhobenheit ihrer selber Herr zu sein.

Wir begrüßten die Heroen deutschen Geistes in ihrer Auferstehung durch die Kunst; es war, als könnte man ihnen lebendig darbringen den Dank, den die

Nation und die ganze gebildete Welt ihnen schuldet, die Blumen, die die Jungfrauen streuten, waren wie ein schönes Opfer, das man den Verklärten darbrachte, und sie standen da in Erz gegossen, lebendig und doch wortlos.

Wer vermöchte die beiden Heroen, wie sie erzgegossen dastehen, zu schildern in Worten? Ihr Dastehen ist ein Wort, ein großes, unaussprechliches. Und was das Wort nicht sagen kann, das spricht sich im Bilde aus für das Auge. Die Hand, das Auge des bildenden Künstlers spricht die Dinge selber; das Wort faßt die Dinge nicht, sondern nur unsere Wahrnehmung von ihnen in Empfindungen und Gedanken. Im Ausdruck der Erscheinungen und innern Wahrnehmungen sind alle Künste verschiedene Sprachen. Der Gedanke läßt sich übersetzen, jede Sprache behält aber etwas für sich, das nur ihr eigen ist.

Und wenn auch die Menschengestalt zu allen Nationen spricht, diese Gestalten hier sagen uns Deutschen noch etwas mehr. Es ist unser eigenes erhöhtes Leben, das wir in ihnen erschauen. Die Tausende und aber Tausende, die mit Bewunderung und Dankbarkeit zu allen Zeiten hier hinaufschauen werden zu diesem Denkmal, sie werden mit stiller Freude erfüllt dastehen. Der Augenblick aber, da die Sonne vom Himmel herab und Tausende von hell glänzenden Augen zum Erstenmal zu ihnen aufschauten, dieser Augenblick war ein Stück Beseligung aus der Unendlichkeit.

Und wieder, wie mußte es dem Künstler zu Muthe sein? Er stand da und hielt beide Hände auf der Brust;

in seinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. Und ist es nicht eine hohe Gunst des Geschickes, nach einem solchen heilig beseligenden Moment, nach einem Augenblick Eingedrungensein in die Unsterblichkeit noch fest und frisch im hellen Leben zu stehen? In diesem Augenblick mußte der Meister die Weihe seines Daseins als höchsten Lohn empfinden.

Als nun der Großherzog mit heller Stimme von der Tribüne rief: „Rietschel! kommen Sie doch herauf!“ da begann von Neuem begeisterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künstler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der andern die Hand faßte, die so Herrliches geschaffen. Der begeisterte junge Fürst wendete den Künstler nach den Versammelten hin, und auf's Neue erhob sich der Jubelruf.

In alten Zeiten ließ man bei Kaiserkrönungen Wein aus Brunnen springen, davon alles Volk sich erlabte, und vom selben Getränke belebt, gewann Alles eine gleiche Stimmung, war ein gemeinsamer Puls des Lebens in Allen. Das war heute ein Geistesbrunnen mit einem Feuerwein ohne Gleichen, der nun strömte und Alle mit seinem Göttertranke belebte.

Die alten Kaiser hießen Mehrer des Reichs, und ein Künstler, der in irgend einem Gebiete ein Neues schafft, das nicht Vergangenes nochmals ummodelt, sondern sein Eigenes ausdrückt, ein solcher Künstler kann ein Mehrer des Geistesreichs genannt werden. Von diesem Tage an hat das Reich des deutschen Geistes eine Mehrung gewonnen, deren es sich vollauf erfreuen darf.

In einer Zeit vorherrschender Negation ist es schwer, daß da, wo etwas Positives geschaffen wurde, sich nicht allerlei Wünsche, Begehrnisse, Bemäckelungen aussprechen. Dieses Werk ist ein positives, es wird noch spätesten Zeiten Kunde geben von Dem, was in unserer Zeit lebte, wie die Kunst sich dem Leben nahe stellt und doch den großen Styl, das Ideale und Ewige in Allem wandelnden Leben damit verbindet. Die bildende Kunst hat hier in ihrer Weise und einem einzigen Blick erfaßbar das Gleiche vollzogen, was die Literatur nur zerstreut und weitschichtig erfassen kann: jene Freude, alle Lebensbezüge der beiden Dichterheroen in Briefen nnd Aufzeichnungen festzuhalten, die das Gesammtbild nur um so weiter und machtvoller erscheinen lassen, ist hier in plastischer Weise vor Augen gestellt. Die Aufgabe der Doppelstatue (und sie war eine historisch gegebene, nothwendige) ist einzig in ihrer Art gestellt und einzig in ihrer Art erfüllt.

Es wurde in diesen Blättern schon bei Ausstellung der Modelle auf die Eigenthümlichkeit des Kunstwerks hingewiesen; jetzt da es in unvergänglichem Stoffe vor uns steht, sei es für alle Zeit mit den Worten des Dichters begrüßt:

„Dieß ist unser, so laß uns sagen und so es behaupten."

Den ganzen Tag und auch am Abend war der Platz angefüllt von verschiedenen Gruppen, und Landleute, die heimfuhren, hielten eine Weile still davor. — Welche Anschauungen, welche Gedanken werden sie davon heimbringen?

Es wird eine Zeit kommen — mag man auch über solche Prophezeiungen lächeln — es wird eine Zeit kommen, wo Schiller und Goethe in ihrem besten Sein allem Volke offenbar sein werden. Vor wenigen Jahrhunderten galt es allgemein, daß das tiefinnigste aller Bücher, die Bibel, dem Volke unzugänglich sei, und nun ist sie in weitesten Kreisen zum Gemeingut der Anschauungen und Gedanken geworden. Die Cultur zieht ihre Bogen in ungeahnter Ausdehnung und unsere Zeit hat den Rhythmus der Jahrhunderte beschleunigt. Wer möchte bestimmen, wann — aber es wird die Zeit kommen, wo man diese Beiden hier in ihrer Wesenheit allgemein erkennen wird, wo man sie Beide kennen und erkennen wird: Den dort, der nicht den Menschen allein in seinen Empfindungen, Bestrebungen und Wünschen, sondern den Menschen in der Natur als Ganzes und doch als Theil des Ganzen erfaßte,

„Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,“

und den dort, der die menschliche That, alles flammende Empfinden und lichte Wollen allein sich zum Gegenstand erkoren, der in nie ablassender Begeisterung voll war

„Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Es war von Interesse, aus manchen Gruppen herauszuhorchen, welchen Eindruck das Werk machte. Schiller

wirkt allgemein dramatischer, poetischer, auch als Erscheinung, weil das Strebende, das Bewegte sich natürlicher einprägt als das Gelassene, Herrschermächtige. Ich hatte Gelegenheit, das vielfach zu bemerken. Hiezu kommt, daß der Unglückliche, oder doch minder vom Schicksal Begünstigte der allgemeinen Sympathie näher steht als der Glückliche, Gesättigte. Schiller ist Dichter und dichterische Figur zugleich. In seinem Leben sind dramatische Momente und Wendepunkte, die sich allgemein faßlich darstellen, während das Leben Goethe's den epischen Verlauf seines Wesens hat, und wie ein reines Naturprodukt vollgezeitigt wurde. Goethe mußte naturgemäß seine Lebensgeschichte schreiben, er begann sie in seinem 61. Jahre und sie wurde die reichste Quelle geschichtlicher und dichterischer Erkenntniß. Schiller konnte überhaupt und bei seinem frühen Tode schwer dazu gelangen, seinen Lebensgang schildern zu wollen; nicht „satt an Jahren“ sondern mit vielem noch Ungesprochenen auf der Lippe wurde er dahin gerafft und sein Lebensbild steht in doppelt schmerzlicher idealer Verklärung.

Das Apollische in Goethe ist hier vor dem eigentlich Jovischen seines späteren Alters zurückgetreten; aber wie im ganzen Wesen Goethe's, so ist es auch hier in seiner Erscheinung: je länger man sich in ihn vertieft, um so mächtiger gewinnt er auch an dem hier plastisch dargestellten Gleichgewicht, wenn auch nicht — wie in der Doppelstatue nur zu billigen ist — an Uebergewicht gegenüber dem Schnellkräftigen und Hinreißenden seines großen Freundes; und es ist nur zu wünschen, daß

wie sich diese beiden Bilder in der Anschauung feststellen, auch ihr innerstes Wesen in der Nation immer lebendiger werde, daß stetiges festes Maaßhalten nicht minder erkannt und ausgebildet werde, als die flammende Begeisterung.

Der Kranz, der allerdings fast noch wie ein Fremdwort an der vollauf deutsch redenden Erscheinung sich zeigen will, stellt sich doch als vollkommen zugehörig dar. Eine Gruppe ist ein Satz, der Subject und Object haben muß, und hier, wo zwei Subjecte gegeben sind, ist der Kranz das Object. Er kann in doppelter Beziehung als solches gefaßt werden, und der Festredner hatte zu meiner besonderen Freude ähnlich wie ich in diesen Blättern hervorgehoben: „Der Kranz aber, der sie verbunden hält, ist zugleich dein Kranz, mein deutsches Volk, der Kranz, mit dem sie dich königlich geschmückt haben vor allen Völkern der Erde.“

Der Mond stand hell am wolkenlosen Himmel, er schien zum Erstenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. Da droben glänzen die ewigen Sterne, und es giebt auch Sterne am Himmelszelte des Geistes, die nimmer vergehen. Mit Homer, Sophokles, Shakespeare und Lessing werden diese Beiden hier fortleben; aber wie oben am Himmelszelte über uns sich immerdar neue Sterne bilden, so auch ist die Ausstrahlung des Geistes eine ewige. Die Welt ist eine ewig werdende, das ist ihr Leben. Wäre sie einmal eine gewordene, sie wäre bald auch eine gestorbene. Da stehen die Heroen, es werden lange Keine kommen, die sich ihnen gleichstellen dürfen, aber es werden wieder kommen.

Denn das Leben der Menschheit bedingt immer neue, ungeahnte Erscheinungen. Was vom Gewordenen den Hauch der Ewigkeit in sich hatte, das bleibt, aber auch das Werden ist ein unendliches.

In der großen Gedankenoffenbarung der Menschheit sind einzelne Perioden, einzelne Genien nur Worte, Accorde, die sich endlich zusammenschließen. Es beginnt immer wieder ein Stottern, ein Suchen, bis der Geist sein neues Wort gefunden, und der ganze Inhalt des Menschenthums ist unerschöpflich und ewig wie das unergründliche Meer. Man darf es wohl die eigentliche Gottlosigkeit nennen, wenn man mit falscher Demuth leichtfertig sagt: Nun ist der Kreis geschlossen!

Das aberwitzigste aller Worte ist das vom Epigonenthum. Alle Menschen sind Epigonen, keine Periode der Geschichte, und sei sie noch so glanzvoll, ist die Erfüllung der höchsten und letzten Kraft. Die deutsche Poesie und alles reine Empfinden hat in diesen Beiden hier und in Jenem dort in Braunschweig eine Fülle erhalten, die kein Vorlebender ahnen konnte, und so kann auch kein Vorlebender ahnen, was nach ihnen kommen mag. In einer alten Tiroler Sage spricht ein Berggeist:

„Ich bin so grau, ich bin so alt,
Sah den Berg sechsmal als Wiese und sechsmal als Wald."

So auch mag der deutsche Genius sprechen. Der Hochwald der klassischen Periode unserer Dichtung ist gefällt und Niederholz bedeckt den Raum. Wenn nur Jeder ehrlich Das zu sein strebt, was er zu sein

bestimmt ist. Jenseits des Niederholzes wird wiederum ein Hochwald erstehen, und wer weiß wie prangend und wie gewaltig! Es ist die Unmacht der Eitelkeit, die immer von Epigonenthum spricht; weil sie in sich die Unfähigkeit naturgemäßer Hervorbringung fühlt und sich doch gern in der Ueberhebung zu den Hochstämmen aufgipfeln möchte, spricht sie aller Gegenwart und Zukunft Leben und Fortentwicklung ab.

Der Geist einer Nation, ja einer ganzen Menschheitsperiode wiederholt sich nicht alsbald in derselben höchsten Form des Ausdrucks; er wandelt sich in andere. Im ganzen Ausdruck der gegenwärtigen Menschheit hat nächst dem Gewerbfleiß die strenge historische und naturwissenschaftliche Erforschung und Darstellung eine Macht der Vollendung erhalten, wie noch nie vorher, und wir Deutschen haben dazu noch in der bildenden Kunst eine Höhe erreicht, wie noch zu keiner andern Zeit. Wir dürfen hoffen, daß nach diesem Ausdrucke des großen Gesammtlebens wieder eine neue Poesie erstehe, mit neuem ungeahnten Inhalt.

Wie es nicht dieselben Familien sind, in denen sich der Genius forterbt — denn das wäre die unerträglichste aller Aristokratien — so ist es, wenn man so sagen kann, auch nicht dieselbe Familie der Ideen, in denen sich der Geist stetig kund giebt; er wählt sich neue und schließt Alles zur Einheit zusammen.

Der Mond scheint heute zum Erstenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. — Welch eine Wandlung des Nationallebens und des Lebens der Menschheit überhaupt werden diese ewigen Gestalten an sich

vorüberziehen sehen? Wer weiß, was für eine Welt zu ihren Füßen sich bewegen wird, wenn Nacht und Tag und die Jahreszeiten alle diese jetzt hellglänzenden Gebilde mit dem grünlichen Schimmer der Patina übergossen haben werden!

Der Mensch kann die Gebilde hinstellen, aber erst die Jahre und die in ihnen herrschenden Elemente kleiden sie neu mit einem Glanze, den wir nicht schaffen können. Seien es frohe, freie und gute Geschlechter, die einst diese grünlich glänzenden Gestalten erschauen werden, und mögen sie Ebenbürtige ihnen zugesellen!

In dem wieder ruhiger gewordenen Weimar beschloß ich meine Festfeier damit, daß ich die Arbeitszimmer Schillers und Goethe's besuchte und dann hinausging nach dem Kirchhof in die Fürstengruft. Das Arbeitszimmer Schillers ist etwas zu sehr zu einer Ausstellung verwandelt, in dem Goethe's hat man noch weit mehr das Gefühl, als ob er eben erst von dannen gegangen wäre. Auf seinem Stehpult am Fenster steht noch ein weißer Teller mit Gartenerde angefüllt, mit der er sich zuletzt, es läßt sich nicht sagen zu welchen Untersuchungen, beschäftigte. Eine Handvoll Erde war noch in seiner Hand, bevor die hohe Erscheinung abgerufen wurde, um zu Erde zu werden.

In der Gruft neben dem Fürsten, der ein wahrhafter Mensch war, dort steht der Sarg Goethe's und der seines ebenbürtigen Freundes Schiller. Die Särge waren in diesen Tagen über und über mit Blumen und Kränzen bedeckt; aber jeder der Besucher hatte

sich etwas davon zum Andenken mitgenommen, und so waren sie jetzt leer.

Wunderlicher Zug unserer heutigen Welt, sich mit äußerlichen Gedenkzeichen und Albumserinnerungen zu schleppen! Aber es ist immer so gewesen, immer muß das rein Geistige, Innerliche seine Wandlung durch das äußerlich Faßbare machen, von Opfern und Symbolen bis zum reinen Denken, und die Erinnerungszeichen-, die Reliquien- und Handschriftensammlerei wird überwunden, wenn der Geist im Innern aufersteht.

Wie die lebendigen Körper der Geistesheroen hier zu Staub versunken und dort in Erz auferstanden sind, so mögen sie auch in gediegener Kraft auferstehen im Geiste der Nation! Die äußeren Lebenszeugnisse werden schwinden, aber das Fortleben wird von sich selbst Zeugniß geben.

Im September 1857.

II.

Studien und Anmerkungen zu Lessing's Nathan der Weise.

„Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer Person ... Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein.“ An diese Worte Winckelmann's knüpft Lessing seine Betrachtungen über Laokoon an und setzt sogleich hinzu: „... eben darin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte; eben hierin leuchtet die Weisheit desselben ganz besonders hervor.“

Wir dürfen diese Weisheit, die die Vollendung des Künstlers und Menschen zugleich ist, auf Lessing und auf sein erhabenstes Werk „Nathan der Weise“ zurückdeuten. In der Structur des Ganzen zeigt sich künstlerisch dieselbe Weisheit, die sich ethisch im Inhalte kundgiebt.

Nachfolgende Bemerkungen, die in Einzelnem hierauf hinweisen wollen, machen keinen Anspruch, nach dieser

oder jener Seite erschöpfend zu sein und sei ihnen ein Spruch Lessing's zum Schilde: „An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel."

1. Der Weise und der reine Mensch. Das Psychologische.

Lessing's Dichtungen und theoretische Erörterungen sind eine Akademie. Wer die Stufe des Dilettantismus überschreiten, wer den gesammten Aufbau und den innern Ausbau eines Kunstwerkes lernen und erkennen will, kann von Lessing Gesetz und Maß entnehmen. Dazu ist die Geschichte des Drama's „Nathan der Weise," die Art, wie es zu verschiedenen Zeitpunkten angesehen worden, zugleich eine Geschichte der Humanität in Deutschland in den letzten acht Jahrzehnten. Es wäre eine besondere und gewiß nicht unersprießliche Aufgabe, dieß historisch nachzuweisen.

„Nathan der Weise" nannte Lessing sein Drama und dieser Zusatz „der Weise" regt zu einer ganzen Reihe von Betrachtungen an. Das Wort weise ist heutigen Tages altfränkisch geworden und doch giebt es keinen Ersatz dafür.

Die auf das Aesthetische gerichtete Erklärung Lessing's, die er von der Weisheit giebt, erleichtert uns die Begriffsbestimmung derselben in ethischer Beziehung, oder vielmehr sie schließt sie in sich.

Wie es hervorgehoben wird, daß der Künstler im Schmerzensausdrucke Laokoon's „bei allen Leidenschaften eine große und gesetzte Seele zeigt," so hat dies auch in sittlichem Betracht seine Geltung. Die Weisheit ist nicht die abgetödtete Empfindung, sondern die willens-

kräftig beherrschte, der stoische Gleichmuth schließt hier das subjective Pathos nicht aus. Denn Weisheit ist weit entfernt von Menschenverachtung und Menschenhaß vielmehr ist Liebe und Thatendrang ihr innewohnend, und mit diesen Leid und Lust. Die künstlerische Weisheit geht hier auch wieder ganz parallel mit der ethischen. Wenn ein Künstler ein Werk noch so streng und bestimmt in seinem Aufbaue bemessen hat, kann er sich doch der Ergriffenheit bei der Einzelausführung ja oft der Unruhe und Unsicherheit nicht entschlagen. Ganz gleich steht der Weise dem Leben gegenüber. Und Anmuth und Würde verbinden sich in ihm zur Charakterschönheit. Denn die Würde allein könnte nur eine herbe oder majestätische Gestalt erzeugen, der wir zwar nicht die Ehrerbietung, wohl aber die Liebe versagen dürfen. Naturgemäß kann die Weisheit nur die Tugend des geprüften Alters sein, sie ergiebt sich erst jenseits von Sturm und Drang der subjectiven Bewegung, aber der Weise hält sich nicht isolirt in einem Jenseits des Lebens; es genügt ihm nicht an der reinen Erkenntniß und er entsagt nicht auf Thätigkeit und Genuß, er bewährt nur seine Mäßigkeit und Enthaltsamkeit in ihnen. Je mehr er nun ergreifend und ergriffen das bewegte Sein mitlebt, um so mehr gewinnt er unsere Sympathie, und vermag uns in seinen Tempel der Ruhe zu führen, der nicht abgeschieden auf einsamer Höhe, sondern mitten auf dem Markte des Weltverkehrs steht. Lessing's Nathan ist das Drama der Weisheit, jener Weisheit, die eine seltene Errungenschaft auserlesener Geister ist. Hoch

oben zur Ueberschau auf der Höhe stehen, das Gewimmel des vielfältigen Lebens da unten mit freiem Ueberblick, mit lächelnder Andacht sub specie aeterni betrachten, und doch wieder mit liebevoller Innigkeit das Einzelleben erfassen, mit Gerechtigkeit bemessen, was es nach geschichtlichen und naturgesetzlichen Bedingungen werden mußte — die Welt mit ihrem Gemenge von Grausamkeit und Liebe, von Albernheit und Hoheit, mit allen ihren Widersprüchen und einheitlichen Gesetzen erkennen und doch fest und warm lieben — die Verwicklungen und Entwicklungen des Menschenlebens als einen Prozeß betrachten, der aus der Natur der Dinge nothwendig hervorgeht und dabei die gestaltende Macht des reinen Gedankens aufrecht erhalten und thatkräftig bewähren: das ist jene Weisheit, die mit Spinoza und Shakespeare auch Lessing errungen.

Und weil Lessing Dichter und Philosoph zugleich war, vermochte er die Weisheit der Abstraction in das faßliche begrenzte Leben zu setzen oder vielmehr ihr dichterisch eine Welt zu schaffen.

Der reine Mensch ist das Normideal der Philosophie. Die Menschen sind immer physiologisch und historisch von Völkerschaft, Familie und Naturell bedingt, sie vermögen nicht die reine Norm zu verkörpern. Dem Normalmenschen in der Philosophie entspricht der Erlöser in der Religion; dieser kann historisch angezweifelt werden, philosophisch nicht. Wir müssen uns den Menschen denken, der immer nach ethischen Gesetzen denkt und lebt, der wieder im Paradies der Unschuld, im Reiche der absoluten Erkenntniß steht, wo Natur

und Gesetz, Macht und Pflicht wieder eins sind, so daß der reine Mensch die volle Einheit alles Lebens ist und nicht mehr aus seinem beschränkten Naturell, sondern aus der Gesammtheit der Menschennatur heraus sein Dasein erfüllt.

Der Normalmensch könnte nicht Gegenstand der Dichtung sein, jede begrenzte Handlung verengerte seine Sphäre, es könnte keine Wandlung mit ihm vorgehen, denn alle subjective Bedingung ist ausgeschlossen, er steht in jenem Paradies jenseits der Geschichte, in jener höchsten Unschuld, wo es keine Handlung als solche, sondern nur ein Sein giebt. Er wäre gegen alle Verletzbarkeit gefeit und der Geistesheld muß wie die Helden der physischen Kraft — selbst ein Achilles, Simson und Siegfried — eine Stelle bieten wo er dem Schicksal des Endlichen verfallen kann.

Wesentliche Merkmale des reinen Menschen sind auch die des Weisen. Auch er bemißt die Dinge nicht nach persönlichen Eindrücken, er ist mit sich selbst fertig, hat bereits in sich jene Wandlung und Läuterung vollendet, die erst durch die dramatische Dichtung in dem Helden vollzogen werden soll, aber hier bleibt ein Rest, der sich zum dichterischen Vorwurf erübrigt. Die Betheiligung an den concreten Lebensbeziehungen, die gestaltende Thatkraft die er in's Werk zu setzen trachtet, bieten die Aufgaben, in denen wir den Weisen als Helden nicht sowohl erschüttert, schwankend und wandelbar sehen, sondern nur beunruhigt suchend, wie er das in ihm unerschütterlich Feststehende dem spröden Gegensatz gegenüber wahre und siegreich durchführe. Der Weise als Held

wandelt nicht sich, aber die Welt, er hat die Souveränetät seines Geistes im Einzelnen zu bewähren; wir vertrauen seinem Siege, wir kennen seine Macht, aber wir wissen nicht, wie er siegen wird. Wie der Thatenheld uns durch den erfinderischen Reichthum seiner Macht und seines Muthes ergötzt, so versetzt uns der Held der Idee in die gleiche Lust. Der Held der Idee — hier Nathan — steht immer und ist immer die gleiche Gestalt. Er erscheint äußerlich genommen, immer in demselben Costüm, wir sehen ihn immer in derselben Haltung, nie niedergeworfen, erhoben u. s. w. und unsere Theilnahme ist bei Empfang des Gedankeninhalts auch eine rein physiognomische und zwar die höchste in reiner Sympathie.

„Ein dramatisches Gedicht" nannte Lessing sein Werk, und er, der die Grenzlinien der Kunstgebiete so scharf schied, wählte diesen Ausdruck mit Bedacht, denn die stricten Bedingungen des Drama's sind nicht in der Art erfüllt, daß Leidenschaft und streng fortschreitende Handlung als die Hauptmomente erscheinen. Die Empfindung, die hier vorwaltet, drückt sich nur im Mienenspiel des Gesichtes aus, sie hat nicht jenen mimischen Ausdruck im umfassendsten Sinne, wie wir ihn an der ganzen Gestalt wahrnehmen; die Charaktere sprechen sich nicht kenntlich durch das Factische, dramatisch Schaubare aus, vielmehr ist Betrachtung von Leben und Welt (was man heutigen Tages Weltanschauung nennt) hier wesentlicher Inhalt. Wie die Erkenntniß auf das Leben, wie das Leben auf die Erkenntniß wirkt, das ist die Schraube um die sich Alles dreht. Dennoch tritt hier

nie eigentlich Didaktisches heraus, sondern nur das, was die gegebene Situation im Charakter hervorruft und was sie aufklärt. Der Dialog ist psychologisch und darin liegt seine dramatische Kraft. Im ganzen Gedichte werden keine sich ablösenden Lehren gegeben; das Gedicht ist eine Lehre.

2. Entstehung und Erweckung der dichterischen Idee.

Es war im Sommer des Jahres 1778 als sich die neue Welt in Amerika in siegreichen Schlachten von dem historischen Joche des Mutterlandes befreite, als der Fahnenspruch: Freiheit des religiösen Bekenntnisses — zum Erstenmal sich frei entfaltete und die Geltung als Staatsgesetz heischte. In demselben Sommer lebte am Fuße des Harzes der Mann des edelsten Freiheitsmuthes und ihm ging eine Geistesthat auf, die für die neue Welt der Humanität nicht minder entscheidend ist. Aus der jahrelangen Abwehr von Unnatur und Willkürlichkeit erstand nun eine feste positive Macht. Es war ein heller Sommernachtstraum eigner Art, der Lessing in der Montagnacht des 10. August 1778 heimsuchte, denn am 11. schreibt er an seinen Bruder ..... „Da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten (mit Göze) hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“ [1] Nachdem er hierauf die Quelle

[1] In der Ankündigung, die er seltsamerweise auf den 8. August datirte, sagt Lessing: „so führt mir mehr Zufall als Wahl einen

Aufnahme oder gar die Nothwendigkeit der Erscheinung äußerer Thatsachen bereitet und herbeigeführt wird und hier ist allerdings einer jener noch nicht aufgedeckten inneren Beziehungen alles Lebens.

Für das vorliegende Thema kann es genügen darauf hinzuweisen, daß das was Lessing aus allgemeiner Intuition erfaßt hatte, jetzt lebensgeschichtlich neu erstand. Was ehedem als freies Belieben erscheinen konnte, stellte sich jetzt als allgemeine und lebensgeschichtliche Nöthigung dar und Wille und naturgesetzliche Erfüllung wurden Eins.

Auf der Höhe seines Lebens, zwei Jahre vor seinem Tode, vollendete Lessing dieses Werk (vom 12. Nov. 1778 bis 7. März 1779). Im Kampfe mit einer feindselig aufgehetzten Welt, im Kampfe mit den Sorgen um den Lebensunterhalt und dazu noch tief vereinsamt in Wolfenbüttel, noch schmerzvoll erregt vom Tode seiner Frau und seines einzigen Kindes, inmitten von alle dem gewann Lessing die Kraft, solch ein Werk zu vollenden, und wenn wir die Höhe der Dichtung bewundern, müssen wir nicht minder die Kraft der Seele anstaunen, der es gelingen konnte, aus solchen innern und äußern Bedrängnissen heraus so klar Vollendetes zu gestalten.

3. Plan und Ausführung. Die Episode.

Um ein Kunstwerk in seiner Gesammtheit und seinem innern Baue zu erfassen, ist es nöthig, die Entstehung und das Schema desselben herauszuziehen. Der

Entwurf, der noch von Nathan aufbewahrt ist,[1] überhebt wesentlich dieser Aufgabe und erleichtert das Absehen von dem Ausgeführten und die Betrachtnahme der Aufrißlinien. Mit wenigen Abweichungen ist das vorhandene Scenarium in der Ausführung beibehalten, natürlich ohne dabei die Improvisation des momentan Schöpferischen auszuschließen, das bei allem Innehalten eines noch so wohl angelegten Planes nie ausbleiben kann.[2]

Lessing findet die Novelle im Dekameron des Boccaz und sagt wiederholt, „die dritte Novelle des ersten Buches, dieser so reichen Quelle theatralischer Produkte, ist der Keim, aus der sich Nathan bei mir entwickelt hat.“[3]

An dieser „reichen Quelle theatralischer Produkte“ schöpfte auch Shakespeare und er konnte in dem Bezeichneten keinen „Keim“ für sich erkennen. Die Fabel wie sie vorlag schien zunächst kein dramatisches, sondern ein speculatives Problem zu enthalten. Es bedurfte des Deutschen, es bedurfte Lessing's, in dem sich die Elemente der Wissenschaft und der Lebenserfahrung vorbereitet hatten, daß der Keim in ihm aufgehen konnte.

Lessing findet die Novelle bei Boccaz. Auf dem Boden einer gegebenen Thatsache entstehen die ent-

[1] Sämmtliche Schriften. Bd. 2. S. 600.

[2] Daß Lessing auch im Entwurf ausgeführte Dialoge bei Ausarbeitung des Ganzen ausließ und wie er Einzelheiten des Colorits sich aufzeichnete, ergiebt sich lehrreich aus dem noch vorhandenen Entwurfe.

[3] Bd. 11. 2. S. 163.

sprechenden nothwendigen Charaktere, die die Handlung folgerecht bedingen. Dieß ist maßgebend für die ganze Composition. Wie muß der Mann sein, der solch eine Frage stellt und wie der, der sie so beantwortet? Welch ein Hintergrund von Lebensverhältnissen muß sich daran anschließen? Die Handlung stellt sich als das Primäre dar. Es sind nicht Gestalten da, die sich heimathlos im Geiste des Dichters umhertreiben, für die erst eine Handlung erfunden werden muß. Aus der Thatsache ergiebt sich das Wesen der Handelnden psychologisch naturgemäß. Wie die gegebene Bodenbeschaffenheit die nothwendige Vegetation, so treibt die gegebene Handlung die immanenten Charaktere heraus. Der „Keim“ als welchen Lessing kurzweg das Gegebene bezeichnet, hat das entwickelte Leben in sich, aber gebunden, er bedarf der vollen Mitwirkung aller Lebenskräfte, um sich zu entfalten und die Bodenkraft, die ihm dazu hilft, ist nicht minder eine ursprüngliche als der in sie gelegte Keim.

Die ganze künstlerische und sittliche Geisteskraft Lessings entwickelt den Keim.

Die Hauptcharaktere und ihre Beziehungen exponiren sich klar in den ersten Scenen. Nathan kommt von einer Reise. Lessing läßt ihn nicht wie Boccaz in Alexandrien wohnen und nach Jerusalem berufen werden, das schon der Ortseinheit seines dramatischen Baues entgegen wäre. Es liegen Ereignisse hinter dem heimgekehrten Nathan, die wir mit ihm zugleich erst erfahren. Da das Drama mit gewissermaßen fertigen Charakteren und Verhältnissen anhebt, die sich von da an vollenden

und ausleben', so geht hier dem, was sich schaubar vor uns aufthut, ein Vorleben voraus, und eine Hauptkunstregel des Dramatikers besteht darin, uns in die Atmosphäre zu versetzen, in welcher bereits die Wirkungen von Ereignissen sich finden, die hinter der Scene liegen, und jetzt die Charaktere und Verhältnisse ausgestalten.

Wäre z. B. hier die Brandscene und die Rettung Recha's mit in die gegenwärtige Handlung gezogen, so fiele diese nicht nur in zwei auseinander, sondern wir hätten auch nach der beängstigenden Situation nicht Ruhe genug, um die Folgehandlung, zumal in diesem Inhalte, entsprechend aufzunehmen. Das Brandmal im Mantel des Tempelherrn, und was sich von Empfindung daran knüpft, giebt uns genug Gegenwärtigkeit der vorausgegangenen Handlung. Die Scene beginnt also bereits mit einer Folgehandlung, ohne daß diese, was eben dem rein Dramatischen widerspräche, nur durch Erzählung sich uns ergäbe. Alle Personen stehen bereits in einer Wirkung vorausgegangenen Daseins, in das wir uns mit ihnen leicht und natürlich versetzt fühlen, ohne daß es allzu vordringlich sich geltend macht.

Schon in den ersten beiden Scenen empfangen wir ein in festen Umrissen angelegtes Bild der handelnden Personen und der Situation im weitesten Sinne; und jener glückliche und höchst wirksame technische Griff, die Hauptpersonen von allen Seiten erscheinen zu lassen, en face, indem sie sich selbst darstellen, im halben Profil oder im ganzen Profil, indem sie ihre Wesenheit durch

Ansprache und Betrachtung Anderer auslegen, und von rückwärts, indem über sie gesprochen wird, und der Zuschauer dadurch eine Stimmung, einen Standpunkt für den ihm später Vorzuführenden oder ihm bereits Bekannten gewinnt — alle diese verschiedenen Drehungen und Stellungen der Hauptpersonen sind in diesem Drama in wahrhaft künstlerischer, d. h. in naturnothwendig erscheinender Weise ausgeführt. Zugleich ist der Rhythmus in der Bewegtheit der Gemüther wie der Action ein stets sich beschleunigender, dabei aber — der Natur dieses Dramas gemäß — doch die Spannung nur so gehalten, daß der Zuschauer noch Ruhe genug behält, um die feinere psychische Ausführung mit voller Theilnahme in's Auge zu fassen.

Die Darlegung des Denklebens, die Hinführung zur Erkenntniß der Humanität, ist Mittelpunkt des ganzen Stückes, aber im Hintergrunde lauert immer ein gefahrvolles Ereigniß. Das rein Sympathische, die ruhig erquickliche Theilnahme und eine den Athem beschleunigende Spannung sind im Gleichmaße. Während wir uns den Resultaten höchster Erkenntniß ganz hingeben, empfinden wir doch zugleich immer die Spannung: wie wird sich ein schweres, verhängnißvolles Lebensräthsel lösen?

Diese beiden Momente nun sind in der Peripetie des Stückes, am Schluß des dritten Aktes, hart an einander gerückt: unmittelbar auf die Erzählung von den drei Ringen vor Saladin folgt die Scene zwischen dem Tempelherrn und Daja und spannt das Interesse wieder nach der andern Seite der Fabel.

Diese Verbindung zweier Fabeln, die sich gegenseitig

illustriren, wie wir sie bei Shakespeare z. B. im Lear so großartig verschlungen finden, ist hier ebenfalls mit künstlerischer Bedachtsamkeit ausgeführt, wenn auch in der Construction des Ganzen noch Unebenheiten bleiben.

Durch die Novelle bei Boccaz lag dem Dichter die eine Seite, und wesentlich nur eine Scene vor; durch das Verhältniß zwischen Recha und ihrem Bruder und durch die Verknüpfung beider mit Saladin gewinnt Alles Einheit der Person und des ideellen Interesses. Der Zuschauer kommt nie aus den Fragen über das Verhältniß der Religion und Humanität heraus, er wird nur immer wieder von einer andern Seite darauf geführt.

Lessing selbst sagt in dem Briefe an seinen Bruder, daß er eine glückliche „Episode" zu der Novelle erfunden, und er behandelt alles, was den dramatischen Affekt berührt, episodisch; er läßt es nicht aufkommen, weil es sonst die Idee des Dramas — und man kann sagen, daß das Stück das Drama der Idee ist — verschieben würde. Er ist allem Lockenden ausgewichen, das von der einen herrschenden Idee ablenken würde. Hier ist jene Weisheit, die wir die künstlerische nennen müssen. Der Wechsel der Affecte ist aphoristisch behandelt, nicht breit entwickelt, und Alles, was zum stark Pathetischen neigt, ist niedergehalten, dagegen Alles, was der Idee des Stückes dient, breit ausgeführt. So ist z. B., vom Patriarchen abgesehen, der Conflict eines Tempelherrn, der sich von Liebe erfüllt sieht, und noch dazu von Liebe zu einem Judenmädchen, kurz abgesetzt, denn die wesentlichere Ausführung dieses Momentes

würde das Stück zu einem andern machen, den Mittelpunkt verrücken; und am Schlusse sind die Uebergänge ebenfalls kurz zusammengedrängt. Die Wandlung des Affects der Frauenliebe in Geschwisterliebe, die sich zu einem selbständigen Drama hätte vertiefen lassen, das Wiederfinden eines im Kriege gefangenen Neffen, den man zum Tode verurtheilt hatte, alles Das erledigt sich kurz und knapp, denn die Idee des Dramas durfte durch alle diese Beziehungen nicht verdeckt und abgelenkt werden.

Eben in dieser maßhaltenden, aller Verführung widerstehenden Beherrschung zeigt sich die weise Künstlerschaft des Dichters, der, sein Ziel im Auge, diesem alles Andere unterzuordnen weiß, so daß wir mit ihm zu keiner Zeit in Zerstreuung versetzt sind, sondern Alles dem einheitlichen Mittelpunkte dienen sehen.

Hier findet das oben angeführte Wort Lessings auf ihn selbst die Anwendung „eben darin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische nicht erreicht zu haben urtheilen dürfte, eben hierin leuchtet die Weisheit desselben ganz besonders hervor.“

4. Die Formel und das Factische der Humanität. Der dramatische Schluß.

Nathan, das Drama der Idee hat wie erwähnt nichts Sententiöses. Bei allem Eingehen auf Erkenntniß- und Empfindungsleben herrscht die strenge dramatische Oekonomie, die nur den gegenwärtigen concreten Zustand vertieft und zu keiner bloß gelegentlich angefügten Allgemeinheit sich verleiten läßt. Lessing hat damit jene

objective Macht erreicht wie Shakespeare. Bei Erwähnung von einzelnen Aussprüchen sagt man nie: Shakespeare sagt, sondern: Hamlet, Lear, Romeo ꝛc. sagt, weil die Kundgebungen als rein psychologische sich nicht von der Gestaltung ablösen.

Nach dem Entwurfe sollte Saladin am Schlusse den Tempelherrn zum Fürsten von Antiochien machen; der Dichter ließ dieses Moment in der Ausführung fallen, und gewiß nicht ohne Grund. Die volle Gewißheit von der sich schließlich aufklärenden Blutsverwandtschaft hätte dadurch im Zuschauer allerdings einen nachdrücklich bestätigenden Abschluß gewonnen, aber diese Ernennung und die neue Aufgabe, die sie stellt, wiese zu sehr auf äußere Machtstellung und über das Drama hinaus in neue Verwicklungen, in die der Tempelherr gegenüber seinen früheren Lebensverhältnissen versetzt wäre. Jetzt wird schließlich nur die Familieneinheit an sich hergestellt, und in der Befriedigung hierüber haben wir nun keine Frage mehr, was weiter aus den Geschwistern werden soll. Der Dichter wendet ein auf der Bühne immer wirksames Mittel an, indem er zu den Kundgebungen des Gemüthes ein bestätigendes schriftliches Document überzeugend mitwirken läßt, und ist die handelnde Persönlichkeit auf der Bühne überzeugt (ohne daß sie nöthig hat, sich des weiteren darüber auszulassen), so ist der Zuschauer mit derselben zugleich befriedigt.

Auch der Schluß, der im Entwurfe steht: „Schluß: Saladin: Du sollst nicht mehr Nathan der Weise, du sollst nicht mehr Nathan der Kluge, — du sollst Nathan der Gute heißen," ist in der Ausführung

weggeblieben, und man darf wohl annehmen, daß dem Dichter diese didaktische Formel bei näherer Betrachtnahme zu eng erschien, denn mit Bezeichnung der Güte wäre der Charakter Nathans und das was der Dichter damit wollte, nicht erschöpft. Ueberhaupt aber mußte solche Schlußlehre unthulich erscheinen. Schon theatralisch wäre Nathan nach solcher Anrede zu stummem Spiel verdammt. Die Gebrauchsanweisung als fabula docet beeinträchtigt aber auch leicht die Abspiegelung des vollen Lebens im reinen Kunstwerke; sie kann für den Zuschauer das Grundmotiv leichtfaßlich herausheben, sie beschränkt aber auch die Betrachtungsweise und schneidet die volle Breite selbstthätiger Folgerung ab.

Vom theatralischen Gesichtspunkt und mehr auf den Effect allein rechnend, hätte ein Anderer vielleicht Nathan das Schlußwort zuertheilt; in der gegebenen Art aber wirkt das Ganze rein poetischer und heiterer: die Verbrüderung der Menschheit erscheint nach vielem vorausgegangenem, allgemein Betrachtenden jetzt schließlich rein faktisch.

Und dieß ist in ideeller wie in künstlerischer Hinsicht von Bedeutung. Das Wesen der Humanität wird nicht zuletzt in eine einzige dogmatische Formel zusammengefaßt; denn das ist ja ihr Wesen, immer lebendig bewegtes Denken und Empfinden zu sein und nicht eine Formel, die, noch so hoch gefaßt, sich verhärtet und ihr ewiges Wachsthum und ihre fortwährende Verjüngung einbüßt. Der Gedanke der Humanität kann

in seiner ganzen Umfassung nie positiv dogmatisch werden.[1]

Sie ist nicht Offenbarung einer Lehre, sondern das reine Thun wird zur Lehre. Eine That, aus der sich eine Lehre, ein Grundsatz ergiebt, ist faßlicher, eindringlicher und unwandelbarer als jedes Dogma, jede noch so folgerichtig geführte Beweisführung. Hier stellt sich das Factische der poetischen Gestaltung dem Factischen der Geschichte in seiner Wirkung nahe, ja die Dichtung kann durch Zusammendrängen des im Leben auseinander Liegenden den thatsächlich erscheinenden Gedanken noch schärfer und bestimmter heraustreten lassen.

So ist das Factum der Humanität lehrender als jede Lehre. Für concrete Erscheinungen ist ein Canon der Humanität gegeben, so sicher, so groß, so unverrückbar wie ein Gesetz in der äußern Erscheinungswelt; ja ich möchte sagen, dieser Satz entspricht dem Gesetz der Schwere in der physischen Welt, und dieser Satz ist

[1] Und wie der Gedanke der Humanität nicht dogmatisch so könnte er auch nicht plastisch werden. Wenn wir uns in jene Zeit versetzen, wo die Griechen noch die mythenbildende Kraft besaßen, so läßt sich schwer denken, daß sie, wenn sich der Begriff der Humanität in ihnen ausgebildet hatte, dafür eine plastische Gestalt hätten gewinnen können. Die Humanität wie die Wahrheit ist eine den verschiedensten Thätigkeiten innewohnende Kraft, sie hat das Wesen der allgemeinen Substanz und widerspricht den Bedingungen der Individualisation. Ja, nicht einmal ein festes Symbol für den Begriff der Humanität läßt sich bilden. Wenn die am Lessingdenkmal in Braunschweig noch fehlenden Reliefs ausgeführt werden, wird ein Genius der Humanität nicht allgemein kenntlich darauf erscheinen können. Wir meinen jener Humanität, die sich nicht wieder in die Abgeschiedenheit einer einzelnen Glaubens- oder Völkergenossenschaft verengert.

dort im Evangelium von der Ehebrecherin ausgesprochen. „Wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein auf sie.“

Die Humanität ist nicht Gerechtigkeit und nicht Liebe; die Gerechtigkeit allein ist zu streng, die Liebe allein zu mild; die Humanität ist Gerechtigkeit und Liebe vereint.

Für die Totalität der humanitären Betrachtung, wie sie dieses Drama veranschaulicht, ließ sich wohl keine entsprechende Sentenz finden, und darum bleibt es zuletzt bei dem rein Factischen.

Aber auch künstlerisch wäre eine Formel unstatthaft. Bei einer tragischen Schlußwendung mag es angemessen sein, im Angesichte des Schreckens die Handelnden und den Zuschauer über die Erschütterung hinaus zu versetzen. Hier aber leben die Personen weiter, ein erhöhtes und geweihtes Leben. Jede allgemeine Betrachtung, und wäre sie noch so umfassend, erschiene eines theils nur wie ein leicht sich ergebender Vorsatz, andererseits ist die Bethätigung, die von hier an beginnt, viel reicher und mannigfaltiger, als sich im Worte bestimmen und ausprägen läßt. Dazu sind auch jene allgemeinen Schlußbetrachtungen — wenn man sie nicht nach antiker Weise einem Chore zutheilen kann — meist nur ein empfehlender Abgang des Dichters, wie man solchen von den Darstellenden auch mimisch am Ende eines Schauspiels so oft sieht. Die Handelnden und Ergriffenen treten aus der Rolle des bewegten Lebens heraus und sagen damit, wir spielten vor euch und empfehlen uns und das Werk u. s. w. „Unter stummer

Wiederholung allseitiger Umarmungen fällt der Vorhang" schließt Lessing, und diese Umarmungen sprechen Alles aus und überlassen dem Zuschauer den vollen Gehalt seiner selbstthätigen Bewegung.

Bei alledem erscheint der Schluß als ein überraschender, nicht nur für die handelnden Personen, sondern auch für den Zuschauer. Es läßt sich nicht denken, daß dieser Schluß nur ein Nothdach sei; es ist durch das ganze Drama immer wiederholt darauf hingewiesen, daß der Tempelherr dem Bruder Saladins ähnlich sei, Saladin spricht oft von seinem Assad und seinem Verhältnisse zu den Christen, und Nathan deutet oft auf die Geschwisterschaft des Tempelherrn und Recha's; aber dieser Abschluß als Familiendrama erscheint doch zu klein für die so weit angelegten Tendenzen. Es widerspräche aber auch der ganzen Dichtungsweise Lessings, daß die Blutsverwandtschaft zwischen Saladin und dem Geschwisterpaare nur einen symbolischen Charakter haben sollte, um damit anzudeuten, daß die streitenden Glaubensgemeinden von Natur eigentlich menschlich Eins sind. Solche symbolisirende Ausdeutung wäre auch noch dadurch widersprechend, daß Nathan damit ausgeschlossen wäre, indem er allein nicht blutsverwandt erschiene.

Indem man aber die zu dem Mährchen erfundene Episode ebenfalls in der Sphäre des Mährchens festhält, das die scharfe Markirung des Thatsächlichen von vorn herein ablehnt, fallen die scheinbaren Willkürlichkeiten, die in der ganzen Fabel liegen. Es ist nur um einen allgemeinen Abschluß zu thun, der dem

strengen thatsächlichen Zusammenhange ausweicht. Das ganze Verhältniß Assads zu einer Christin wird uns immer nur bruchstücks- und andeutungsweise mitgetheilt, nie zusammenhängend klar gegeben. Der Dichter konnte und wollte hier nicht weiter gehen, denn dieß verlegte wieder den Accent von dem, was diese Dichtung eigentlich will. Der Dichter gleicht dem Führer auf hohen Alpen: er reißt den Fremden über jähe Abgründe hinweg und läßt ihn nicht ahnen, daß hier eine Gefahr war oder sagt ihm das erst später in gelegentlicher Ruhe. Der Dichter läßt hier nur die Gruppe im Vordergrund scharf plastisch heraustreten; das, was im Hintergrund vorgeht, ist nur im Allgemeinen, Unbestimmten gehalten. Von Assads verändertem Leben, von seinem Tode geschieht, wo es doch nothwendig schiene, gar keine Erwähnung. Durch die Blutsverwandtschaft als Geschwister und Bruderskinder ist die Lösung der Episode auch episodisch gegeben und zumal im Verhältniß Recha's und des Tempelherrn ist damit der glücklichste Abschluß gewonnen; denn wäre Recha nicht die Schwester des Tempelherrn, so begänne am Schluß ein ganz neues Drama, das den Conflict des Tempelherrngelübdes und der Liebe zum Vorwurf hätte. Der Schluß giebt daher der Episode nur so viel, als ihr der Dichter überhaupt im ganzen Verlauf des Drama's zukommen lassen wollte. Und es ist wohl nicht zu weit ausgedeutet, wenn man das Geschwisterverhältniß von Saladin und Sittah als vorbildlich für das sich später ergebende des Tempelherrn und Recha's betrachtet, denn es scheint nicht ohne Bedeutung, daß

der Dichter dem Saladin nicht eine Gattin, sondern eine Schwester zutheilt.

Wenn sonst in der Schlußscene eines Drama's Alles der Art sich zuspitzen muß, daß der ganze Verfolg der Handlung und Charakterentfaltung nur darum da ist, um die Schlußscene möglich und nothwendig zu machen, so ist hier am Ende nur eben die Episode abgeschlossen. Der Kerngedanke hat bereits früher seine Erledigung gefunden, denn der Schwerpunkt liegt im Verhältniß Nathans zu Saladin, wie er sich schließlich in der Scene mit dem Mährchen gipfelt; die Nebenhandlung geht nach demselben noch fort und der Schluß ist nur der Schluß der Nebenhandlung.

5. Die Parabel, ihre Stellung und ihre Wendung.

In der Scenirung des Hauptmomentes ist Lessing sehr glücklich von der Angabe des Boccaz abgegangen; er läßt die Aufstellung der gefährlichen Frage an Nathan nicht wie bei Boccaz von Saladin selbst, sondern von Sittah ausgehen. Schon dramatisch ist dieß an sich eine glückliche Wendung, denn es bringt Sittah unmittelbar mit dem Mittelpunkt des Stücks in Verbindung, sie erscheint nun nicht mehr blos zur Charakteristik Saladins, zur Kundgebung seiner häuslichen und fürstlichen Tugenden, sie greift unmittelbar in die Handlung ein. Aber auch die psychologische Charakteristik hat hier ihre Bedingungen eingesetzt. Saladin ist als offener, gradaus gehender soldatischer Held gehalten. Wäre er Urheber der Intrigue, so würde nicht

nur sein Charakter an sich verändert, es erschiene auch ein Bruch im weiteren Verlauf der Handlung; die Bekehrung Saladins wäre dermaßen erschwert, daß dieser Punkt eine ganze ausgeführte Entwicklung in Anspruch nehmen müßte. Nun aber, da er nur widerstrebend sich dazu drängen läßt, die verfängliche Frage zu stellen, ist die Sinnesänderung leichter und schon voraus ermöglicht. Es ist aber überhaupt schon dem Wesen Sittahs (die wir in der Scene vorher als Intriguantin aus Edelsinn kennen lernen) angemessen, daß sie es ist, die den Fallstrick bereitet und Saladin nur die Schuld zufällt, daß er sich zu dessen Gebrauch verleiten läßt. Seine Sinnesänderung ist dadurch anmuthender und naturgemäßer, und die Bekehrung eines offenen Charakters — oder vielmehr nur die Erweiterung seines Horizontes — versetzt mit in die entsprechende Sympathie.

Hätte Saladin von selbst die Intrigue gestellt, so wären wir grade in dem Momente, wo Alles darauf ankommt, uns in die gegebene Situation zu versetzen, innerlichst gestört; die Ergriffenheit, die neue Erkenntniß Saladins, die die unsre wird, hätte einen innern Widerspruch gegen den Verkündiger derselben. Nun aber wird die Frage dem Zuschauer ebenso wie dem Saladin aufgenöthigt und er wird mit ihm erlöst.

Bei Boccaz wird die Parabel Melchisedeks als Beispiel erzählt, wie Klugheit von großer Gefahr befreit, und ziemlich genau folgt Lessing Boccaz im ganzen ersten Theile der Parabel bis dahin, wo es heißt: „Der rechte Ring war nicht erweislich, fast so unerweislich als uns jetzt der rechte Glaube.“ Die

Fortführung ist von da an durchaus Lessings Werk; er führt die Sache dialektisch gestaltend weiter, und die Verhandlung vor dem Richter, die er aufrollt, wirkt so bezwingend, legt das, was sogar in der ausgeführten Parabel nur noch „Keim“ war, so reich umfassend auseinander, schließt den weit gezogenen Kreis wieder in sich ab, daß wir erschüttert mit Bewunderung sehen, was in einer vollen Dichterseele aus dem Keime wird.

Lessing wendet die Parabel am Ende so, daß er alle drei Ringe falsch nennt. Es ist aber dies keine ironische Wendung im gewöhnlichen Sinne, vielmehr, wenn sie der Art bezeichnet werden könnte, zeigt sie nur an, daß der Standpunkt der Frage und des Fragenden zu niedrig ist. Welcher Ring, welche Religionsform ist die beste? Das ist eben falsch gefragt, denn nichts was man äußerlich überkommen kann, macht die Wesenhaftigkeit und den Werth des rein Menschlichen aus, sondern das was man aus sich macht. Das ist ja das Wesen aller Cultur. Schon im Ackerbauleben giebt das Product dem Acker den Werth, nicht umgekehrt.

Indem Lessing den Richter schließen läßt: „Eure Ringe sind alle drei nicht echt,“ so ist dieß der prägnanteste Ausdruck: daß das Ueberkommen der Religion nie das Wesenhafte in dem religiösen Individuum ist. Die überlieferten Religionen haben das Humane historisch gegründet. Der Ring ist echt, heißt: die historische allgemeine Institution leistet was sie soll, nämlich wahrhafte Humanität in den Individuen zu gründen.

Die Hochhaltung des „von den Vätern“ historisch Ueberkommenen erkennt Lessing rein als Pietät,[1] die die verschiedenen Religionsformen nicht „von Seiten ihrer Gründe“ faßt. In dieser Pietät wird die Ausbildung des Individuums — auf die Alles ankommt — vor isolirender Lostrennung bewahrt. Der individuelle Mensch hält sich im geschichtlich naturgemäßen Zusammenhang mit den Vorlebenden, und dieser Zusammenhang, weil auf anderm Boden (auf historischer Achtung und gemüthlicher Rücksicht) ruhend, kann der freien Erkenntniß und Humanität keine Schranken setzen.

Lessing geht dann von der Frage nach Echtheit oder Unechtheit der Ringe ab und beschränkt sich weise auf die Andeutung: Geht hin und beweiset alle Drei „die Wunderkraft beliebt zu machen, vor Gott und Menschen angenehm,“ dann — habt ihr Alle den echten Ring oder braucht keinen.

6. Das Mährchen. Der neue Laokoon. Lehrgehalt und Charakter.

Wenn sich Shakespeare für seine Mährchenspiele eine eigene Mythenwelt schafft, so ist hier bei Lessing eine Mythenwelt in die Historie hinein gedichtet, die nicht minder biegsam ist. Lessing sagt selbst in dem noch vorhandenen Entwurfe (S. 617): „In dem Historischen, was in dem Stücke zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg gesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen

[1] „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen“ sagt Lessing: sämmtliche Schriften 11, 2. S. 163.

geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen blos den Gang meines Stücks motiviren." Das erzählte Mährchen ist Mittelpunkt und die ganze dramatische Dichtung ist selber ein glückliches, in der reinsten Gedankenregion gehaltenes Mährchen. Lessing hatte eine mythenbildende Kraft, die nicht zurück in die Nebel der Vergangenheit, sondern in die feine Luft der Zukunft versetzt, und nur leise historisch angelehnt, möchte ich sagen, aus dem wirklichen Jerusalem das himmlische Jerusalem herzaubert, wie es der Mystik so oft nur nebelhaft vorgeschwebt hat.

Die ganze Dichtung ist selber ein Ring, der den Edelstein des Mährchens faßt, und zur Fassung dieses steingewordenen Wunderglanzes sind verschiedene Metalle verwendet. Man sagt ja, daß zur unmittelbaren Fassung reines Gold nicht geschmeidig genug ist.

Nathan hat jenes unverwüstliche Merkmal der Weisheit, er lächelt nur noch. Er ist gewohnt, im Angesicht erschütternder Ereignisse bei aller Sympathie die Factoren des Seelenlebens ruhig und fest zu betrachten. „Ich überdenke mir, was das auf einen Geist, wie Recha's, wohl für Eindruck machen muß." Die Leidenschaft als solche hat keine Gewalt mehr über ihn. Der Humor, das Schelmische und Schalkhafte, das ihm der Dichter giebt, ist weit davon entfernt, mit Menschen und Lebenszuständen ein hochmüthiges Spiel zu treiben. Es überrascht und verblüfft ihn nur nichts mehr, denn er hat alle Höhen und Tiefen des Lebens ausgemessen.

Mit einem wunderbar richtigen Takt hat der Dichter diesem Nathan eine Vorgeschichte gegeben, die

ihn aus allem innern und äußern Dämonischen, das über ihn kam, zuletzt zum rein Menschlichen Härte. Nathan ist gehärtet vom Schicksal, aber nicht verhärtet. Er hat als Mann alle Qualen der Niobe und des Laokoon durchlebt und hat sie überlebt. Es ist ein großer Gegensatz der modernen Welt gegen die antike, daß dem so ist. Das Leben ist eine Pflicht und die Menschenliebe ist eine Pflicht. Die Naturbestimmung, das Verhängniß ist nicht das allein waltende. Es giebt eine Erneuerung des Lebens und der Liebe aus der Erkenntniß des Gesetzes, aus der Erkenntniß der Pflicht heraus. Die Adoption eines Kindes ist zugleich ein tiefer Ausdruck für Nathans ganzes Verhältniß zur Welt. Kein bloßes Naturgesetz, sondern die reine Pflichterkenntniß giebt ihm das neue Leben, und aus der Pflicht erwächst die Liebe neu. Das Individuum der neuen Welt ist nicht beim Schicksalsschlage dem nothwendigen Untergang verfallen, es vermag sich in zusammengerafftem Bewußtsein von dem Untergang zu retten. Aus der Willenskraft heraus erneuert sich das Leben und seine Pflicht. „Ich stand," bekennt Nathan, „und rief zu Gott: ich will! Willst du nur, daß ich will." Die Freiheit des einzelnen Wollens und die Abhängigkeit und Bestimmung der Willenskraft, des gesammten Willens, die Harmonisirung beider zur Einheit, kann nicht gedrängter zusammengefaßt werden als in diesen Worten. Es ist die festeste und thatsächlichste Auslegung dessen, was die Philosophie als freie Nothwendigkeit faßt. Nathan hat die Schlangen abgestreift, die alles ihm Zugehörige tödteten und ihn selbst im

Innersten zu vergiften suchten; er vollendet sein Dasein aus Wille und Erkenntniß heraus.

Es ist eine große dichterische That, solch einen lebengebliebenen Laokoon sich folgerichtig ausleben zu lassen.

Künstlerisch ist dabei sehr zu beachten, in welchem Momente (erst im vierten Akt) der Dichter uns in das vorhergegangene tragische Geschick Nathans einweiht:

> „Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
> Sie jemand andern zu erzählen. Euch
> Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
> Allein erzähl' ich sie, weil die allein
> Versteht, was sich der gottergebne Mensch
> Für Thaten abgewinnen kann."

Erst nachdem wir bereits für Nathans Sein und Thun in entsprechender Sympathie stehen, so daß wir mit theilnehmendem Verlangen sein Werden kennen lernen, thut sich dieses auf und er erzählt dem Manne, der das Ebenbild seiner selbst ist, der in reiner Naivetät dasselbe vollbringt, was Nathan in seiner freientwickelten Weisheit. Die Stimmung des Klosterbruders auf der Bühne geht wieder in ungebrochener Harmonie auf den Zuschauer über. Nathan hatte eine Familie und verlor sie in grausamster Weise, er hat alle Freuden und Schrecken der in der Familie vervielfältigten Persönlichkeit durchgelebt,[1] und nun steht er in Jerusalem

[1] Wie in der organischen Welt der Naturerscheinungen sich Stoffe und Elemente zu neuen Bildungen verwandeln, so auch können wir gewissermaßen die Gestaltungen in der Geisteswelt, namentlich in der Dichtkunst, auf individuelle Empfängnisse hindeuten. Es ist dabei nur die Discretion zu bewahren, die nicht das Rohstoffliche hier

familienlos, fremd und, streng genommen, ohne persönliche Beziehungen. Nathan hat keine blutsverwandtschaftlichen und keine confessionellen Freunde — es erscheint außer ihm kein Jude in dem Stück — er hat nur Freunde aus dem reinen Geiste heraus. Der Derwisch ist vom Schachspiel her sein Freund, und wir sehen im Hintergrunde der kurzen zwei Dialoge, wie viel sie mit einander gelebt und philosophirt haben. „Laß dich umarmen, Mensch!" ruft Nathan bald nach dem ersten Wiedersehen aus.

Das Drama kann solche einzelne Lebensbeziehungen und andere mit Stillschweigen übergehen, ja es muß in seiner begrenzten Haltung Alles was nicht zur gegenwärtigen Handlung und Empfindung gehört, ausscheiden. Und ein Drama, wie Nathan, das sich eine eigene phantastische Sphäre aufbaut, trotz der Anlehnung an concret Gegebenes, kann das um so mehr.

Gewisse Härten oder vielmehr nicht durchcomponirte

hereinzieht und willkürlich ausbeutet. In der Gestaltung zeigen die Dichtergebilde kaum merklich mehr etwas von den empfangenen Eindrücken und Ereignissen, so wenig als wir in einer Blattbildung Sonne und Regen an sich wieder sehen. Ich hoffe daher nicht mißverstanden zu werden, wenn ich hier andeute, daß in die Erzählung Nathans von seinem Familienunglück bei aller Objektivität etwas von jenem Erlebnisse, von jener tief innerlich aufwühlenden Stimmung übergegangen ist, in der Lessing im Januar 1778 bei dem Tode seines Kindes und seiner Frau an Eschenburg und seinen Bruder schrieb. Nur kurze Zeit, eben in diesem Januar, scheint er die Ausarbeitung des Nathan unterbrochen zu haben, denn in dem Entwurfe heißt es: „Den dritten Aufzug angefangen den 28. December 1778, den vierten am 2. Februar 1779."

Einzelheiten der Handlung springen bei diesem Drama leicht in die Augen; aber ich glaube, daß das mährchenhaft Phantastische nicht übersehen werden sollte, das dem dramatischen Gedicht als solchem zusteht. Wir haben hier ein Mährchenspiel eigener Art vor uns. Bei aller glänzenden Ausstattung mit concreten Zügen, hantirt das Mährchen doch wesentlich mit Figuren, die als Träger bestimmter idealer Typen erscheinen, und eben das Wesen der Dichtkunst ist, diese Typen nicht allgemein und nackt, sondern mit Individualitäten bekleidet, an deren Schicksal wir menschlich Theil nehmen können, vor uns auftreten zu lassen.

Man hat behaupten wollen, daß das Christenthum in dieser Dichtung am schlimmsten wegkomme. Wenn die Humanität Verwahrung dagegen einlegen muß, daß man die allgemeine Menschenliebe als specifisch christlich bezeichnet, so wird der genannte Vorwurf in sich selbst zerfallen. Gerade hundert Jahre vorher hat Spinoza in der Vorrede zu seinem historisch politischen Tractat es ausgesprochen: „Es ist schon lange so weit gekommen, daß man fast Niemand, wer er sei, ob Christ, Türke, Jude oder Heide, anders erkennen kann, als aus der äußeren Haltung und aus dem Behaben, oder daraus, daß er diese oder jene Kirche besucht, oder auch dieser oder jener Meinung zugethan ist und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt; im Uebrigen ist der Lebenswandel Aller der nämliche.“

Lessing selbst hat sich im Fragment der Vorrede über die poetische Oekonomie des Stückes und die Wahl der Figuren klar ausgesprochen. Das Drama geht gar

nicht auf den Lehrgehalt der verschiedenen Religionen ein. Das Verhältniß, in dem das dogmatische Christenthum und Judenthum theils unter sich, theils zum Islam stehen, kommt hier gar nicht in Betracht; es zeigt sich nur, was die Individualität auf dem gegebenen Standpunkt aus sich macht.

Es ist wohl bedacht, daß in der eigentlichen Discussion der Name Moses nur Einmal beiläufig, Christus und Muhammed gar nicht vorkommen. Es knüpft sich an diese Urheber keinerlei Discussion. Dies würde nicht nur zu weit ablenken und den Conflict zu einem unlöslichen oder blos wissenschaftlichen oder theoretischen machen, jenes Anlehnen am Namen widerspräche durch und durch der Atmosphäre dieser Dichtung; denn es handelt sich hier darum: die Assimilation der Lehre in der individuellen Charakterbesonderheit zu erweisen und aus der lebendig fortzeugenden Bewegung die Einigung zu bestimmen.

7. Der Charakter Recha's.

Hervorragend wichtig, und nach meiner Ansicht zu wenig beachtet ist der Charakter der Recha. Im Entwurfe heißt es: „Sittah findet an Rahel nichts, als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott,“ und Nathan selber sagt über sie: „die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde zu sein erschaffen und erzogen ward.“

Es ist poetisch von großer Bedeutung, daß in einer vielseitig belebten Dichtung eine Figur oder ein Object

gleichsam blos sachlich sich verhalte. In der Art, wie die darum ringenden Charaktere und Gruppen sich darstellen und ausleben, ergiebt sich am leichtesten die Mannigfaltigkeit des Lebens und, dramatisch genommen, sie spielen sich daran aus. So ist, um das höchste Beispiel anzuführen, in den homerischen Dichtungen Helena Mittelpunkt und Preis, um deren willen sich der ganze Kampf entfaltet; sie selbst verhält sich eigentlich nicht activ dabei. Aehnlich steht Recha da.

Ein Mädchen, Tochter eines Muselmannes und einer Christin, wird von einem Juden erzogen; dieses Kind ist die Mährchenprinzessin, dem Schutze dreier Gewalten übergeben. Aber aller gewohnte mährchenhafte Apparat, ja alles Uebernatürliche ist hier ausgeschieden und sorgfältig vermieden, das Wunder wird zum natürlichen festen Lebensboden. Der Dichter versetzt auch nicht in eine außerweltliche glückselige Insel, wo das Ideal des schön Menschlichen erzogen werden soll. Der religiösen Robinsonade stellte sich immer der Vorhalt entgegen, daß der Inhalt des geschichtlich gewordenen Menschengeistes in seiner Umfassung, seiner Fülle und Eigenartigkeit von keinem individuellen Geiste erreicht werden könnte, der blos auf die Speculation gestellt wäre. Der Geist der Geschichte hat Ergebnisse, die der Einzelne in sich weiter bilden, die er aber nicht aus sich hervorrufen konnte, die historischen Gegensätze könnten daher in einem religiösen Robinson weder überwunden noch vereinigt werden.

Lessing gestaltet einen Einigungspunkt inmitten der historischen Gegensätze. Blos geschichtlich und thatsächlich

gefaßt müßte ein Conflict wie der hier aufgenommene zur Tragödie führen. Lessing dichtet den Sieg in den Charakteren und Verhältnissen und gestaltet daraus eine neue, nur dem dichterischen Seherauge erfaßbare Harmonie der Besonderheiten; das Ideal zu dem jeder in seiner historisch gegebenen Besonderheit werden soll, er hat es lebendig dargestellt. Die drei Ringe sind auch in dem ganzen Drama an die Hauptpersonen vertheilt, die eine erscheint nur entwickelter als die andere. Darum löst der Dichter auch die Völkerindividuen hier in ihren Repräsentanten nicht unterschiedlos auf, sie bilden nichts Neues außerhalb ihrer selbst, sie bilden nur sich selbst aus. Jeder beharrt in seiner Besonderheit. Es gilt nur, diese in ihrer blos relativen Geltung zu erkennen und festzustellen, und nicht das, was das Eine vor dem Andern auszeichnet, sondern das, was sie alle gemeinsam haben, als das Höhere zu erkennen. Es führt dieß auch in anderer Weise zur reinen Humanität, daß nicht höhere oder niedere Begabung das Wesen eines Menschen ausmacht, sondern eben das, was er mit allen seinen Mitmenschen gemeinsam hat. Daß in diesem Gedichte die Vertreter des Christenthums minder abgeklärt erscheinen, als Jude und Muselmann, liegt theilweise darin, daß das Christenthum hier eben noch historisch mächtiger, staatlich herrschender erscheint, und also noch nicht zu jener Abklärung gekommen ist, welche die Religion in jenem Stadium erlangt, wenn sie, in ihren reinen Ursprung zurückgekehrt, wiederum von aller äußern Macht entkleidet ist. Und der Klosterbruder ist als der naive Christ gedacht, jenseits der

äußerlichen Machtgeltung des Christenthums, wo die Religion nur als die Weihe des erhöhten innern Lebens erscheint.

Zugleich möchte ich hier darauf hinweisen, daß die Idee einer Weltliteratur noch immer den Culturbestand des Orients fast wie eine Anomalie außer Acht ließ, wie auch die Geschichtsphilosophie den Islam fast nur als einen Anachronismus oder wie eine Mißbildung behandelte. Die neue Welt unterscheidet sich von der alten wesentlich darin, daß verschiedene Culturvölker neben einander bestehen, und wir dürfen hoffen, daß sich der Begriff der Culturvölker immer mehr erweitere und alle Glieder der Menschheitsfamilie in seinen Kreis einschließe.

Von abendländischen Werken ist de Foë's Robinson ein Volksbuch im Orient geworden. Der Aufbau des Culturlebens in dem isolirten Individuum hat von Grund aus etwas allgemein Menschliches. Wenn wir uns nun denken könnten, daß einem Werke höheren Styls gleiche Berechtigung zukäme, so fiele diese zunächst einem solchen zu, das die gegebenen vereinzelten Culturformen in ihrer höheren Einheit faßte. Gäbe es ein abenländisches Buch, das heute in den Orient übertragen werden könnte, ein Werk wie Nathan wäre vielleicht der einzige Hebel von der umfassenden Einheit friedlicher Betrachtung und Erkenntniß, die sich nicht mehr bloß auf gewisse im Vordergrund stehende Völkergruppen beschränkt.

Es ist einer der höchsten Triumphe der Dichtkunst, wenn es gelingt, das Ideal als solches rein und unbeugsam als Maß für alle andern, in denen die

Wahrheit nur gebrochen und relativ erscheint, mitten in die Dichtung hinein zu stellen. In Recha ist dies gegeben; sie ist lebendig genug gestaltet, daß auch sie heftig erregt werden konnte, aber noch mitten in aller leidenschaftlichen Bewegung läßt der Dichter sie es andeuten, wenn auch nicht vollends ausführen, daß sie es wissen muß, wie der geliebte Retter in den höchsten Dingen gesinnt ist: „Mir liegt daran unendlich, ob auch er....“ [2. Aufzug, 1. Auftritt.] Betrachten wir die Charakteristik der Recha näher, so concentrirt sich in ihrem Wesen alles Das, was wir als historische Besonderheit fassen, in lebendiger Einheit, ohne daß sie damit (und das ist eben der Triumph des Dichters) zu einem bloßen Schatten, zu einer täuschend bekleideten Allegorie wird. Recha hat etwas vom Rousseau'schen Emil, von einem Emil der Religion, sie ist aber auch eben so naiv als weise. Recha kennt die Unterschiede der Confession, sie entwickelt dieselben wiederholt im Gespräche mit Daja und Sittah. Recha ist aber nicht ein sogenanntes Naturkind, sie ist Erbin der höchsten Bildung, und diese wird wiederum zur Naivetät, aber zur solchen, die allen Inhalt der Erkenntniß als intellectuellen Tact in sich hat. Recha ist von einem Manne erzogen ohne gleichberechtigte Mitwirkung einer Frau; ja wir sehen durch das ganze Stück, daß Nathan viel damit zu thun hatte, den Einfluß der Daja abzuwenden. Es ist bedeutsam, daß nicht ein Einzelner einen Menschen nach seinen Principien bilden kann; die Umgebung (und hier concret der Dienstbote) wirkt mit. Es treten Einflüsse ein, die nicht abzuwehren sind und jedes Kind

wird, so zu sagen, von Repräsentanten seiner Zeitgenossenschaft und nicht von einem Einzelnen erzogen. Es gelang Nathan, seine eigene Anschauungsweise in Recha vorherrschend geltend zu machen, denn wir sehen sie stets kritisch und ablehnend gegen die Einflüsterungen der Daja. In dieser wesentlich vom Manne allein großgezogenen Mädchenseele zeigt sich eine Bestimmtheit des Wesens, die nur unter solcher Voraussetzung herausgebildet werden konnte.

Ich möchte hier zugleich noch einen negativen Zug als charakteristisch hervorheben. Das musikalische Element fehlt in dem ganzen Stück, wie besonders auch in Recha. In den Mährchenspielen Shakespeares klingt es immer von Lied und Saitenspiel, weil darin in jene Weiten des Seins und in jene Regionen des Empfindens gegriffen ist, wo das bestimmte Wort allein nicht mehr ausreicht. Hier aber — und das orientalische Costüm hätte solches nicht ausgeschlossen — ist das ganze Reich der Musik ein ungenanntes und ungekanntes. Es lag aber nicht blos im Wesen Lessings — das nach seinen eigenen Bekenntnissen der Musik fern stand — es liegt vielmehr im ganzen Inhalt dieses Stückes, daß Alles ausgeschieden bleibt, was sich der festen Begriffsbestimmung entzieht. Das eben hat dahin geführt, daß man über der Verstandeshelle des Inhalts die ganze phantastische Grundlage der Handlung und der Composition überhaupt leichter übersah.

Recha ist im freien Aether des Geistes aufgewachsen, das allgemein Humane ist in ihr zuerst ausgebildet

worden, während es sich sonst geschichtlich aus der Besonderheit von Volks- und Religionsgenossenschaft entwickelt. Wir sehen in Recha bereits die Erbin oder so zu sagen die zweite Generation von Nathans Weisheit und doch in individueller Ausbildung; Recha hat die Ergebnisse scharfen Denkens und schwerer Erfahrungen lauter in sich, und jenes oben Angedeutete, daß nicht der Lehrgehalt einer Confession maßgebend ist, wird von Recha im Gespräche mit Daja scharf ausgedrückt:

„Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserem Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Deja,
Das hat mein Vater uns so oft gesagt."

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß der Dichter uns ihr allgemeines Denken und Empfinden, die Grundlagen ihres Wesens, Entstehung und Bestand derselben im fünften Akt, in der Scene mit Sittah auslegt. Es erscheint beim ersten Blick auffällig, ja anfremdend, daß hier von einer literarischen Verhandlung ausgegangen wird, aber es ist nöthig, daß wir wissen und erfahren, daß Recha nichts aus Büchern gelernt hat, ja daß sie „kaum lesen kann," und doch empfindet sie so rein und denkt so klar. Sie hat mündlich aus lebendiger Lehre und bei ganz bestimmten Anlässen den Gehalt höchster Geistesbildung empfangen, der sich in aller Schrift verhärtet und mit Fremdem vermischt. Die ersten Lehrer der Menschheit haben wesentlich durch das mündliche Wort gelehrt, und vom lebendigen Athem entflammte

der Geist in ihren Jüngern; so ist auch Recha ein Zögling der unmittelbaren lebendigen Humanität. Der Dichter stellte sie uns so hoch, daß er Nathan selber sagen läßt: „Recha wäre es werth (einen Engel von Angesicht zu Angesicht zu sehen) und würde an ihm nichts Schöneres sehen als er an ihr.“ Recha hat etwas von den dialektischen Schraubenwindungen Nathans und sie weiß damit den verschlungenen Wegen des Fanatismus und des Egoismus nachzugehen. Sie sagt von Daja: „Sie

Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen, —
Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn ist's wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehen, der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?
Es müßte möglich sein, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. —
Auch ist's das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,
Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten, gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem schmeichelt's doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer,
Von wem's auch sei, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müss' einmal auf ewig uns entbehren!“

Wir bemerken in dieser ganzen Darlegung bei genauer Einsichtnahme eben so viel scharfe Blicke in das Wesen des Menschen im Allgemeinen, wie in die Besonderheiten fremder und eigener Individualität. Und wenn sich auch nicht läugnen läßt, daß das siebzehnjährige Mädchen (es wird mehrmals hervorgehoben, daß sie dieses Alter hat) schon in dieser einzigen Rede mancherlei darlegt, was zumal in ihrer Abgeschiedenheit nicht ursprünglich in ihr selbst entstehen konnte, daß sie es vielmehr überkommen hat, so läßt sich doch auch wieder nicht verkennen, daß sie das Gegebene in besonderer Weise und frei schaltend sich zu eigen gemacht.[1] Wie sie zum Empfangen neuer Lehre stets bereit ist, spricht sie selber gleich im Anfang über sich aus: (1. Aufzug. 2. Auftritt.)

„Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wüßt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.
Vielmehr, du läßt dich gern belehren."

Lessing läßt zugleich Recha den großen Grundsatz seines Lebens und Denkens in concreter Weise erfüllen. Nicht Wahrheit, ja nicht die Wahrheit in einer positiven Form ist in letzter Instanz entscheidend und macht den

[1] Ihre Sprechweise hat Recha von ihrem Pflegevater. Wendungen wie: „Meine gute böse Daja kann das wollen, will das können," sind Nathanisch. Sonst sind die Personen dieses Drama's auch sprachlich individuell charakterisirt, besonders der Klosterbruder, aber auch der Tempelherr und der Patriarch haben ihre eigenthümliche Redeweise.

Adel des Menschen aus, sondern die Wahrhaftigkeit, das Denken, Empfinden und Handeln aus der wirklichen, innerlich erkannten und treu festgehaltenen Natur. Den höchsten Ausdruck der Verehrung, den Recha gegen Sittah ausspricht, faßt sie darin, indem sie sagt: (5. Aufzug. 6. Auftritt.)

„Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich ....“

Vor dem vollendeten Werke erscheint es uns jetzt kaum anders möglich, als daß der Dichter zu Dem, was er mit Recha wollte, eben diese Gestalt und in dieser Weise hinstellen mußte. Das ist eben das Siegel vollendeter Künstlerschaft, daß das Gegebene wie naturnothwendig erscheint, und wir können nur die weise Gesetzlichkeit des Gewordenen daraus erkennen. Der Dichter hat wohlweislich zu dieser Figur im Mittelpunkte nicht einen Knaben gewählt. Das Mädchen, das nicht in die Welt hinaus muß, kann zur keuschen, von allem Widerstreit unberührten Priesterin der Humanität gebildet werden; sie ist aber nicht Priesterin — das ist noch ein Wort, ein Bild aus der isolirten und hier harmonisirten Welt — das Menschenkind, das hier erscheint, ist Altar und Tempel und Priester in sich: der Vater ein Muselmann, die Mutter eine Christin, der Pflegevater ein Jude, so ist das Menschenkind rein und voll in sich, und alle Unterschiede sind in ihm gelöst.

Hier ist in einfacher Werkthätigkeit die Psyche des Menschenkindes, in welchem selbst und durch welches alle

Unterschiede sich geeint finden. Freundesliebe (Nathan und Al-Hafi), Bruderliebe (Saladin und Sittah, und zuletzt der Tempelherr und Recha), Vaterliebe, Kindesliebe (Nathan, Recha), allgemeine Menschenliebe (Klosterbruder, Saladin, Nathan), das sind die Saiten, die hier klingen, jede in ihrem besondern Ton, und doch eben damit zur reinen Harmonie sich zusammenschließend.

8. Nathan und Shylok.

Zwei italienische Novellen gaben das Thema zur Gestaltung der beiden Extreme in der gesellschaftlichen und geschichtlichen Stellung der Juden. Nathan und Shylok sind die Repräsentanten der Theaterjuden geworden und haben eine sehr weit verzweigte Bühnendescendenz. Das Theater greift am liebsten zu solchen Gestalten, die sich gleich in der Erscheinung an sich charakterisiren; Fürsten, Soldaten, Jäger, das sind Erscheinungen, die sich leicht kenntlich präsentiren, und der Jude, wie er in der Regel aufgefaßt wird, gehört mit dazu.

Shakespeare hat im Kaufmann von Venedig die Novelle des Giovanni Fiorentino, der den Stoff den Gesta Romanorum entnahm und ihn geradewegs umkehrte, wesentlich benützt. Er hat aber auch die ursprüngliche Erzählung wahrscheinlich gekannt, da er die Namen Shylok, Antonio, Jessika, Portia von da aufnahm.[1] Es ist auffällig, daß Shakespeare die Handlung

[1] Schon Niebuhr hat in seiner römischen Geschichte (1, 46) in einer Anmerkung „über die Umkehrung der Sagen" bemerkt: „Im

nicht nach Rom verlegte, wo sie vorging, sondern, dem Pecorone folgend, nach Venedig, und diesem nach ließ er von Shylok das ausgehen, was gerade ihm geschah, und schon psychologisch betrachtet, erscheint es weit angemessener, daß die Spitzfindigkeit dem Shylok zugetheilt wird als, wie im Drama, der Gegenpartei. Lessing dagegen hat den „Keim" streng folgerecht weiter ausgebildet. Beide Novellen gehören in jene Rubrik, wie man durch erfinderische List sich aus Gefahren rettet, und nichts ist vergnüglicher für den Geist, als die Wahrnehmung solches überraschenden Reichthums. Die Spannkraft, die in Bedrängnissen sich zeigende Energie muthet die Seele des Zuschauers mit belebender Lust an. Shakespeare hat die ihm vorliegende Novelle als Episode gefaßt und jedes Einzelne spiegelt die Idee des Ganzen wider: die souveräne Beherrschung des Lebens durch freies Geistesspiel. Lessing hat die Novelle zum Mittelpunkt gemacht und dazu eine Episode erfunden. Dies verändert die ganze Haltung der beiden Dramen und die Betonung der Charaktere. Lessing sagt ausdrücklich,

sechzehnten Jahrhundert findet sich die Novelle von Shylok als wirklich geschehen so erzählt, daß es ein Christ ist, dessen teuflische Unerbittlichkeit gegen einen Juden durch den Spruch eines klugen Richters, des Papstes Sixtus V., vereitelt wird." Simrock hat nun zwar (Quellen des Shakespeare. Bd. 3. S. 188) auf den Pecorone und die Gesta Romanorum, sowie auf das englische Stück the Jew als die ältere Quelle hingewiesen, Dr. Steinheim hat jedoch die ursprüngliche Novelle in der Zeitschrift: „Der israelitische Volkslehrer," Jahrgang 1855, S. 388, übersetzt, ohne leider die Quelle näher anzugeben, aus der sich, wie oben bemerkt, die Benutzung der Namen evident erweisen ließe.

daß er zu dem Mährchen des Boccaz nur eine Episode erfinden wollte, während es sich bei Shakespeare zeigt, daß er den Juden episodisch behandeln wollte, dieser aber unversehens darüber hinausragte. In beiden Novellen ist es wesentlich auf ein Judenprellen abgesehen. Die lustig und die selbstherrlich sich tummelnde Welt (bei den Venetianern farbiger und heller, bei dem Sultan autokratisch dargelegt, aber nicht minder kenntlich) will sich das Ergötzen machen, einen Juden zu fangen und zu prellen; aber er weiß sich schlau und geschickt aus der Schlinge zu ziehen. Auch Saladin will anfänglich und selbst noch später den Juden mit souveränem Belieben tractiren. Er sagt: [3. Akt, 7. Auftritt.]

> „So gewiß
> Ist Nathan seiner Sache? Ha! Das nenn'
> Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
> Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
> Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!"

Ja, sogar noch gegen den Schluß will er wegen Recha's scharf gegen den Juden losgehen. Er wird nur zur humanen Erkenntniß endlich bekehrt. Shakespeare dagegen hielt den herrschenden Carnevalston fest. Die venetianischen Cavaliere brauchen den Juden nur zum Geldborgen und sie erlustigen sich an seinen Absonderlichkeiten und Grimassen; weiter geht er sie nichts an, als daß sie sich etwa einen gnädigen Spaß mit ihm machen.

Die eigentliche Melodie des Kaufmanns von Venedig mit seinem leichtlebigen mährchenhaften Spiel ergiebt die Harmonisirung eines vielfach verschlungenen

Thema's. Die Freundschaft und Generosität verpfändet sich bei dem Haß und der Geldgier für die Liebe, und die Liebe siegt. Aber in der Instrumentation wurde der Baß, wie es scheint, zu stark, die lugubren Töne herrschen doch stark vor, und die Tanzweise dominirt nicht mehr ganz eigentlich; denn mitten in der Arbeit wuchs dem Dichter der Stoff über die eigentliche Intention hinaus. Shylok wurde zu groß für das bloße Judenprellen im Carneval, er überragt die ganze maskenspielende, leichtfertige, herrschende Umgebung. In der ganzen Anlage des Stückes sollte Shylok eigentlich eine komische Person sein, über die man lache. Die Schadenfreude, die er fortwährend zur Schau trägt, sollte alles Mitgefühl für sein Leiden auflösen. Aber er gewinnt bei allem persönlich Verabscheuungswürdigen eine Sympathie, die dem widerspricht. Es ergab sich dem Dichter bei Behandlung dieses maskenspielenden Carnevalsthums ein Mißverhältniß, wie bei Heinrich IV. mit Falstaff. Auf diese Weise erscheinen beide komische Figuren als Parallelen. Sie wuchsen dem Dichter aus der Episode heraus und wurden unwillkürlich zu Mittel- und Hauptfiguren. Indem Shakespeare den Juden vorhatte, der zum Fastnachtsschwank dienen sollte, gab er ihm entsprechende Züge und diese blieben stehen, obgleich die Figur sich änderte und anders stellte. „Ich wollte, meine Tochter läge todt zu meinen Füßen und hätte meine Juwelen in den Ohren! wollte, sie läge eingesargt zu meinen Füßen, und die Dukaten im Sarge!" Hiemit drückt ihn der Dichter in die tiefste Barbarei hinab und entfernt ihn von aller Sympathie, so daß

sein Schmerzensschrei jeder Art nur Lachen erregen soll. Dieser Zug und noch einzelne andere gehören dem Gehänselten an, mit dem gewissermaßen ein neues, wenn man hier so sagen kann, vergeistigtes Gladiatorenspiel aufgeführt werden soll, zur Erlustigung der herrschenden Nobili. Aber Shakespeare konnte dennoch den Träger des Hasses nicht vollkommen hassenswerth ausstatten, und so daß er in seinem Pathos nur komisch erscheine. Ich glaube nicht, daß nur ein Jude das heraus empfindet. Es giebt einen Aufschrei innerster Qual, der nicht mehr lächerlich sein kann. Indem der Dichter den entsetzlichen Groll und die wühlende Rachsucht aus erfahrener Mißhandlung motivirte, erweckte er über den Abscheu hinüber eine Theilnahme, die der sich abspielenden Heiterkeit Eintrag thut. Denn es ist ein tiefer Zug der Menschennatur, daß Mitleiden leichter erweckt ist und nachhaltiger bleibt als Mitfreude. Indem der Dichter diese tragische Saite anschlug und nach seiner großen Weise voll tönen ließ, indem er in dieser Figur ebenfalls die tragische Sympathie des Judenschmerzes erweckte, ergeben sich für den Einzelcharakter wie für das Ganze unvereinbare Zugaben, und so bleibt ein Bruch im Calcul des Stückes, der nicht aufgeht.

Die Forderung des Pfundes Fleisch ist gleich von Anfang an ein mährchenhaft, so zu sagen typisch gefaßter Ausdruck für den Haß; diese Forderung setzt uns nicht eigentlich in Furcht, weil wir nie an die Ausführbarkeit denken, aber eigentlich komisch wirkt das auch wieder nicht. Man empfindet nur einen widerwärtigen Schauder.

Wollte der Dichter neben und an dem Uebermuth der carnevalistischen Lebenslust die unterlaufende Grausamkeit und Rohheit zeigen, die sich zuletzt noch darin gipfelt, daß Shylok alle seine Habe dem Christen überliefern und selbst noch wie zum Spaß Christ werden und damit auch noch sein geistiges Besitzthum aufgeben muß? Will der Dichter mit Allem nur witzig spielen, wie mit der Justiz in der Verkleidung, wie mit Liebe, Treue und Haß? Man mag es drehen und wenden wie man will, es bleibt eine Incongruenz in diesem Stücke.

Das hindert freilich nicht, auch hier den höchsten Dichtergeist zu bewundern, denn dieses Schaubarmachen zweier Welten, die so nahe zusammengerückt sind, gehört zu den schönsten dichterischen Ausführungen. Es ist, als träten wir aus schimmerndem und klingendem Tanzsaale in eine dunkle Gasse, wo Vereinsamung und Trübsinn waltet; die Vergrämung und Herzensverhärtung auf der einen, und die jauchzende Lust, das glückselige übermüthige Spiel mit dem Dasein sind nie glänzender und in allen einzelnen Zügen bedeutsamer herausgearbeitet worden. Dennoch aber hat das Stück seinen allseitig lustigen Charakter — den es offenbar haben sollte — eingebüßt, und man kann es als einen Sieg der höchsten Idee betrachten, daß dem so ist. Nur mit relativen Beziehungen läßt sich übermüthig heiter umspringen; sobald das Ewige und Absolute angeschlagen wird, thut sich ein innerer Widerstreit auf. Es ist an sich widersprechend, eine komisch behandelte Figur tragisch enden zu lassen; das eine oder das andere Element muß dabei Noth leiden.

Lessings Nathan ist der gerade Gegensatz des Shakespeareschen Shylok. Auch er hat das Elend mit empfunden, das allgemein historisch und social den Juden auferlegt ist, aber er hat sich zur Weisheit durchgearbeitet. In seinem ganzen Wesen zeigt sich bei jeder ersten Begegnung etwas Gedrücktes, ja fast scheu Furchtsames der Welt gegenüber. In der Scene, wo er den Mantel des Tempelherrn küßt: (2. Aufz. 5. Auftritt.)

Nathan.

Ich möcht' ihn küssen gleich
Den Flecken! Ach, verzeiht! — ich that es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

und in seiner ganzen Haltung zeigt sich, wie viel Unbill er erfahren und wie er sie zu ertragen weiß. Alles, was Schicksal und Menschen über ihn verhängen, macht ihn nicht irre. „Und doch ist Gott!" das ist das Wort, das sich ihm herausringt nach dem entsetzlichsten Ungemach und der verzehrendsten Trauer. „Und doch ist Gott!" In diesem Doch liegt der ganze sich ermannende Gegensatz, der alles Widersacherische, was Natur und Menschenwille verhängen, niederkämpft. Es ist eben der Ruf eines lebengebliebenen Laokoon. Und wie Nathan an Gott glaubt, trotz der herbsten, unerklärlichsten Schicksalsschläge, so glaubt er auch unverwüstlich an die Güte der Menschen, trotz ihrer grausamen, gemüthszerstörenden Thaten, und aus diesem Glauben heraus erweckt er die Güte in sich und die in andern.

Auch Nathan ist Jude, in sich hat er sich aber von allen Schranken der Nationalität befreit. (Zum Tempelherrn 3. Aufz. 8. Auftritt.)

— — Wir haben beide
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude
Als Mensch? Ach wenn ich einen Menschen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heißen.

Shylok und Nathan sind Kaufleute; auch im Nathan ist der Kaufmann immer hervorgehoben, und er selber kommt immer geflissentlich darauf zurück. Der Kaufmannsstand Shyloks ist inmitten seiner christlichen Standesgenossen im handeltreibenden Venedig ohne besondere Bedeutung. Hier im Nathan sind die beiden Repräsentanten der durch Staatsgewalt herrschenden Religionen, Christenthum und Islam, Krieger. Im Saladin wie im Tempelherrn wird der Soldat immer besonders hervorgehoben. Sie sind die auf dem Wahlfelde der Geschichte thätigen Elemente, während der Jude in seiner zur Ruhe gesetzten äußeren geschichtlichen Situation nur noch in der vermittelnden Stellung des Kaufmanns erscheint. Lessing machte aus dem Nathan nicht etwa einen Rabbi, einen Berufsgelehrten; denn — abgesehen davon, daß er ihm hiedurch Beziehungen gegeben hätte, die hier störend eingriffen — es handelt sich darum, die Bethätigung der Religiosität in Menschen von nicht theologischem Berufe zu erweisen. Und das Stück wäre ein völlig anderes und verliefe sich in die Gegensätze

des Lehrgehaltes der drei Religionen, statt in die des Lebens, wenn etwa drei Geistliche die verschiedenen Confessionen hier repräsentirten.[1]

Shylok hat einen Glaubensgenossen zum Freunde, er bedarf zu seinem Thun des Vertrauten, er muß seine Schadenfreude einem Menschen kundgeben; Nathan dagegen steht allein, und damit, daß er nur durch den Geist mit den Menschen verbunden ist und, in sich beseligt, allein sein kann, prägt sich ein weiteres Merkmal der Weisheit aus. Shyloks Gestalt läßt sich, in einer andern Kunst gegeben, als die Figur des Pharisäers auf dem Bilde Titians, „der Zinsgroschen," denken; da ist alles wild, gewaltthätig, trotzig. Giebt es aber wohl eine Figur in der bildenden Kunst, die wir uns als Lessings Nathan denken können?

Nathan und Shylok sind ethische Pole von Liebe und Haß, wie der positive und negative Pol der Electricität, und sie sind die beiden Pole einer und derselben Kraft, denn der Haß erscheint als Drang zur

[1] Eine eigenthümliche Parallele ließe sich auch im Verhältniß Nathans und Shyloks zu ihren Dienstboten finden. Lanzelot läuft davon, er vertritt so recht eigentlich die gewöhnliche Volksmeinung, und Shylok hat natürlich kein rechtes Verhältniß zu ihm; auch Nathan hat mit Daja mancherlei zu kämpfen, aber er weiß sie durch Scherz und gütige Freigebigkeit zu bewältigen. Lanzelot nennt seinen Herrn eine „Art von Teufel", Daja dagegen weiß dem ihrigen eigentlich nichts Böses nachzusagen. In der Art, wie, buchstäblich genommen, hinter dem Rücken von der nächsten Umgebung über die Persönlichkeiten gesprochen wird, lernen wir sie in neuer Weise kennen, und es wird damit der eigenen Anschauung berichtigend und ergänzend nachgeholfen.

Zerstörung desjenigen, dessen man in Liebe nicht habhaft werden konnte.

In Shylok, einer durch und durch leidenschaftlichen und dämonischen Natur, wird die erfahrene Unbill zu Kampf und Haß; er hat in seiner Art etwas Kriegerisches, wenn er auch nach der gegebenen Situation nur tückisch schleichend sich auslassen kann. Er pocht auf sein Naturrecht, wie zuletzt auf das Gesetzesrecht, auf seinen Schein. Er kennt nichts von Resignation. Es ist Etwas in ihm von dem biblischen Simson und seinem Rufe: „Meine Seele sterbe mit den Philistern!“ Auch Nathan hat nichts von der eigentlichen Resignation, er verzichtet nicht auf die Menschengemeinschaft, auf die Bethätigung und den Sieg der Wahrheit; aber in seiner ganzen speculativ angelegten Natur hat er alles Stürmische abgethan, er kann ruhig warten, ist bei allem Streben nach Anschluß doch auch wiederum sich selbst genug; er weiß, nach einem Aristotelischen Ausdruck, das endliche Leben unsterblich zu machen, die endliche Erscheinung der Dinge in ihrer ewigen Gestalt zu fassen, so daß ihn in gleichmäßiger Gelassenheit nichts Widersprechendes beirrt und er in allem das nur verdunkelte Reine noch heraus findet. „Die Schale kann nur bitter sein, der Kern ist's sicher nicht,“ sagt er im Monolog beim Anblick des Tempelherrn und diesem selbst, als derselbe ihn mit Wegwerfung hart gekränkt: „Groß und abscheulich!“ Er übersieht über dem Abscheulichen das Große nie, so im Einzelnen wie im Ganzen. Zu dieser beständigen Scheidung des Wahren und des Wirklichen, wie im individuellen so auch

im universellen Leben, ist der Jude besonders gedrungen. Der Jude, nicht unmittelbar mit eingeschlossen in die großen weltgeschichtlichen Ereignisse, im socialen Leben in „fragwürdiger“ Situation, ist zugleich ein Barometer der Humanität. In der Art, wie sich das Denken und Verhalten der unmittelbar weltbestimmenden Völker und Genossenschaften zu ihm stellt, ergiebt sich ihre Stufe der humanen Entwicklung. Diese immer wieder auf sich selbst zurückgeführte Weltbetrachtung führt aber auch leicht zur Empfindsamkeit. Empfindsamkeit und Menschenhaß grenzen nah an einander, ja in ihren feinsten Wurzeln sind sie oft Eins: jene ist nur selbst unglücklich, dieser greift nach außen. Empfindsamkeit blutet aus tausend kleinen Wunden, der Haß aus einer großen, die er in leidenschaftlicher Gegenwehr vergessen will oder vergißt. Die ächte Humanität erfüllt sich erst dann, wenn sie subjectiv und objectiv, oder vielmehr passiv und activ zugleich ist. Ein Jude, der es dahin bringt, über allen Widerstreit hinüber das Leben aus sich heraus zu gestalten, alle Versündigungen an ihm nur als Irrthum zu fassen, und nicht nur an die unverwüstliche reine Menschlichkeit in Andern zu glauben, sondern sie auch aus sich zu bethätigen, an sich selber nichts zu beschönigen — als solch ein Ideal und doch Zug für Zug mit unmittelbarer Lebenskenntlichkeit ausgestattet, steht Lessings Nathan da.

Shakespeare kannte keinen Juden. Es lebten zu seiner Zeit keine Juden in England, die erst unter Cromwell wieder das Niederlassungsrecht erhielten. Shakespeare dichtete aus der allgemeinen Vorstellung

heraus, wie sie sich in der Volkssage und der gewohnten Betrachtung einmal festgesetzt hatte. Er schuf daraus diese gewaltige Figur, die, wenn auch im Verhältniß zum ganzen Drama künstlerisch unharmonisch, doch in großen Umrissen gehalten und ausgeführt ist. Es ist dagegen eine jener wunderbaren Fügungen der Geschichte, die um so größer sind, weil sie sich geräuschlos und mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit erfüllen, daß eben in dem Beginn der Humanitätsepoche, wie sie sich zunächst ideell und literarisch bei uns in Deutschland ausgebildet, das bisher isolirte Leben der Juden sich mit hinein verflocht. Dem hellsten und muthvollsten Vertreter der Humanität erschloß sich eine intime Erkenntniß jüdischen Seins und Strebens. Mit Moses Mendelssohn, dem Freunde Lessings, begannen aber auch die deutschen Juden gleichzeitig thätig Theil zu nehmen an dem Ausbau der Erkenntniß.[1]

An die Thatsache, daß diese beiden Dichtungen bereits gegebene Stoffe künstlerisch zubereiteten und gestalteten, schließt sich die Betrachtung, daß gerade Dichtungen solcher Art aus der Seele der Berufenen eine Dauer und eine Vollendung gewinnen, wie nicht leicht

[1] Wie sehr das Vorurtheil damals noch selbstverständlich war, zeigt z. B., daß sogar der so fromm milde Gellert sich nur schwer von der Vorstellung emancipiren konnte, daß es noch andere Juden gebe, als er auf dem Brühl in Leipzig zu sehen gewohnt war; denn er schreibt nach Erscheinen von Mendelssohns Schrift, am 24. Januar 1756 an Rabener: „Die Briefe von den Empfindungen sind das Werk eines jungen Juden in Berlin, der auch Wolf's Leben herausgeben will. Ein Jude! Ja. Sollte die Nation gar noch fruchtbar an witzigen Köpfen werden?"

die Behandlung eines aus individueller Empfindung entnommenen Stoffes. Der Künstler ist es, der das lange Stottern, den unbehülflichen Ausdruck endlich articulirt. Wie in der Atmosphäre Kräfte schweben, die sich in organischen Gestaltungen setzen und neu bilden, ähnlich geht es auch mit den Werken der Dichtkunst, zumal solchen, die an sich eine zweite Natur werden, so Homer, so die Nibelungen, so Shakespeare, Faust, Tell.

Das dichtende Individuum gewinnt durch Aufnahme des in der Volksdichtung Gegebenen eine höhere Macht, als bloß die Einzelerscheinung eines Menschen in sich schließt. Und wenn Shakespeare die reine Erfindung, jene Machtvollkommenheit preist und im höchsten Maaße bethätigt hat, „die das Nichts stehen heißt," so sind doch jene Dichtungen, die gleichsam einen umwandelnden Geist erlösen, indem sie ihm durch die Kunst frisches und unsterbliches Leben erwecken, die eigentlich ewigen. Aus ihnen bildet sich jene zweite Welt, die neben der unmittelbar faßbaren steht und keinen Tod kennt.

9. Schiller und Goethe über Nathan.

Am 28. November 1801 wurde in Weimar Lessings Nathan, von Schiller für die Bühne eingerichtet, zum Erstenmal aufgeführt. [1] Schiller hatte das Stück ein-

[1] Wenn auch streng historisch genommen nach dem Nachweise, den Eduard Devrient (Geschichte der deutschen Schauspielkunst, Bd. 3, S. 264) giebt, das Stück bereits 1783 vier Tage nach einander von Döbbelin in Berlin und im August 1801 in Magdeburg aufgeführt.

gerichtet und Goethe sagt von ihm (Ueber deutsches Theater. S. 578): „Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilia Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowohl als Minna von Barnhelm in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan dem Weisen, und nach seiner Redaktion, wobei er die Kunstfreunde gern einwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lange halten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen." Schon sechs Jahre vor dieser ersten Aufführung des Nathan hatte Schiller in seinem, namentlich für Producirende unschätzbaren Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung" (in den Horen 1796) sich wiederholt vom künstlerischen Standpunkte über Lessings Nathan ausgesprochen. Bei Gelegenheit des Verhältnisses der modernen Dichtung zu dem populären Bewußtsein, wobei er darauf hinweist, daß „Molière als naiver Dichter es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen durfte," sagt er: „Aber ich wollte nicht rathen, daß mit den Klopstock'schen Oden, mit den schönsten Stellen im Messias, im verlorenen Paradies, in Nathan dem Weisen und vielen andern Stücken eine ähnliche Probe angestellt würde." Man ersieht schon aus dieser Zusammenstellung, daß Schiller den eigentlichen Gehalt des Nathan in eine Sphäre versetzt, die nicht mehr die unmittelbar poetische

wurde, so darf man doch sagen, daß es erst durch die Weimarische Aufführung vollkommen für die deutsche Bühne gewonnen wurde.

ist. Tiefer geht er auf die Structur des Nathan ein, indem er weiterhin sagt: „Diese Freiheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreiheit, wenn sie durch einen Affect gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreiheit künstlicher Weise und als Experiment aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweist; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreiheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theoretisch, auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebiet, aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum, vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessiren; der Komiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst ist natürlich auf beiden Seiten um so größer, je mehr der Gegenstand des einen abstrakter Natur ist, und der des andern sich zum Pathetischen neigt.“ In einer Anmerkung hiezu sagt er: „Im Nathan dem Weisen ist dieses nicht

geschehen, hier hat die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet. Aber Lessing wußte selbst, daß er kein Trauerspiel schrieb, und vergaß nur, menschlicher Weise, in seiner eigenen Angelegenheit die in der Dramaturgie aufgestellte Lehre, daß der Dichter nicht befugt sey, die tragische Form zu einem andern als tragischen Zweck anzuwenden. Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit blos zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Comödie abgegeben haben. Dem letzteren Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem ersteren das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wohl keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts am meisten beruht."

Es ist schwer, gegen eine Darlegung, die die strengen Kunstgesetze unbeugsam hinstellt und, wie hier, aus der tiefsten Selbsterfahrung eines so hohen schaffenden Geistes begründet, einen beschränkenden Einwurf zu machen.

Wer das Absolute will, hat immer Recht, und jeder Hinweis auf Berücksichtigung des Gegebenen und demgemäß nothwendige Concession erscheint zugleich als weitere Bestätigung; dennoch mag geltend gemacht werden, daß die Forderung, aus dem Nathan eine Comödie zu machen, sich auf jenes kategorische Entweder-Oder gründet, das auch in der Kunst sich nicht ohne Tyrannei festsetzt, zumal, wenn es die Mannigfaltigkeit, die noch in dem Einen und dem Andern enthalten ist, nicht näher auslegt. Allerdings will Schiller nicht,

daß Nathan eine Comödie im banalen Sinne werde, denn er sagt im weiteren Verlaufe des Angeführten: „Wenn also die Tragödie von einem wichtigeren Punkt ausgeht, so muß man auf der andern Seite gestehen, daß die Comödie einem wichtigeren Ziel entgegengeht, und sie würde, wenn sie es erreichte, alle Tragödie überflüssig und unmöglich machen. Ihr Ziel ist einerlei mit dem höchsten, wornach der Mensch zu ringen hat, frei von Leidenschaft zu sein, immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen, überall mehr Zufall als Schicksal zu finden und mehr über Ungereimtheit zu lachen, als über Bosheit zu zürnen oder zu weinen." Es ist wohl anzunehmen, daß Schiller bei diesen letzten Ausführungen doch unmittelbar das Vorbild des Nathan vorschwebte, und es mag gestattet sein, hinzuzusetzen, daß, wenn Schiller das Mährchenspiel hier unmittelbar im Bereich der Comödie genannt, und das Mährchenhafte dieses dramatischen Gedichtes sich näher vorgerückt hätte, er dem Nathan jene höchsten Attribute der Comödie, wie er sie oben angiebt, geradezu zuerkannt haben würde.

Es darf hier aber auch hinzugefügt werden, daß Schiller selbst wenige Jahre nach den angeführten theoretischen Ausführungen sein Entweder-Oder selber überschritt und zwar mit einer seiner erhabensten Produktionen. Schillers Wilhelm Tell ist ein Schauspiel wie Lessings Nathan. Indem Schiller, mit ethischer und künstlerischer Bedachtsamkeit zugleich, die gegnerische Seite (Geßler) in scharfen grellen Zügen als schlechthin unberechtigt darstellt und den Helden so ausstattete, daß

er es vermag „immer klar, immer ruhig um sich und in sich zu schauen," hat er doch das Drama und mit Recht nicht in das Gebiet der Comödie verlegen können. Auf politischem Boden — allerdings dramatisch schaubarer — steht Tell in gleicher Kategorie der Kunst mit Nathan, der sich auf religiösem Boden bewegt.

Merkwürdigerweise nahm auch Goethe, wenn auch nicht wie Schiller „die frostige Natur des Stoffs" so scharf betonend, doch den Nathan, als ein Stück, „wo der Verstand allein spricht;" während es uns gerade scheinen will, daß in diesem Drama das was Spinoza als amor intellectualis bezeichnet, hier als individuelle Gemüthswärme sonder Gleichen sich ausspricht. Goethe sagt (die Rücksicht auf das Theatralische und Schauspielerische mehr im Auge): „Nachdem man durch die Aufführung der „Brüder" endlich die Erfahrung gemacht hatte, daß das Publikum sich an einer derben charakteristischen, sinnlich künstlichen Darstellung erfreuen könne, wählte man den vollkommensten Gegensatz, indem man „Nathan den Weisen" aufführte. In diesem Stücke, wo der Verstand fast allein spricht, war eine klare, auseinandersetzende Recitation die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler, welche denn auch meist glücklich erfüllt wurde. Was das Stück durch Abkürzung allenfalls gelitten hat, ward nun durch eine gedrängtere Darstellung ersetzt, und man wird für die Folge sorgen, es poetisch so viel möglich zu restauriren und zu runden. Nicht weniger werden die Schauspieler sich alle Mühe geben, was an Ausarbeitung ihrer Rollen noch fehlte, nachzubringen, so daß das Stück jährlich mit Zufriedenheit

des Publikums wieder erscheinen könne. Lessing sagte in sittlich religiöser Hinsicht, daß er diejenige Stadt glücklich preise, in welcher Nathan zuerst gegeben werde; wir aber können in dramatischer Rücksicht sagen, daß wir unserm Theater Glück wünschen, wenn ein solches Stück darauf bleiben und öfters wiederholt werden kann."

Es ist allerdings gewagt, gegen solche Aussprüche höchster Instanz auf eine Betrachtung hinzuweisen, die zur Reformirung derselben beitragen wollte, dennoch mag bei aller innigen Verehrung die Frage gestellt werden dürfen, ob nicht der Charakter des Mährchenspiels schon durch eine Darstellung in beschleunigterem Tempo, als wir sie zu sehen gewohnt sind, sich bestimmter herausarbeiten würde.

Von der Sucht des Publikums, immer nur wesentlich zu schauen, sagt Goethe die hohen Worte: „Möge doch die bekannte Erzählung Nathans (von den drei Ringen), glücklich dargestellt, das deutsche Publikum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu schauen, sondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben!" Die Stimmung, daß das Publikum auch zu hören versteht, scheint immer mehr verloren zu gehen und andererseits geht die Impietät der Intendanzen so weit, daß man es wagt, ganze Figuren (wie den Patriarchen) bei der Aufführung des Nathan auszuscheiden.

Es ließe sich denken, daß bei einer Erneuerung des Theaters, bei einer vollen Einsetzung der ihm zustehenden

Kunstwirkung — wobei allerdings nicht mehr täglich Theater gespielt werden könnte — wieder in Agirenden und Zuschauenden jene höhere Stimmung und Weihe erzeugt würde, deren Anforderungen man heute vielfach lächerlich, mindestens unkritisch findet. Man denke sich z. B. Nathan dargestellt von Menschen, die nicht abgestumpft sind von allerlei Unterhaltungsquark, man denke sich das Publikum, das eine Stimmung, ein Verlangen und Bereitsein für höhere Anregungen mitbringt, und solches fortgesetzt und festgesetzt für bestimmte der Kunst gewidmete Festtage, würde da nicht eine Macht und eine Erquickung sich ergeben, die zu den besten und nachdrücklichsten Erfolgen des Geistes gehörte?

10. Der Derwisch als zweiter Theil des Nathan.

„Ich bin mir eines Zieles bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann," so sagt Lessing selber von seinem Drama Nathan. Und wenn wir auch mit Bewunderung erkennen müssen, wie er sein Ziel erreicht, so ist es doch von Bedeutung, dem Gedanken nachzugehen, daß Lessing selber die volle Genugthuung nicht empfinden konnte, und dies drückt sich am deutlichsten darin aus, daß er wiederholt in seinen Briefen sagt, er wolle ein „Nachspiel, genannt der Derwisch, welches auf eine neue Art den Faden des Stückes wieder aufnähme und zu Ende brächte," dazu dichten. Auch ein Lessing ist mit dem Gedanken dahingestorben, seinem edelsten Werke noch eine höhere Erfüllung geben zu können. Zu einer solchen Fortsetzung

konnte er sich künstlerisch und philosophisch gedrängt fühlen. Philosophisch genommen ist über die humane Toleranz hinaus — die wesentlich eine Negation des Vorurtheils und der Beschränktheit ist — der positive Inhalt der Humanität noch nicht gesetzt. Künstlerisch betrachtet ist es von Bedeutung, daß im ganzen Drama keine müßige Person ist, keine, die bloß zur Füllung da ist, wie die Maler oftmals in den leer bleibenden Raum irgend eine Person, die nicht nothwendig zu dem Ganzen gehört, oder ein Geräthe setzen. Nur der Derwisch erscheint in der Oekonomie dieses Drama's als müßig und blos zur Füllung da, so vortrefflich er auch in Zeichnung und Colorit sich darthut; und schon daß er ohne Verletzung des organischen Fortgangs der Gesammthandlung daraus entlassen wird, und zwar aus bloßem subjectiven Belieben, weist darauf hin, daß er hier nur vorläufig auf der Scene erscheint, und der Dichter giebt uns selbst den Schlüssel dazu, indem er erklärt, sich diesen Charakter für eine eigene Dichtung vorbehalten zu haben.

Wer kann sich, auch bei noch so inniger Vertiefung in einen erhabenen Geist, vermessen zu erkunden, was unausgesprochen noch in ihm lag? Und dennoch mag es gestattet sein, eine subjective Andeutung hievon zu geben.

Im Derwisch wollte Lessing vielleicht oder selbst wahrscheinlich über die geschichtlich concrete Welt hinaus in die rein philosophische übertreten, und es scheint, daß er hier bloß noch das Individuum, wie es sich allein seine Welt ausbaut, zum Gegenstand wählen konnte. So wenigstens sind die Grundzüge im Charakter des

Derwisch bezeichnet. Mir scheint die Annahme zulässig, wenn nicht gar nothwendig, daß Lessing die Religion von der gemeindebildenden Kraft ablösen und ihr nur die individuale Consistenz zu geben suchte, und hiezu konnte dichterisch zunächst nur ein Mann gewählt werden, der außerhalb eines Staatsverbandes sein Leben vollzogen, wie es in der Absicht des Derwisches lag.

Im „Nathan“ giebt es noch Juden, Christen und Muselmänner, im „Derwisch“ waren diese vielleicht als Culturstufen bereits rückwärts gedacht und die Humanität erschien positiv an sich. Nach der vorliegenden Charakteristik des Derwisch scheint es zwar, daß er mehr als Gegensatz der Cultur, als eine innenlebende Einsiedlernatur gedacht ist.

> Nathan. — „Al-Hafi, mache daß du bald
> In deine Wüste wieder kömmst. Ich fürchte,
> Grad' unter Menschen möchtest du ein Mensch
> Zu seyn verlernen.“

Und der Derwisch selbst sagt:

> „Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
> Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.“

Und im letzten Gespräch mit Nathan spricht er es selbst aus: „ihm selbst zu leben,“ und doch ist vielleicht diese Anlage des Charakters nur als Grundlage für eine in der Weiterentwickelung große und dabei vorherrschend heitere, leichtlebige Natur gedacht. Al-Hafi erscheint hier im Gedichte immer in Hitze, in beständiger Eile, er ist nicht daheim in der Gegenwart, und

eben damit deutet der Dichter wohl an, daß er eine eigene Sphäre gewinnen muß. Es ist dabei wohl zu beachten, daß Lessing in diesem Drama und von seinem Boden aus naturgemäß nicht anders konnte, daß er aber auch sonst nicht auf eine in sich vollendete, aber abgelebte Culturstufe hinwies, wie sonst immer jenseits der Conflicte der Gegenwart auf das Griechenthum hingewiesen wird; er deutet hinaus nach einer neuen lebendigen Entwicklung aus dem Individuellen heraus. [1]

Man wird es nicht mißverstehen, wenn darauf hingewiesen wird, daß die Figur des Derwisch auch mit der tief revolutionären Zeiterscheinung Jean Jacques Rousseau's in Verbindung steht. Von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an zeigt sich in stürmischen Gemüthern ein rücksichtsloses Streben nach Befreiung des Individuums von aller Tradition, ein Verlangen, die Welt wieder aus dem eigenen Sein heraus zu gestalten, und demgemäß eine Isolirung von allen geschichtlichen und gesellschaftlichen Banden. In Rousseau gewann diese Stimmung ihren prägnantesten Ausdruck. Von den Corruptionserzeugnissen des Bildungsprozesses abgestoßen, drängte Rousseau zu seiner sogenannten Natur oder vielmehr zur Barbarei zurück, und es vollzog

[1] Lessing verlegte sein Werk in den Osten, von wo die religiöse Neugestaltung ausging. Er schrieb sein Werk inmitten des amerikanischen Befreiungskrieges. Er erlebte die staatliche Neubildung in Amerika nicht. Es ist von Interesse darauf hinzuweisen, daß Justus Möser in seinen zu Anfang der achtziger Jahre geschriebenen Briefen „Ueber die allgemeine Toleranz" bereits die staatliche Construction des neuen Princips verfolgen und demgemäß die Briefe „Aus Virginien" datiren konnte. (Mösers Werke Bd. 5, S. 293.)

sich in seinem eigenen Leben die Vereinsamung, indem er sich aus Liebe zu den Menschen an sich von den Menschen als solchen abschloß. Bei allem widersprucherregenden Selbstherrlichen hatte Rousseau doch auch etwas von jenem Adam Kadmon, jenem ersten Menschen der Kabbalah, der durch alle Zeiten an der Spitze der Epochen immer wieder erscheinen soll, um die Menschheit von der Tradition zu befreien, der Maaß und Richtung nur wieder im reinen, selbstgewissen Individuum finden und bestimmen soll. Jene Kraft, sich wieder als ersten Menschen, abgelöst von allen historischen Bedingungen, zu erkennen und seine Bestimmung zu erfüllen, hat etwas Befreiendes, wenn sie auch nothwendig den gegensätzlichen Kampf des auf geschichtliche Voraussetzungen gestellten Lebens und demzufolge ein Märtyrerthum hervorrufen muß, und wenn auch erst die Vereinigung von Natur und Geschichte die höhere Einheit darstellt.

Ist es auch als sicher anzunehmen, daß Lessing nicht die unmittelbare Erscheinung Rousseau's (der eben in dem Jahre, da dieses Gedicht ausgearbeitet wurde, starb) bei seinem Derwisch vorschwebte, so war er doch erfüllt genug von der ganzen Strömung seines Zeitlebens, und vor Allen steht ja das Dichtergemüth unter den Einflüssen der Zeitatmosphäre, die als Imponderabilien nicht fest zu bestimmen sind, so daß Lessing jenen allgemein herrschenden Trieb, der sich der überfeinerten Cultur gegenüber in einem gewaltsamen Cynismus gefiel, dichterisch wohl erkannte und danach jener Figur ihr Gepräge gab. Wir ersehen aber auch

faktisch aus Lessings Recensionen der Rousseau'schen Schriften, mit welcher Theilnahme er Wesen und Denkart des Mannes im Auge hatte, und wir dürfen uns diese bestimmt mitwirkend denken bei Ausbildung des Charakters des Derwisch.

Wir wissen nun zwar (aus Nicolai's Mittheilungen), daß Lessing ein ganz bestimmtes Modell zum Al-Hafi hatte; er nannte scherzweise schon früher oft den im Mendelssohn'schen Kreise lebenden Mathematiker Moses Abraham den Derwisch, denn auch in diesem hatte sich jener Zug, der in Rousseau sich als historisches Ideal zeigte, ausgebildet; aber man muß dabei im Auge behalten, daß sowohl die allgemeine Stimmung, die man als die Rousseau'sche bezeichnen kann, wie diese besondern Persönlichkeiten in der poetischen Gestalt selber nicht mehr als solche gefunden werden können; denn der Dichter macht aus allem Gegebenen ein Neues, Lebendiges, und so ist auch der Derwisch, wenn wir auch auf allgemeine und auf besondere physiognomische Züge hinweisen, doch wieder ein rein, frei geschaffnes Bild.

Nathan ist bei aller Klärung doch noch eine Dichtung der Opposition, die Gegensätze als verkörperte Persönlichkeiten bewegen einander, wenn sie auch nur leise einander berühren. Jede Persönlichkeit bewegt sich in sich und wird, angezogen und abgestoßen durch den Zusammenhang mit den Anderen, von diesen gleicherweise bewegt. Ist Nathan noch vielfach ein Werk der Opposition, so dürfen wir uns den Derwisch als ein Werk der reinen Position denken, wo ein

Individuum in sich oder für andere, jenseits alles Widerstreites, jenseits aller Gegensätze, die noch im Gedankenreiche schwebende Humanität positiv setzt, Symbole, Formeln, gebundene Gesetze dafür ausprägt, in denen die Welt aus ihrem innersten Leben heraus das Entgegenkommen ihres eigenen Geistes begrüßt, der sich nicht mehr mit Fremden schleppt, sondern rein das lebendige Dasein mit harmonischer Thätigkeit erfüllt.

Wie schon in der Charakteristik Recha's, so konnte noch weit weniger in der Ausführung des Derwisch an eine religiöse Robinsonade gedacht werden. Der Derwisch nimmt alle Apparate oder vielmehr alle Ergebnisse der historischen Bildung mit in die Einsamkeit, und muß mit ihnen, zunächst individuell, eine neue Lebensgestalt aufbauen.

Im Nathan treten die drei bestimmt ausgeprägten Confessionen auf; damit ist aber der ganze Umkreis der Menschheit noch nicht ausgemessen, und wenn Lessing seinen Derwisch sich an den Ganges zurückziehen läßt, so deutet er uns wohl darauf hin, daß er auch die indischen Völkerschaften in den großen Kreis der Mencheneinheit hereinzuziehen trachtete. Darum konnte ihm das Werk noch einer Fortsetzung fähig und bedürftig erscheinen.

Lessing entsendet aus dem Drama heraus eine Gestalt, die, wie er selbst sagt, hier episodisch erscheinen, in der selbständigen Fortsetzung aber als Mittelpunkt gedacht sein mußte.

Wir Deutschen dürfen, ohne des Vorurtheils geziehen zu werden, behaupten: ein Werk wie Nathan

faktisch aus Lessings Recensionen der Rousseau'schen Schriften, mit welcher Theilnahme er Wesen und Denkart des Mannes im Auge hatte, und wir dürfen uns diese bestimmt mitwirkend denken bei Ausbildung des Charakters des Derwisch.

Wir wissen nun zwar (aus Nicolai's Mittheilungen), daß Lessing ein ganz bestimmtes Modell zum Al-Hafi hatte; er nannte scherzweise schon früher oft den im Mendelssohn'schen Kreise lebenden Mathematiker Moses Abraham den Derwisch, denn auch in diesem hatte sich jener Zug, der in Rousseau sich als historisches Ideal zeigte, ausgebildet; aber man muß dabei im Auge behalten, daß sowohl die allgemeine Stimmung, die man als die Rousseau'sche bezeichnen kann, wie diese besondern Persönlichkeiten in der poetischen Gestalt selber nicht mehr als solche gefunden werden können; denn der Dichter macht aus allem Gegebenen ein Neues, Lebendiges, und so ist auch der Derwisch, wenn wir auch auf allgemeine und auf besondere physiognomische Züge hinweisen, doch wieder ein rein, frei geschaffnes Bild.

Nathan ist bei aller Klärung doch noch eine Dichtung der Opposition, die Gegensätze als verkörperte Persönlichkeiten bewegen einander, wenn sie auch nur leise einander berühren. Jede Persönlichkeit bewegt sich in sich und wird, angezogen und abgestoßen durch den Zusammenhang mit den Anderen, von diesen gleicherweise bewegt. Ist Nathan noch vielfach ein Werk der Opposition, so dürfen wir uns den Derwisch als ein Werk der reinen Position denken, wo ein

Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Zwanzigster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

konnte nur ein Deutscher schaffen, und es ist ein erhebender Zug, daß wir hinzusetzen dürfen, das deutsch-nationale Ideal ist auch zugleich das Ideal der Humanität.

Glückselig der Deutsche, dem es vergönnt sein wird, Lessing's niedergelegte Feder wieder aufzunehmen, und der zu sein, den Lessing selbst verkündete mit den Worten: „Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert.“



Berthold Auerbach's

gesammelte Schriften.

Erste, neu durchgesehene Gesammtausgabe.

Zwanzigster Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Schrift und Volk.

Grundzüge der volksthümlichen Literatur

angeschlossen an eine

Charakteristik J. P. Hebel's.

(Zuerst erschienen 1846.)



Inhalt.

Die Dichtung für das Volk,

mit besonderer Beziehung auf Hebel.

Ein Kranz auf Hebel's Haupt.

Es war ein schöner, linder Maiabend, es zog mich nach dem frischen, heitern Grün; ich ging in den Schloßgarten zu Karlsruhe. Die Nachtigallen schmetterten mächtig ringsum, die Finken und Amseln schlugen drein und von fernher schickte der Kukuk seinen Ruf. Ja, guck! guck! ruft's, wenn alles Leben neu erwacht. Laß von dem Vogel dich ermahnen, schau um dich, blick' aus den Kämpfen und Nöthen der Zeit auf die sich neu offenbarende Herrlichkeit der Natur!

Ohne daß ich's wollte, stand ich jetzt vor dem Denkmal Hebel's. Ein Kranz auf Hebel's Haupt! Was soll das bedeuten? Ich las die Inschrift auf dem schwarzen Sockel des Denkmals: J. P. Hebel, geboren den 10. Mai 1760.

Treue Freundeshände, vielleicht vor Alter zitternd, haben in stiller Morgenstunde dem geschiedenen heitern Genossen an seinem gestrigen Geburtstage den Kranz auf die Stirn gedrückt. Kein Gesang von Menschenstimmen ertönte zu deinem Lobe. Dort von dem blüthenbedeckten Kastanienbaum, aus Büschen und Hecken jubelten die Vögel so hell, wie in den Tagen, als du im einsamen Wiesenthal barfuß ihnen nachklettertest.

Warum trägst du deinen Kranz so einsam, du Mann des Volkes? Warum schauen uns nicht die tausend Dankesblicke Derer daraus entgegen, die du mit deinen lieblichen Gebilden erquicktest? Finden sie den Weg nicht her in den Schloßgarten, wo man dein goldglänzendes Haupt so verlassen aufgestellt? Sind die Augen der Menschen so gefangen von dem Frühling der Natur oder dem Frühling einer neuen Zeit? Oder liegt in der Erinnerung an dich ein Etwas, das die warme, nachhaltige Theilnahme hindert?

Wie bald sind die Todten vergessen!

Da drin, in jenem Eckhause der Ritterstraße, haben heute die Volksvertreter in großer Mehrheit die Acht und Aberacht über die Censur ausgesprochen.[1] Dem deutschen Volke, das an Biedersinn und Einsicht keinem nachsteht, muß doch endlich der volle freie Gebrauch seiner Geisteskräfte werden. Aufgeschlossen sei der reiche Schacht des Wissens und der Kraft, und alles Volk soll seiner inne werden.

Auch dein harmloser Weg, rheinländischer Hausfreund, wurde unterbrochen, da du an die Schranken der Censur anpralltest, du zogst dich verdrossen zurück. Das ist eine der traurigsten Folgen der geistigen Bevormundung, daß sie auch die harmlosesten Naturen verscheucht oder zu verbitterten umwandelt.

Wenn wir noch heute — unter den Schranken der Gewalt, der überkommenen und der erneuten Knechtschaft und der Ueberfluthung durch die Ausländerei —

[1] S. die Badische Landtagszeitung vom 11. Mai 1844.

den Frohmuth und den unverwüstlichen Kern des Volkes wach zu rufen und zu entfalten trachten, dürfen wir auch der Altvorderen nicht vergessen, die in ihrer Weise, mitten unter Kriegsnoth, wie in den darauf folgenden Zeiten der Schlaffheit und Enttäuschung, in Scherz und Ernst zu dem Volke sich stellten.

Und hier steht Hebel mit oben an.

Wollen wir die Altvorderen für unsere Zeit neu begreifen, müssen wir sie aber auch, um gerecht zu sein, aus ihrer Zeit fassen.

* * *

Mit diesen Worten habe ich, vor nun mehr als zwei Jahren, den Entwurf zu einer Charakteristik Hebels niedergeschrieben; ich lasse sie stehen, nicht blos weil sie die Atmosphäre bekunden mögen, in welcher der Keim dieser Schrift aufging, sondern auch aus allgemeineren Gründen. In diesem Augenblick erneuen sich die Kämpfe um das gute Recht in jenem Eckhause der Ritterstraße mit gehobener Tapferkeit; der Frühling ist wieder da, so herrlich und schön wie in jenen Tagen; die Censur und alle Schmach und Noth ist auch noch da und immer kläglicher, weil Jahre vergebenen Kampfes dahin. Das ist unsere neuere Geschichte....

Man muß sich bemühen, darüber hinweg in eine bessere Zukunft zu schauen, um nicht in thatenlosen Ingrimm zu versinken.

All unser literarisches Thun erscheint uns so erbärmlich und nichtig, wenn wir den Bann und Druck,

der auf unseren Gesammtzuständen lastet, wenn wir die gewaltige Noth im großen Ganzen in's Auge fassen. Und doch muß Jeder dichten und trachten, von seiner Stelle aus im Kleinen zu wirken und vorzubereiten, was er vermag.

Ich wage hier den Versuch, mich theoretisch über ein Literaturgebiet auszusprechen, in dessen Verwirklichung ich nach Kräften bemüht bin. Ich weiß wohl, welchen Verunglimpfungen ich mich aussetze, bin aber auch der Zuversicht, daß ein ehrlich Wort noch immer einen guten Ort findet.

Die allgemeine Begründung einer Richtung, in der man selber steht, kann leicht als bloße Anwaltschaft für die eigenen Bestrebungen mißdeutet werden. Uebelwollende werden durch eine gegentheilige Versicherung, daß es sich um's Allgemeine handelt, keine andere Ansicht gewinnen; vertrauende Leser werden erkennen, daß man an der abgeschlossenen Bildung einer Zeit oder Person sich am Besten zur Klarheit hindurcharbeitet. Und warum sollte denn zu theoretischer Begründung einer erneuten Richtung ein Solcher unberechtigt sein, der mit in derselben begriffen ist?

Die erneute volksthümliche und volksmäßige Richtung der Literatur wurde auch bereits als vergängliche Tagdienerei bezeichnet. Ich glaube, daß dies auf einem Mißverstand beruht. Das stets fortquillende Leben wird auch immer verwandte Blüthen in der Poesie treiben. Und wäre diese Richtung auch eine vorübergehende — was ich nicht glaube — so könnten doch die Vertreter derselben sie nicht als solche fassen. Kein

Individuum, keine Nation, keine Zeit kann etwas Lebendiges zu Stande bringen, wenn sie ihr gegenwärtiges Streben von vorn herein blos als Stimmung, als relatives Leben betrachtet. Das ist der Wurm, der so viele frische Blüthen tödtet. Mag die fortschreitende Zeit das in Wissenschaft, Kunst und Leben als absolut Betrachtete blos in einer relativen Geltung aufnehmen und einreihen; das Gegenwärtige bedarf der ungetheilten absoluten Hingebung.

Niemand kann über seinen Schatten springen; will er ihn los sein, muß er warten, bis die Sonne über seinem Scheitel steht, den Schatten in sich aufhebt, dann aber auch sich selber zum Untergange neigt.

Dabei sollte es kaum der Erwähnung bedürfen, daß die volksthümliche Literatur nur den ihr gebührenden Raum neben anderen, höhere und allgemeinere Denk- und Lebenskreise in sich schließenden Strebungen einzunehmen hat.

Bei Ausarbeitung vorliegender Schrift erweiterte sich der anfänglich beabsichtigte Beitrag zur Charakteristik Hebel's zu allgemeinen Erörterungen und Bestimmungen. Ich wollte sie nicht zurückhalten, weil sie vielleicht manchem Gleichstrebenden von Nutzen sein und manchen Fernstehenden über eine Richtung der Gegenwart verständigen mögen. Vieles, was hier zur Sprache kommt, mag beim ersten Anschein befremden, aber es giebt keine Frage von Welt und Zeit, die nicht in besonderer Fassung in das Bereich der Volksschrift gehört. Ich habe meine Ansichten offen ausgesprochen, weil ich das Recht und die Pflicht erkenne, auch meine An-

schauung offen darzulegen und meine Stimme abzugeben. Ich verkenne die Lücken- und Mangelhaftigkeit meiner Ansichten nicht. Tritt aber Jeder offen heraus, so werden wir Alle gemeinsam die Wahrheit finden.

An die Betrachtung der zwei Erscheinungsarten ein und desselben Wesens (Dichtung aus dem Volke und für das Volk), wie sie in einer abgeschlossenen geschichtlichen Persönlichkeit heraustraten, ergaben sich allgemeine Gesetze. An einem concreten Leben war hier manches Abstracte leicht anschaulich zu machen. Was bei anderen Gelegenheiten langer Erörterung und Einleitung bedurft hätte, war hier mit wenigen Strichen in's Licht zu stellen.

Wenn ich an einem, in vielem Betracht so vortrefflichen Vorgänger wie Hebel Mängel erkenne, so bin ich weit entfernt, mich mit ähnlichem Streben überheben zu wollen. Die Erkenntniß der Mängel Anderer setzt noch lange nicht den Besitz ihrer Vorzüge voraus, ja, man ist durch Einsicht der Mängel noch nicht einmal sicher, solche zu vermeiden. Wie schwer ist es — in allen Dingen — Erkenntniß und That zu einen.

Von Hebel ausgehend und auf ihn zurückkehrend, stellen sich hier einige Grundzüge der volksthümlichen Literatur heraus, die weder auf ein geschlossenes System, noch auf geschichtliche Vollständigkeit Anspruch machen wollen.

Leipzig, den 30. Mai 1846.

Die Dichtung aus dem Volke,

mit besonderer Beziehung auf Hebel.



Der Begriff Volk in seiner Beziehung zur Literatur. — Das Volksthum. — Die Naturdichter.

Wenn wir nach der Seite des Geistes und dessen Erscheinung in der Literatur den Begriff Volk abmarken wollen, so mögen wir darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht. Einzelne geschichtliche Ueberlieferungen, aus dem Privatleben wie aus öffentlichen Schicksalen, ragen da und dort herein, ordnen sich aber nicht zu einem nothwendigen übersichtlichen Zusammenhang. Die Grundsätze und Ansichten verknüpfen sich nicht zu einem Systeme, mit innerer Folgerichtigkeit und einem obersten Satze, sondern stellen sich als Volksweisheit lose neben einander als Sprüche, die innere Wahrheit aus sich und nicht aus einem Princip erweisend. Die abstracten, allgemeinen Gesetze sind hier nicht maßgebend; wie die aus der Beobachtung entnommenen Wetterregeln sich als traditionelle Sprüche forterben, so auch die Wahrnehmungen über Menschenleben. Vermittlung und Entwicklung durch eine auf innere Beweisführungen gestützte fremde Einsicht und namentlich durch Bücher ist hier wenig ersichtlich.

Dieser Besonderheit des aufnehmenden Geistes ent-

spricht auch andererseits die hervorbringende Kraft desselben. Wie die Weltweisheit sich als Spruch gestaltet, so auch das Gefühl in seiner reinen Subjectivität als Stimmungslied. Die ursprünglichste Poesie als lyrischer Empfindungserguß findet daher im Volksliede den reinsten Ausdruck, zu dem selbst die höchsten Genien aus allem Kunstbewußtsein wieder zurückkehren und ihm neue Nahrung zuführen. Je einfacher und zuversichtlicher in sich Zeiten und Personen waren, um so mehr blühte das Volkslied; es giebt eine momentane Empfindung, keine geschlossene Weltanschauung in allseitiger Breite und Ausführung, und doch, wenn diese Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten und Gauen neben einander stehen, sind es die Klänge ein und derselben Seele. Dies ist, was wir hier als das Herz des Volksthums bezeichnen dürfen. Das ureigene Gemüthsleben eines Volkes prägt sich in Spruch und Lied, in Bräuchen und Sitten, sowie in der Sagenbildung aus, die mehr eine Beherrschung und Deutung der Außenwelt anstrebt.

Zu diesen flüchtigen Andeutungen bringt die Gegenwart das neue Moment, daß die heutige Weltbildung eine so unfertige, daß die Pädagogik so viel fremde Elemente hereingetragen, die den rein lyrischen unmittelbaren Erguß verdrängt haben und noch keine allgemeine Bewältigung und Umkehr zur reinen Naivetät zu Stande kommen ließen.

Das Volksthum ist die innerste Lebensbedingung in allen Kreisen eines Nationalkörpers, dennoch aber findet es sich in seiner eigenthümlich besondern Aus-

prägung wesentlich in dem sogenannten gemeinen Mann. In dieser Beziehung läßt sich von einer volksthümlichen Literatur reden, die nicht sowohl ein Gegensatz zur nationalen, als vielmehr ihr ursprünglicher Ausgangspunkt ist.

Alles das, was nun im Volke blos Leben ist, rein im Geiste aufzufassen, es abspiegelnd und frei gestaltend in die Literatur überzutragen, dazu ist erforderlich, daß man äußerlich, oder mindestens zeitweise innerlich aus jenem Leben herausgetreten sei.

„Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim," sagt das Sprüchwort; ich möchte dies auch in geistiger Beziehung geltend machen. Die still in sich ruhende Naivetät hat ihre eigene Welt noch nicht überwunden, sie beherrscht sie nicht; sie steht in sich fest wie ein reines Naturerzeugniß. Erst wenn man sich entäußert, an die Außenwelt hingegeben oder verloren, kehrt man bewußten Geistes wieder zur eigenen Welt zurück, wie man die Muttersprache eindringlicher versteht und gebraucht, nachdem man fremde Sprache und Ausdrucksweise erforscht hat. — Wer nicht hinauskommt, kommt nicht heim.

Bei aller Schriftfähigkeit wird daher ein Mann, der ganz und unmittelbar im Volke steht, sich selten gedrungen noch geeignet finden, die eigenen Zustände anschaulich zu schildern oder frei zu gestalten. Es ist auch thatsächlich, daß, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u. s. w. vertreten und dichterisch dargestellt werden.

Die Hervorbringungen der sogenannten Naturdichter (eine Bezeichnung, die bei der heutigen allgemeinen Schulbildung alles wesentliche Merkmal verloren hat) neigen sich, namentlich in Deutschland, vorherrschend auf andere als ihre unmittelbaren Lebenskreise; sie zeigen uns weit mehr, wie sich die fremde Welt in dem Auge dessen spiegelt, der aus seiner engumgrenzten Lebensstellung heraustritt. Dies wäre, wie in alten Zeiten, ein Gewinn für die volksthümliche Poesie, wenn eine ursprüngliche Empfindung dabei zu Tage gefördert würde; aber meist verlieren sie sich in das Traditionelle, Herkömmliche, was wir von anderer Seite übergenug haben. Die heutigen Naturdichter vertiefen sich minder in ihr eigenes Sein, sondern schweifen gern in ausgetretenen Geleisen in fremdes Leben; darum legen sie auch weit mehr Nachdruck und Bedeutung auf das eroberte Allgemeine, als auf das ursprünglich gegebene Besondere. Die Gelehrsamkeit, die Breite fremder Anschauung imponirt ihnen, sie geben dafür die Ursprünglichkeit ihrer Empfindung und ihres Ausdrucks, und all die großen Vortheile eines scharfkantigen Naturells für den feinen Schliff der conventionellen Bildung hin.

Und doch liegt auch hierin wieder eine Versöhnung und wir mögen darin bereits einen wesentlichen Grundzug im Dichten und Trachten des Volksgeistes erkennen: aus sich heraustretend, drängt er sich fremden Welten zu und strebt sie mit sich zu vereinen. — Im Verlaufe dieser Schrift wird sich dies noch bestimmter ergeben, hier mag es nur auf den wundersamen Zusammenhang des Menschenlebens hinweisen: Jegliches

strebt aus sich und seiner gegebenen Umgrenzung hinaus und versenkt sich in ein anderes; herauf und herab zieht sich ein tiefes Verlangen und macht alles Menschenleben zur Einheit.

Die dichterische und philosophische Ferne. — Der rechte Mittelpunkt.

Alles nach Raum und Zeit Ferngerückte wird von einem Duft überhaucht, der die scharfen Sonderungen bis zu einem gewissen Grade verschmilzt und uns ein Gesammtbild gewinnen läßt. Hat aber euer Fuß jene blauen Höhenzüge in ruhigen Schritten durchwandert, so wird das, was ihr nun mit Einem Blick überschaut, noch viel mehr als blos einen allgemeinen Eindruck erzeugen.

Die Ferne ist wie für die Anschauung, so auch für die Erkenntniß von besonderer Bedeutung. Erst durch die Ferne erscheint das Vereinzelte als großes Ganzes und Einheitliches und offenbart uns so den ihm innewohnenden allgemeinen Gedanken. In der Nähe verwirren oft die tausend Einzelheiten den Blick und halten ihn an Untergeordnetem fest; die Schönheit, die über dem Ganzen ausgebreitet ist, wird durch vieles Widrige, was uns nahe rückt, verdeckt und verdrängt, der innewohnende Gottesgedanke, wie man es nennt von tausend kleinen Menschlichkeiten zersplittert; man gelangt nicht zum Gemeinbegriffe, weil sich alles in Einzelheiten auflöst, und, wie der tiefdeutige Volksausdruck sagt: man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht.

Gleicherweise erhebt sich auch die Phantasie in der fernenden Stellung aus dem Pathologischen des unmittelbaren Eindruckes in das frei Lebendige, in das bewältigend Schöpferische. Darum werden Dichter und Philosophen oft rückwärts gekehrte Propheten. Sie sprechen den ewigen Gedanken aus, der das Vergangene belebte und jetzt, aus der geschichtlichen Ferne, unbehinderter erfaßt werden kann.

Nur die größten Geister vermögen es, sich so in sich zu vertiefen, daß sie in sich selber den Gesammtgehalt ihrer Epoche fassen und harmonisch gestaltet heraustreten lassen. Mitten in der Gegenwart schwingen sie sich auf eine über ihr stehende Höhe, sie stehen auf der Höhe ihres eigenen Seins, das scheinbar weit über die Gegenwart hinausragt, in der That aber nur im wirklichen Mittelpunkt derselben steht, während Andere ihre vereinzelte Stellung für den wirklichen Mittelpunkt ansehen. Die beherrschende Kraft und Allgemeinerkenntniß besteht nicht darin, daß man außerhalb der Welt und Zeit, sondern daß man in ihrem innersten Kern stehe, wie ja auch Gott selbst inwohnender Mittelpunkt und Kern des Alls und jeder Einzelerscheinung ist.

Der rechte Mittelpunkt läßt Philosophen und Dichter eine Fern- und Uebersicht gewinnen, von der aus sie das Gegenwärtige wie ein Vergangenes und Fernes schauen; unbehindert von den tausend Einzelheiten, den allgemeinen innerlich bedingenden Gedanken offenbaren, Träger desselben aufstellen, die, mit individuellem Leben ausgestattet, das allgemeine Zeitbewußt-

sein in sich darstellen. Von dieser Höhe der Offenbarung aus werden sie dann Propheten in der eigentlichen Bedeutung des Worts, sie schauen, auf dem Boden der Phantasie stehend, das innerste Leben der Wirklichkeit, werden Verkündiger des Ewigen in seiner endlichen Erscheinung, in der Zeit; sie erlösen den dunkel und zerstreut in der Brust der Einzelnen wohnenden Geist, indem sie ihn klären und zusammenfassen, sie werden Verkündiger dessen, was aus den wirren Kämpfen der Einzelkräfte sich harmonisch entwickeln wird und soll.

Das ist nur Wenigen verliehen. Der schaffende und erkennende Geist wendet sich daher meist zu dem wirklich Vergangenen, zu dem im fremden oder eigenen Leben Verschwundenen, oder schafft aus der Vollkraft der Phantasie freie Gebilde.

Entzweiung und Vereinung. — Die Erinnerung in ihrer doppelten Bedeutung.

Der bewußte Menschengeist sieht sich in die Welt versetzt, die ihm der Räthsel so manche aufwirft; er sucht die Welt zu beherrschen, indem er ihren Gesetzen nachgeht, sie mit ihrem eigenen und seinem Wesen in Einklang erkennt. Die Vergangenheit des Menschengeschlechtes, seine Geschicke und Wendungen leben neu auf in seiner Brust und er tritt durch sie das reiche Erbe der Gegenwart an.

Das Leben des Einzelmenschen, der auf der bewußten Höhe der Gegenwart steht, ist aber schon in sich ein Abbild vom Leben des Menschengeschlechts, und

vermag er es, seine Vorgeschichte so in sich aufzunehmen, daß auch kein Moment daraus verloren gegangen ist, so erhebt er sich zu einem harmonischen Ganzen.

Zieht es ihn nun hinan zu einem Jenseits, das in seinem eigenen Leben lag, zu Gestalten und Bildern, die an seinem eigenen, kindlich hellen Auge vorüberzogen, zu Regungen, die in träumerischen Keimen die kindlich stille Brust bewegten — vermag er es sie fest zu halten und in ihr Recht einzusetzen, so feiert Vergangenheit und Gegenwart eine wehmüthig frohe Versöhnung; Friede ist zwischen der Welt da draußen und in ihm, ein Friede, der es vergessen macht, daß je Kampf, Entfernung und Entzweiung war. Er hat eine selbständige, mystische und doch zugleich vernunftklare Wiedergeburt gefeiert.

Wie der Baum sein Wurzelgeäste tief in den dunkeln Grund der Erde senkt, Wärme und Saft aufsaugt, so breitet er hoch oben seine Zweige aus, Licht und Luft trinkend, Blüthe und Frucht treibend. Fest steht er mit prangender Krone im freien lichten Raum und mit reichem Wurzelgeäste im gebundenen dunkeln Grund. —

Ich habe es versucht, einen Blick in die geheimnißvolle Werkstätte des schaffenden Geistes zu öffnen, um daraus erkennen zu lassen, welche allgemeinen Grundgesetze einen Mann aus dem Volke dahin führten, seine Vergangenheit dichterisch aufzuerwecken, und wie der Friede, der in den meisten solcher Gebilde sich kund giebt, noch ein anderer ist als der, den der idyllische Stoff mit sich führt.

Nach Raum und Zeit waren dem Dichter Hebel die

von ihm geschilderten Zustände entschwunden, sie hatten aber im Grund seiner Seele stets in ihm geruht, und jetzt erschloß sich von neuem deren Schönheit und allgemeine Gedanken.

Die Sehnsucht war es, die zuerst sein inneres Leben dichterisch erweckte; seine Dichtung war eine Heimkehr zu den Seinen und eine Einkehr in sich selber. Sie war eine Erinnerung sowohl in dem Sinne, daß die entschwundenen Gestalten und Gemüthsregungen wieder neu vor dem Geiste auflebten, als auch in dem höheren Sinne, daß das Alte, halb Erloschene und Verwischte freier, reiner und tiefer wieder in die Seele, in das Innere hereingenommen, in dieselbe verwebt, erinnert wurden.

Liegt hierin eine Folgerichtigkeit, daß dem schaffenden Geiste gewissermaßen sein eigenes Selbst und die anmuthenden Gebilde der Außenwelt abhanden gekommen sein müssen, damit er sich selbst und seine Welt wieder neu gewinne und auferbaue und sich nun frei darein versenke und verliere?

Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen, sagt ein tiefbedeutsamer Spruch der Bibel, der auch hier seine Anwendung finden mag. Wer sein Dasein in reiner Unmittelbarkeit, in Liebe hingegeben, der findet es reicher wieder.

Nach der Deutung eines alten Denkers sollen Philosophie und Religion ihren verborgensten Quell in dem Sehnen der Seele nach einem verlorenen Urzustande haben, der diesem Erdendasein vorausging. In anderer Weise mögen wir dies weit eher von dem

dichterischen Schaffen und Sehnen annehmen, minder von dem, das eine äußerlich nie erschaute Welt aus der Machtvollkommenheit der Phantasie schafft, als hauptsächlich von dem, das eine Wiederschöpfung des geschichtlich Dagewesenen ist.

Die geheimnißreichste Besonderheit des dichtenden Geistes ist: sich dem Gegenwärtigen, seinen Eindrücken und Einflüssen vollkommen hinzugeben, sich an dasselbe zu entäußern und doch wiederum sich selbst und die empfangenen Eindrücke heraus zu retten, frei zu schaffen und zu gestalten.

Wie leicht erklärt sich da ein Rückgang auf Jugendeindrücke, bei denen noch die naivste und fortgesetzte Hingebung war.

Das Dorfkind und seine dichterische Welt.

Hebel war ein Dorfkind. Hiermit ist die Kernwurzel seines Lebens und Dichtens bezeichnet.

Die Idylle kehrt vorzugsweise auf das Jugendleben der Menschheit, oder auf das eigene Kindesleben zurück; dort verliert sie sich leicht in vagen Idealismus, hier gewinnt sie einen realen Boden.

Ein Dorfkind erwächst noch unter ursprünglichen und naturgemäßen Zuständen. Ueber das Kindesalter hinaus ragt das Naturgemäße des Dorflebens als Ganzes nicht. Hier brechen sofort die Zwiespältigkeiten eines unfertigen Culturlebens um so schneidender hervor, weil es nicht wie in höheren Bildungskreisen zu einem gewissen Abschluß gebracht wird. Naturwidrigkeiten mannigfacher Art erscheinen deshalb. Die staatlichen, kirch-

lichen und doktrinären Elemente im weitesten Sinne, die auf fremden Gebieten erwachsen sind, können selten bis zu dem Endpunkte verarbeitet werden, wo sie nicht mehr fremd sind und als selbsteignes Erzeugniß dastehen.

Das Kindesleben dagegen befindet sich noch wesentlich in naturgemäßen Zuständen. Das Kindesalter wird hier noch nicht blos als eine Uebergangsstufe betrachtet und in seinem Selbstzwecke getödtet durch Vorbereitung für den einstigen Beruf.

Wenn wir den Satz im Auge behalten, daß der erfüllte Menschengeist individuell den Bildungsgang der gesammten Menschheit durchlaufen und dessen Ergebnisse in sich verarbeitet haben muß, so mögen wir im Leben des Dorfkindes ein lebendiges Abbild der ersten Stufe menschlicher und menschheitlicher Entwicklung erkennen. Wir können es als die jedem Einzelnen wiederkehrende Stufe des Patriarchenthums bezeichnen. Hier ist noch nach der Naturseite hin der unmittelbare Zusammenhang mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menschengeist fühlt sich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch sind seine Genossen, er gedeiht still wie sie. Besonders hingezogen fühlt er sich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher stehen; er trägt seine eigenen Empfindungen auf sie über und dichtet ihnen wie den stummen Umgebungen die Menschennatur an. An dem Pflanzen- und Thierleben, an dem Eingehen auf dasselbe und an dessen harmloser Betrachtung als eines ihm ähnlichen, erwacht nach und nach das Men-

schenleben in seiner Besonderheit. Es löst sich so zu sagen allmälig ab von dem tellurischen Zusammenhang und wird ein freies, eigenthümliches. Im Hintergrund der Seele aber bleibt das innige Verständniß der belebten und leblosen Natur, die Vertrautheit mit ihren Wandlungen und die Liebe zu ihr, der Mutter Aller, denn man ruhte einst still genährt und getragen in ihrem Schooße.

Was als Anforderung des Menschlichen, in seinem Verhältnisse zu sich und zur Gemeinschaft, auf dieser Stufe sich geltend macht, erscheint patriarchalisch in der Form des Gebots auf der einen und des Gehorsams auf der andern Seite. Weiter hinauf ist es das Orakel von Weisen und Verehrten. Der Gehorsam als solcher greift nicht in die Seele hinein, sie aufrüttelnd und umgestaltend, sondern verlangt nur die gesetzte äußere Unterordnung. Das „du sollst" und „du sollst nicht" entspricht der ersten Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts und des Menschen.

Was sich als höhere, allbeherrschende Macht aufdrängt, erscheint auf dieser Stufe in den Schauern der Ahnung als Mystisches, Mährchenhaftes und Zauberisches.

Wie die Natur hier, so weit sie offenbar ist, sich frei darstellt, nicht gedeutet und gedeutelt von fremdem Bewußtsein, so liegt auch das umgebende Menschenleben selbst der Kindesseele erschlossen da. Wie es auf dem Lande keine wesentlich verschiedenen Kindertrachten giebt, so ist auch der Dorfknabe in seinem Thun und Schauen ein Bauer in verkleinertem Maßstab. Hier ist

eine kleine Welt, die leicht vom Geiste bewältigt werden kann. Man kennt die Menschen alle bei Namen und selbst in ihren Verhältnissen. Wie man einander beim Begegnen grüßt und anspricht, so hat jeder ein Wort für den andern, eine Beziehung zu ihm. Selbst das kleine Kind ist hievon nicht ausgeschlossen. Die junge Seele gewöhnt sich nicht daran, stündlich an Menschen vorüberzugehen, die man nicht kennt, zu denen man keine Beziehung hat, die uns so fremd sind wie ferne Weltkörper. Dadurch bildet sich im Geiste des Dorfkindes eine Gemeinsamkeit des Lebens aus, ein familienhafter Zusammenhang. Wer auf einem Dorfe oder in einem kleinen Städtchen geboren und aufgewachsen ist, erinnert sich oft wunderbarerweise der verschiedensten eigenthümlichen Menschen und Schicksale, die leibhaftig vor seine Seele treten, ohne daß sie in längerer oder näherer Verbindung zu ihm gestanden.

In späteren Jahren läßt sich diese kleine Welt nicht mehr so als ganze erfassen, sie deutet den Beschauer stets auf die größere hin und erscheint als Bruchstück. Der betrachtende Geist, aus entferntem Lebenskreise herzutretend, ruht nicht mehr so sein selbst vergessen auf den Dingen. Man ist zu sehr mit Allgemeinem oder mit persönlichen Schicksalen und Bestrebungen erfüllt und muß nothwendig, während solches die Brust bewegt, gleichgiltig an tausend Dingen vorübergehn, ohne die Seele von ihnen gefangen nehmen zu lassen.

Darum können auch Lehrer, Pfarrer und Beamte selten so in das Dorfleben eindringen, wie ein Kind,

das von Jugend auf in solches versenkt war. Vermögen sie es auch — was selten geschieht — durch die Häßlichkeiten und Verkehrtheiten hindurch zur Hoheit des ewig Menschlichen zu bringen und sich diesen Kern rein heraus zu schälen, so haben sie meist zu vielerlei fremde Gedanken und Reflexionen, während sie dieses Leben betrachten; dies Leben wird nicht ihnen eigen, weil sie nicht sein eigen waren.

Ich möchte daher behaupten, daß nur ein Eingeborner das Volksleben in seiner Innerlichkeit erfaßt.

Der Knabe, besonders im jugendlichsten Alter, gehört ganz dem an, was sich gerade vor sein Auge rückt; er bleibt überall stehen, verliert sich ganz in das Begegnende und seine Interessen und nimmt es ganz in sich auf. Von keiner fremden hofmeisternden Erkenntniß belauscht, berichtigt oder in einen entsprechenderen Sehwinkel gestellt, nimmt er die Dinge mit ihren oft verwirrenden, dabei aber auch charakteristischen Eigenthümlichkeiten in sich auf. Er hegt eine Welt in sich, von der Niemand, er selber kaum weiß. Staunend mag er dann später diese Gestaltungen in sich auftauchen sehen und freiwillig erwecken.[1]

[1] In dem schönen Gespräche, „Die Baumzucht" betitelt, läßt sich Hebel in der Rede und Gegenrede zwischen ihm nnd dem Adjunkt in folgender Weise aus: „Man denkt doch am längsten daran, was einem in der Jugend begegnet ist," bemerkt der Adjunkt. „Das geht natürlich zu," sagt der Hausfreund, „man hat am längsten Zeit, daran zu denken." In solch kurzer, knapper Weise liebt es Hebel, den unversiegbaren Quell der Jugendeindrücke zu bezeichnen.

Die Heimkehr.

Erst nach langer Entfremdung und Isolirung kehrte Hebel wieder zum Volksgeiste zurück und ward dessen Verkündiger durch dichterische Kraft.

Ich möchte hier wiederum ein allgemeines in weltgeschichtlichen Epochen und Persönlichkeiten sich kundgebendes Gesetz an der kleineren Erscheinung nachweisen.

Die größten Befreier und Erlöser der Menschheit mußten sich eine Weile von ihrer Volksgenossenschaft isoliren und auf sich allein zurückziehen. Die Ueberlieferung berichtet von deren zeitweiser Vereinsamung in der Wüste, wo sie sich in sich vertieften und mit Gott unterredeten. Zurückgekehrt zu ihren Genossen, ging ein Glorienglanz von ihnen aus und sie verkündeten ihrem Volke und der Menschheit, was sie in sich hegten und hegen sollen.

Läßt sich diese große uralte Wiederkehr eines Gesetzes nicht auch in kleineren und modernen Erscheinungen erkennen?

Ich habe schon oben darauf hingewiesen, wie die Ferne zu Gesammtbegriffen führt. Der moderne Geist zieht sich nicht in die Einsamkeit der Wüste zurück, um sich in sich zu vertiefen; es genügt ihm nicht, den reinen Menschen allein in sich zu fassen, er will den geschichtlich entwickelten Menschengeist in sich wieder schaffen; aus dem bunten lärmenden Leben zieht er sich in die weltenstille Wissenschaft zurück. Tausende beharren durch ihr ganzes Dasein auf der

Uebergangsstufe der Isolirung, sie kehren nie mehr zum Leben zurück, werden und bleiben Gelehrte.

Wer aber aus der Abstraction der Wissenschaft wieder zum Leben zurückkehrt, dem offenbart sich die Welt in ihm und um ihn her auf's Neue, und er mag diese Offenbarung in äußerlichen Thaten oder in Worten fest gestalten.

Hier füge ich wiederum an Hebel an, der als concretes Beispiel dienen kann.

Hebel war aus dem Volke hervorgegangen.

Ein gelehrter Beruf isolirte ihn von der unmittelbaren Volksgenossenschaft, führte ihn auf fremde Bahnen des Geistes und fern vom heimischen Dichten und Trachten hinweg. Durch sein ganzes Leben zieht sich die Sehnsucht nach Wiederkehr in die Mitte des Volkes. Schwankende Nachgiebigkeit ließ den liebsten Wunsch unerfüllt, so daß sich sein Leben nicht zu einem Kreise gestaltete, der nach weit gezogener Bahn wieder in den Anfang zurückkehrt.

Da schuf er als gereifter Mann die „Allemannischen Gedichte“ und feierte in ihnen ein Fest der Versöhnung, der Erlösung seiner selbst und des in ihm ruhenden Volksgeistes.

In den Kanzleien und auf den Kathedern war ihm das unmittelbare Leben des Volkes mit seinen vielfachen, aufgedrungenen und selbstverschuldeten Störungen fern gerückt. Von der Sehnsucht angezogen, schwebte der Genius des Volkes zu ihm heran, lugte ihn an mit dem hellen Kindesauge und erweckte in ihm die lieblichsten Weisen, halb der Erinnerung nachgesungen,

halb aus der liederreichen Brust entquollen, beides in einander verschmolzen, untrennbar.

Wirklichkeit und Wahrheit.

Sind diese Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr sie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern?

Vor Allem ist es nicht so leicht, unterzutauchen und die Psyche eines Volksstammes heraufzuholen. Diese Psyche kann oft anders, zarter und großartiger erscheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen lassen. Sind ja auch die sogenannten gebildeten Stände oft viel besser, als sie erscheinen. Die Momente, in denen man durch glückliche Anregung und Befreiung wirklich das beste ist, was man sein kann; die Momente, in denen die reine, unschuldige Natur sich ganz kundgiebt, und von denen man mit den Worten der Bibel sinnbildlich sagen kann, die Seele nicht weiß, daß sie nackt ist und sich schämt und verbirgt — alles das ist sehr selten und zeigt sich oft nur in leisen Andeutungen dem Auge, das es innerlich vorher in sich erschaut hat.

Der allerfassende Menschengeist mit seinem Dichten und Trachten nimmt die stumme Natur in sich auf, er erlöst sie — für sich mindestens — indem er sie von neuem offenbart in menschlicher Fassung. Stumm ragt der Berg mit seinen starren Felsen, seinen stillen Blumen und rauschenden Wäldern in die Luft hinein. Der Mensch läßt sich fassen von dem Geiste, der das

All hält, und erkennt wieder in ihm Geist von seinem Geiste. In leisen Accorden wie in rauschenden Klängen verkündet er dann, wie hochbegnadigt die stumme Natur um uns her ist.

Und die Menschen? Sie hegen die Blüthen zarter Gefühle im Herzen, es umrauschen sie die Stürme der Leidenschaften wie Waldesbrausen, ein Strahl des ewigen Lichtes dringt aus ihren Augen — Tausende und aber Tausende wissen das selber nicht nnd betäuben und verwischen es bald wieder.

Der Dichter, der ihr Leben in sich hegt, hält es mit allen seinen Wandlungen fest, er führt solche ihnen nochmals vor die Seele und sie kennen sich selbst nicht mehr, denn sie wußten kaum davon, als diese Regungen sie durchzogen; sie erstaunen vor sich selber in Freude oder Schmerz. Nur das Dichtergemüth, das ohne Selbstsucht, sein vergessend in sie aufgegangen war, hat ihr eigenes Leben gewahrt und führt es ihnen in harmonischer Klärung vor.

In der sogenannten höhern und niedern Menschengesellschaft bewährt sich dies.

Wer kann hier scheidekünstlerisch bestimmen, was bei den Darstellungen der Natur wie des Menschenlebens von außen empfangen und was von innen gegeben wurde?

Als Maßstab kann hier nur gelten, ob die Ursprünge und Grundlagen von der wirklichen Welt ausgehen konnten. Dies allein bestimmt ihre höhere Wahrheit. Der Dichter kann und soll Leben und Seelenzustände bis zur gesetzmäßigen Vollendung führen, zu

der sie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren oder nicht gelingen können.

Dem Lyriker vor Allem — und ein solcher war Hebel — ist es gestattet, die Blüthen des Seelenlebens zu fassen und festzuhalten. Er bindet die Blumen von der Au in einen Strauß und hat nicht nöthig zu sagen, daß auch viel blüthenloses einfaches Gras dazwischenstand, aus dem er sie herausgelesen. Weiter schreitend zur epischen und dramatischen Darstellung, kann er die auseinanderliegenden Momente zusammendrängen, bei den Hochpunkten der Kämpfe oder des Friedens länger verweilen und das farblose Zwischenreich der Alltäglichkeit mit eiligen Worten bezeichnen.[1]

Welche Momente hervorgehoben werden sollen, dafür kann die äußerliche Wirklichkeit keine Richtschnur geben. Die Imponderabilien, mit denen die strenge Realistik nichts anfangen kann, können von der Philosophie und Poesie gerade am meisten in Betracht gezogen und die feinsten Beziehungen durch sie vermittelt werden. Es kann in der äußern Wirklichkeit sich etwas breit machen, dem diese Berechtigung vor dem Geiste nicht zukommt oder das vom Dichtergeiste als untergeordnet betrachtet wird, wogegen sich ein Moment zum wesentlich Bestimmenden erheben läßt, das sich kaum in flüchtigem Aufblitzen

[1] „Ein Geßnerscher Hirt," sagt Schiller, „kann uns nicht als Natur entzücken, dazu ist er ein zu ideales Wesen und zum Ideal ein zu dürftiges Geschöpf. Diese Halbheit erstreckt sich bis auf die Sprache, die zwischen Prosa und Poesie schwankt. Besser haben daher die gethan, die hier zwischen Idealität und Individualität eine entschiedene Wahl getroffen, wie Voß" — und Hebel dürfen wir hinzusetzen.

kundgiebt. Die Individualität und der gesunde schöpferische Takt des Dichters ist hiebei allein maßgebend.

Fremde Stoffe und heimische Anschauung. — Die Schönheit und Heiligkeit des modernen Lebens.

Die allemannischen Gedichte sind aus dem Herzen des Volkes heraus empfunden; viele enthalten dabei aber doch auf fremden Gebieten Gewonnenes. Dies ist eine Seite, die eine nähere Betrachtung erfordert und durch ein Beispiel in helleres Licht gesetzt werden mag.

Man denke sich einen Missionär, der aus den sogenannten unteren Volksklassen entsprungen, einen Wanderburschen oder Schweizersoldaten, der fremde Länder gesehen und Manches erfahren. Der Schweizer sitzt zu Hause unter den Seinen und erzählt ihnen die Schicksale, schildert ihnen die Gegenstände in der Fremde. Er hat das Ferne ganz mit heimischem Auge gesehen, weiß es den Seinen so lebendig vor die Seele zu führen, daß sie es mit ihm sehen, denn es ist ihr eigener Blick, der darauf geruht hat, es ist ihr eigener Standpunkt, von dem aus es betrachtet, es ist ihre eigene Empfindung, die dadurch erweckt wurde. Und nun tritt er hinaus, schaut die Pracht der Alpen, hört den Bergstrom rauschen und die Lieder klingen; er sieht das Heimische fast mit fremdem Auge, mit einem Blick, der auf Entferntem geruht und dem sich das Heimische neu erschließt, er empfindet dessen Schönheit und Eigenthümlichkeit selbständiger, er war aus sich hinausgerissen, seine eigenthümlichste Seele an Fremdes hingegeben, er war zum Gegensatz, zur Entzweiung und so

zur Vermittlung gelangt; er war in der Fremde zu Hause und ist nun in der Heimath fremd und doch wieder heimisch. Fremde und Heimath verschlingen sich in ihm zu einer neuen Heimath. Und hat ein Genius seine Lippen berührt, so feiert das Alte und das Neue in ihm eine Auferstehung, die er in wohltönenden Worten verkünden mag.

Aehnlich ist Hebel von weiten Gedankenfahrten im klassischen und biblischen Alterthum, aus den Allgemeinheiten der Naturwissenschaften, aus Staats- und Lehrgeschäften zurückgekehrt zur Heimath, und was er Fremdes mitbringt, hat sich in ihm zum Heimischen ausgebildet und wird als solches von den Seinigen empfangen.[1] Das Heimische aber ersteht in ihm und

[1] Die weit ausgeführten Allegorien und Personificationen Hebel's sind aus dem alten Griechenland herübergeholt, Anderes sogar der thatsächlichen Grundlage nach aus dem biblischen Alterthum, wie z. B., „Der Statthalter von Schopfheim" durchaus die Geschichte von David und Abigail ist; aber alles dies ist mit allemannischer Seele aufgegriffen und durchempfunden. Dagegen ist z. B. das Gedicht „Die Feldhüter" (in späterer Periode verfaßt) meiner Ansicht nach, trotz schöner Einzelheiten, als Ganzes verfehlt. Hier stammen die Motive offenbar aus Theokrit, so z. B. aus der achten Idylle. Hat Hebel auch Alles ganz heimisch gemacht, so fehlt hier doch das eigentlich Besondere, namentlich sind schon die Epitheta durchaus fremd und störend, so wenn die Burschen sagen: „Mer wen in lieblige Wechsel singe," und wenn vom Heiner mit seiner „lockigen Stirn" die Rede ist u. s. w.

In dem Ausspruche Goethe's, daß „Hebel auf die naivste und anmuthigste Weise durchaus das Universum verbaure", liegt das oben Angeführte kurz angegeben, wenn gleich durch den gewählten Ausdruck mit ironischer Beimischung. Allerdings verbauert Hebel

um ihn her in neuer Glorie. Er sieht und verkündet auch in dem Allemannischen sowohl die Schönheit der klassischen als auch die religiöse Weihe des biblischen Alterthums. Und warum sollen dem allemannischen Bauernleben diese beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffassung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entstehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunstwerke vor Allem müssen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationalistischen Auffassung entsprach es dem negativen Standpunkt, die biblischen Gestalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der positive Standpunkt der modernen Philosophie und Dichtung hat im Gegentheil das Augenmerk: auch in der sogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höheren und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geistes zu erkennen und darzustellen.

Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. — Das Besondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem ursprünglichen Volksgeiste entspricht dem

das Universum, er macht sogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgesetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plastisch zu machen! Gelingt es auf diese Weise einen lebendigen Mikrokosmos darzustellen, so rechtfertigt sich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufassen.

des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu Hauptnahrungszweigen geworden sind, in ihre Heimath-Erde übergesiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei sich heimisch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein ursprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch ist auf dem Boden des Geistes vieles Fremde ganz heimisch geworden.

Presse und Religion haben hier eine unberechenbare Wechselwirkung eröffnet. Die Thatsache, daß gleichzeitig viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberstehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeist hat seine Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen wesentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöses Bewußtsein nicht mehr aus besonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuständen heraus entwickeln, sondern die Religion der Menschheit in sich aufzunehmen und aus sich herauszubilden trachten, ist der abgeschlossene Volksgeist nach der tiefsten Seite hin allgemeinen Einflüssen eröffnet.

um ihn her in neuer Glorie. Er sieht und verkündet auch in dem Allemannischen sowohl die Schönheit der klassischen als auch die religiöse Weihe des biblischen Alterthums. Und warum sollen dem allemannischen Bauernleben diese beiden Momente weniger innewohnen als dem Bauern- und Hirtenleben der Juden und Griechen?

Alle höhere Auffassung der Wirklichkeit muß bis zur Schönheit und Heiligkeit vordringen, ohne welche nur flüchtige Abbilder entstehen, die vom Ewigen im Wandel der Dinge kein Zeugniß geben. Im Kunstwerke vor Allem müssen jene beiden frei hervorleuchten.

Beim Beginn der rationalistischen Auffassung entsprach es dem negativen Standpunkt, die biblischen Gestalten ihrer Glorie zu entkleiden und in die Alltäglichkeit hinabzuzerren. Der positive Standpunkt der modernen Philosophie und Dichtung hat im Gegentheil das Augenmerk: auch in der sogenannten Alltäglichkeit, in dem Gewohnten, den höheren und allgemeinen Gedanken, das Fortwirken des heiligen Geistes zu erkennen und darzustellen.

Der Volksgeist und der allgemeine Menschengeist. — Das Besondere und das Allgemeine.

Das Verhältniß des wissenschaftlich gebildeten Mannes zu seinem ursprünglichen Volksgeiste entspricht dem

das Universum, er macht sogar die Käfer zu Bauern. Ich erinnere hier nur an das Gedicht „Der Käfer.“ Wie fein weiß aber Hebel das Naturgesetz von der Befruchtung der Blumen dadurch plastisch zu machen! Gelingt es auf diese Weise einen lebendigen Mikrokosmos darzustellen, so rechtfertigt sich eben damit das Unternehmen, die große Welt als die kleine aufzufassen.

des Volksgeistes zu der Menschheit überhaupt. Der wissenschaftlich Gebildete sucht alle Wahrheit, die vor und außer ihm errungen wurde, sich eigen zu machen; das Leben der Menschheit ist seine Schule. Aehnlich der moderne Volksgeist. Wenn die alten Völker das Fremde von sich abhielten oder ihm den Stempel ihrer Nationalität aufdrückten, wenn sie sich in starrer Abgeschlossenheit aus sich entwickelten, so ist das bei den neueren Völkern anders. Die neueren Völker haben fremde Pflanzen, die zu Hauptnahrungszweigen geworden sind, in ihre Heimath-Erde übergesiedelt, fremde Waldbäume und Vögel bei sich heimisch gemacht, die nun ohne Pflege wie ein ursprüngliches Erzeugniß fortkommen.

So auch ist auf dem Boden des Geistes vieles Fremde ganz heimisch geworden.

Presse und Religion haben hier eine unberechenbare Wechselwirkung eröffnet. Die Thatsache, daß gleichzeitig viele gebildete Völker in Anerkennung einander gegenüberstehen, zeigt den durchaus veränderten Standpunkt der modernen Welt. Der Volksgeist hat seine Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit aufgegeben. Dadurch, daß die Nationalreligionen wesentlich aufgehört haben, daß die neueren Völker ihr religiöses Bewußtsein nicht mehr aus besonderen, mit Natur und Stamm verbundenen Zuständen heraus entwickeln, sondern die Religion der Menschheit in sich aufzunehmen und aus sich herauszubilden trachten, ist der abgeschlossene Volksgeist nach der tiefsten Seite hin allgemeinen Einflüssen eröffnet.

Aber nicht nur das allen Zuständen und Geistern Gemeinsame, das allgemein Menschliche in abstracter Weise, wurde aus den Volksgeistern herausentwickelt und in sie hineingebracht, auch fremde geschichtliche und volksthümliche Zustände müssen von den neueren Völkern begriffen werden, und zwar durch alle Schichten der Volksgemeinschaft. Die Religion Christi, als deren höchste Aufgabe sich herausstellt, Klärung und Befreiung des Menschenthums zu sein, sie hat die Bibel zu ihrer Grundlage, in welcher, neben und mit dem allgemein Menschlichen und in dem es beherrschenden Göttlichen, zugleich auch fremde Zustände und Empfindungsweisen begriffen und aufgenommen werden müssen.

Es wird sich dieses Moment noch näher darlegen. Hier muß nur darauf hingewiesen werden, wie die allgemeinen und ewigen Wahrheiten sich in der besonderen und endlichen Erscheinung eines fremden Nationallebens darstellen; sie können nicht abstract aufgefaßt, von ihrer Besonderheit abgelöst werden, sondern jenes Nationalleben muß zugleich mitbegriffen sein.

So ist das neuere Volksthum keineswegs so abgemarkt und bloß organisch in sich gehalten, wie wir uns etwa das antike denken mögen. Die Völkergemeinschaft in die Vergangenheit zurück und weit hinaus in die Breite der Gegenwart gehört mit zu seinem Bestande. In das neuere Volksthum muß das über ihm stehende Allgemeine und das außer ihm stehende national Fremde friedlich aufgenommen werden.

Aufgabe der religiösen Bildung ist: das Allgemeine,

über allen Völkerschaften stehende, zu entwickeln; Aufgabe der nationalen Bildung: die Besonderheit in ihrer Berechtigung zu erhalten und ihrem Endziel entgegenzuführen. Beide können und sollen vereint sein, denn die neueren Völker und ihre Zustände können sich ebenfalls zu heiligen erheben, zu jener Heiligkeit, die Uebereinstimmung von Natur und Gesetz ist.

Die Nationalitäten sind kein Hinderniß für die Einheit der Menschheit unter sich; die Einheit in der Mannigfaltigkeit gilt auch hier als höchstes Gesetz der Harmonie.

Wie nun ganze Völkerschaften Allgemeines und Fremdes in sich aufnehmen und dennoch in der Eigenthümlichkeit ihres besondern und organischen Lebens bestehen, wie sie das von außen Kommende zum Innerlichen verarbeiten, so auch einzelne Menschen, die wir als Vertreter eines ganzen Volksstammes betrachten können.

Fassen wir von diesem Gesichtspunkt aus Hebel in's Auge. Durch die allgemeine Bildung hindurch hatte er sich seine ursprüngliche Besonderheit gewahrt und Alles ward in ihm zur Einheit.

Darum sind viele seiner Dichtungen wieder in's Volk aufgegangen. Sind ja auch so oft viele Volkslieder nicht unmittelbar im Volk entstanden, sondern aus der Kunstdichtung heraus Gemeingut geworden. Immer aber muß etwas darin sein, was auf einen verwandten Zug stößt; es muß eine Bildung sein, die durch das Bewußtsein vermittelt, wieder ihrem Ausgangspunkt entspricht, nur daß dieser reicher und voller:

die wahre erlöste Natur, aber nicht die an Kindesstatt angenommene Naivetät.

Bewußtsein und unmittelbarer Naturtrieb haben hier gleiche Betheiligung und stehen in ursprünglicher oder wieder gewonnener Harmonie.

Betrachten wir nun weiter das Verhältniß des Einzelmenschen zur Darstellung des Volksthums, so muß diese für den Dichter ein Cultus sein. Gehalten in seiner endlichen Individualität, erhebt er sich da zur unendlichen Individualität eines Volksstammes. Das erheischt eine Demuth und Hingebung, ähnlich der religiösen. Es darf nicht in die Dichtung hineingetragen werden, was dem Individuum in den Sinn kommt; es muß seine Sendung nach den Gesetzen des Volksgeistes erfüllen, die in ihm individuell sich gestalteten, aber auch als allgemeine außer ihm stehen und über dasselbe herrschen.

Das Volksthum ist nirgends greifbar in der Wirklichkeit der Einzelmenschen, das Volk ist in Stände und Besonderheiten aller Art gespalten; das Volksthum ist in keinem Einzelnen ganz, aber in Allen, es ist die Gemeinseele.

Wir können hier das Verhältniß des Individuums zum Allgemeingeist erkennen. Jeder einzelne Mensch ist als Individuum frei, unabhängig, schafft und handelt selbständig, rein aus sich heraus; er trägt aber in und mit dem individuellen Geiste auch den allgemeinen Geist in sich. Dieser allgemeine Geist ist in keinem Individuum absolut dargestellt, der Volksgeist, der Geist der Menschheit, der Geist Gottes steht in und außer ihm.

Je reiner sich das Individuum entwickelt, um so mehr wird der allgemeine Geist in ihm erlöst, um so mehr wird es in ihn hineingehoben, eins mit ihm.

Hier ist der Punkt, wo sich die religiöse Weihe in allem Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen und Gestalten offenbart. Hier treten die beiden Pole des Geisteslebens hervor: Selbstbewußtsein, Freiheit und Unabhängigkeit auf der einen Seite, und auf der andern Seite Demuth, Nothwendigkeit, Unterordnung unter den allgemeinen Geist.

Sichtbarlich tritt der allgemeine Geist als Genius der Nationen im gemeinsamen Charakter ihres Volksthums und in ihren Thaten auf. Spekulativ erkennen wir diesen allgemeinen Geist als das Gesetz Gottes, das die Individuen zu Thaten führt, die in ihrer ganzen Consequenz nicht aus ihnen kamen.

Aus diesem Gesichtspunkt bezeichnete ich das dichterische Schaffen und besonders das volksthümliche als einen Cultus.

Wenn irgend, so hat der Darsteller des Volksthümlichen das Recht und die Pflicht, Ehre und Anerkennung von sich ab und auf die Sache zu lenken, der Wahrheit die Ehre zu geben und nicht sich, dem weiter nichts zukommt, als daß er mit frommem Auge den Regungen des Volksgemüthes nachging und sie in Worten festhielt.

Hebel erhielt sich auch in dem größten Theile seiner Dichtungen auf diesem Standpunkt. Er erkannte, daß er etwas darzustellen habe, was mehr ist als er selber, was in und doch wieder außer und über ihm steht.

So stand auch Hebel unter dem Einfluß des Volksgeistes, aus dem er sich aber zunächst organisch im Selbstgenüge entwickelte. Die allgemeinen Gebote seiner Sendung konnten sich ihm nicht alsbald beim ersten Schaffen aufdrängen, vielmehr entwickelte sich dies wie alles Leben zuerst zum Selbstgenüge.

Der Selbstzweck.

Zunächst waren natürlich die Dichtungen Hebel's (und dies ist uns auch geschichtlich aufbewahrt) für Niemand abgefaßt als für ihn selber: er wollte sich selber genug thun.

Alle Einzelwesen im großen Weltganzen erscheinen zuvörderst als Selbstzweck. Auf dem Grund der Selbsterhaltung, des allgemeinsten Triebes, gelangt Jegliches zur Selbstentfaltung; aber wie Rückert sich ausdrückt:

> Wenn die Rose selbst sich schmückt,
> Schmückt sie auch den Garten;

so wird jede, im eigenen Genüge hingestellte Selbstentfaltung in das große Ganze aufgenommen; ihre Harmonie mit sich selbst wird zur Harmonie mit der Welt. Es kann dem Einzelwesen bis zu dem Menschen hinan verhüllt bleiben, wie sein Dasein und Thun eingereiht wird in das All. Ja selbst der Bewußte kann nicht bestimmen, noch viel weniger ermessen, welche Wirkungen und wie weit solche von ihm und seinen Thaten ausgehen; er hat frei aus sich geschaffen, aber doch zugleich gehalten von dem Allgemeingesetz.

Die Selbstentfaltung geht in ihrer Vollendung an sich schon über den Grundtrieb der Selbsterhaltung hinaus. In der ganzen organischen Welt wirkt jedes Wesen zu seiner eigenen Vollendung hin, aber diese Vollendung seines eigenen Seins gebiert den Keim eines neuen Daseins, der für sich selbständig wird, und wenn wir dieses in's Auge fassen, so erscheint die vorangegangene Selbstvollendung als Mittel.

Die Rose, die sich selbst und den Garten geschmückt hat, wird zum Keim für neue Pflanzung.

Der Dichtergeist nun, der, an kein Publikum denkend, blos seiner innern Nöthigung gehorcht, gelangt so am naturgemäßesten zu seinem Ziel, zunächst für sich, dann aber auch für Andere. Aus seiner individuellen Isolirung heraustretend, mit dem Abschluß dessen, was er aus sich schuf, erkennt er, daß er etwas Allgemeines ausgebildet, das sich in ihm zum persönlichen Leben gestaltet hatte. Je größer die Zahl derer ist, denen er so zu sagen das Wort aus dem Munde genommen, je mehr sich das Allgemeine in ihm zum besondern Leben festigte, um so mehr wird er verstanden und begrüßt werden, während er doch ursprünglich zum Selbstgenügen sich entfaltete.

So Hebel. Die für ihn selber abgefaßten und im Freundeskreise mitgetheilten Gedichte wurden auf vieles Zureden zuerst anonym gedruckt. Der ethische Gehalt und die allgemeine Bedeutung dieser Gedichte ergab sich in den ersten naturgemäß aus der Persönlichkeit des Dichters.

Einwirkungen der Zeit. — Anregungen und Zufälle. — Genetische und anekdotische Auffassung der Geschichte.

So entschieden nun jeder Organismus sich aus sich entwickelt, so steht er doch auch unter den allgemeinen Einflüssen des Gesammtlebens; der individuelle Geist also unter dem Einflusse des Zeitgeistes.

Thatenlose, matte, in nüchternem Einerlei sich hindehnende Zeiten erregen die Dichterphantasie leicht zu stürmisch bewegten, leidenschaftlich sich überstürzenden Gebilden. Bei einer Nachgiebigkeit steigert sich die Wechselwirkung des Publikums hierin, indem man das Energische, ja sogar das Krasseste und Abenteuerlichste eher liebt als das still sich Entfaltende, geräuschlos Eingefriedete.

Dagegen wenden sich Zeiten, die im Sturm und Drang gewaltiger Thaten leben, mit Vorliebe der Idylle zu.

Man flüchtet sich hier wie dort oft „ins Land der Poesie.“ Dort will der Geist mächtige Erschütterungen und Aufregungen, hier zieht er sich aus dem Wirrwarr der beunruhigten und geängsteten Gegenwart in das umfriedete Stillleben.

So drängen sich die Gegensätze und es ist schwer, sich ihnen zu entziehen.

Nur wenige kriegerische Naturen schmettern, vom Dichtergeiste beseelt, ihre Lieder im Marschtakte der kämpfenden Schaaren, als ihre Herolde und Bannerträger.

Hebel gehörte aber keineswegs zu den kriegerischen Naturen, ja nicht einmal zu denen, die zu Kampf und

Streit für Erfüllung friedlicher Wünsche der Gesammtheit sich gedrungen fühlen.

Nicht lange nachdem Voß seine plattdeutschen Gedichte herausgegeben, veröffentlichte Hebel die allemannischen. Die Biographie berichtet die Thatsache, daß neben den alten Classikern Voß mit seinen Idyllen und plattdeutschen Gedichten von entschiedenem Einfluß auf Hebel's Dichtung war und daß sein „Beispiel den Gedanken der Gedichte in allemannischer Mundart weckte."

Es ist mit diesen Anregungen, wenn sie auch geschichtlich noch so fest stehen, eine eigenthümliche Sache; sie bestehen meist nur darin — wenn in deren Folge etwas wirklich Eigenthümliches heraustritt — daß sie Veranlassung waren, längst in der Seele Gehegtes offen darzulegen.

Es ist neuerdings in der Philosophie und Poesie Mode geworden, die scharf zugespitzten Anekdoten zu wesentlichen Handhaben geschichtlicher Entwicklung zu machen. Das bringt allerdings Leben in die Geschichte statt der blutleeren Schatten, in denen sich die Schönrednerei von Allgemeinheiten gefiel.

Man war in der Unterlegung allgemeiner Grundgesetze zu weit gegangen, die Nothwendigkeit der genetischen Auffassung legte so logisch schnurgerade Schienen, daß der Freiheit des Geistes gar keine Abweichung, keine Biegung mehr möglich schien — und doch zeigte es sich ganz anders; das frisch quillende Leben läßt sich nicht an Schema's und Kategorien auf- und wieder abhaspeln. Man versuchte daher den andern Weg,

indem man der genialen unberechenbaren Entfaltung alles Lebens seine Berechtigung einräumte; die stutzig machenden Wunderlichkeiten, die unerwarteten Verknüpfungen wurden an die Spitze gestellt und von ihnen abhängig gemacht, ob eine Epoche im Leben der Einzelmenschen oder in dem ganzer Völker sich so oder so wendete.

Die streng genetische, wie die blos anekdotische Auffassung erscheinen aber für sich allein als unberechtigte Einseitigkeiten.

In jedem Einzelmomente herrscht das Allgemeine wie das Besondere, das Unendliche wie das Endliche vereint, nur unser erkennender Geist trennt sie in der Betrachtung, weil er ihre geheimnißvolle Verbindung nicht fassen kann.

Wer in dem Leben eines Menschen dem leitenden Grundgedanken nachgeht, muß bis zum Gesetz des Wachsthums vordringen. Es ist frei, weil es unabhängig von außen aus sich selber seine Bestimmung erhält; es ist aber auch nothwendig, weil bestimmte Voraussetzungen durch Natur und Geschick gegeben sind. So wird man nun in der Entwicklungsgeschichte eines Menschen hervorstechende Thaten finden, die durch eine als zufällig erscheinende äußere Bestimmung oder Veranlassung ins Leben traten. *Diese zufälligen Einflüsse sind aber nichts weniger und nichts mehr als der letzte Sonnenstrahl, der die Hülle der entfaltungsreifen Knospe sprengte.*

Dies muß die Philosophie der Geschichte in den Charakterentwicklungen der Einzelmenschen wie in den allgemeinen Ereignissen erkennen.

Wollte man sich hier überkluger Weise diesen oder jenen Umstand wegdenken, so fände der Spruch seine Anwendung:

Ihr füttert das Pferd mit gutem Haber,
Ihr füttert es mit Wenn und Aber.

Betrachtete man die sogenannten zufälligen Ereignisse und nicht die vorhergangene stetige Entwicklung als das Entscheidende, so würde die Geschichte der Menschen und der Menschheit in zusammenhangslose Anekdoten aufgelöst, die vom Zufall an einander gereiht sind: der ewige Gedanke, das innere Gesetz, das alles Leben hält und bewegt, wäre nirgends zu finden — die Welt wäre gottverlassen.

In jedem kleinen, noch so vereinzelten Menschenleben können wir aber ein stilles Wachsthum, eine Entwicklung erkennen, deren Entfaltung von überraschenden, scheinbar äußerlichen und zufälligen Momenten begleitet sein kann, ohne darum ihr innerstes Wesen aus denselben zu empfangen.

Welch eine eigenthümliche Lebensführung hatte dem Herzen Hebel's die Empfindungsweise des Volkes eingepflanzt, wie lange hegte er sie in sich, bevor er sie dichterisch wiederschuf. Er trat mit und durch Voß auf. Wer darf aber hier ein überkluges Wenn anbringen und sagen: wenn Voß nicht zur Zeit seine plattdeutschen Gedichte veröffentlicht, hätte Hebel vielleicht nie seine allemannischen verfaßt und herausgegeben?

Schon ein flüchtiger Ueberblick zeigt uns, wie grundverschieden Stoff und Dichtungsart bei Voß und Hebel

ist. Während bei Voß in der Darstellung des Bauern- und Naturlebens der gehobene Ton, der starke Schritt vorherrscht, ist bei Hebel alles friedsamer, südlich behaglich. Beide bekunden darin ihren landschaftlichen und landsmännischen Charakter.

Es wäre ein ungerechtes, der Geschichte widersprechendes Verfahren, wenn man eine Rückkehr zur Natur im Göttinger Hainbunde vergessen, wenn man Voß das Verdienst bestreiten wollte, die Rückkehr der volksthümlichen Poesie mächtig begründet und die Idylle auf ihre Naivetät zurückgeführt zu haben, dies darf aber nicht abhalten, einem Dichter wie Hebel seine Eigenthümlichkeit und wesentliche Selbstbestimmung ungeschmälert zu lassen.

Die volksthümlichen Stoffe und ihr Publikum.

Hebel tritt in seinen Gedichten, namentlich in den erzählenden, als ein älterer Bauer auf, der mit reicher Erfahrung und weiser Mäßigung ausgestattet, Schicksale und Leben darstellt. Der Zusatz, den der Titel der allemannischen Gedichte hat: „Für Freunde ländlicher Natur und Sitte" entspricht nicht ganz ihrem Leserkreise; denn dieser Zusatz bezeichnet nur Menschen, die außerhalb des Volkslebens stehen und sich ihm wohlwollend zuneigen. Kein Schriftsteller kann sein Publikum genau bezeichnen; das fertige Kunstwerk, seine Aufnahme und Auffassung ist nicht mehr von ihm abhängig, es wird selbständiges Leben. Jener Zusatz war aber wesentlich vom Geschmack der Zeit bedingt. Hebel selbst hat weitere Linien gezogen, denn er sagt in der Vor-

rede zur ersten Auflage: „Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.“ Wir ersehen hieraus erstlich den ethischen Gesichtspunkt des Dichters, sodann aber auch, daß erst in zweiter Reihe an eine Rückwirkung auf das Volksleben gedacht wurde.

Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in anderen Lebenskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selber neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben. [1]

Welch eine bevorzugte Rolle spielen wundersame Abenteuer und Fahrten, Könige und Grafen, Prinzessinnen und Schlösser in den Geschichten, die in dem Munde des Volkes leben. Der Zug nach Außergewöhn-

[1] Daß Hebel bei dem Leserkreise, den er sich dachte, die „höher Gebildeten“ voranstellte, dazu mochte ihn auch das Bewußtsein einer von ihm mehrfach gebrauchten fremden Form führen, die dem deutschen Volksthümlichen entgegen ist. Es ist dies der Hexameter, welcher bei den größeren Schilderungen und Erzählungen angewendet ist.

Einer meiner Freunde, der früher Pfarrer im Wiesenthal war, wurde einst von einem Bauern daselbst gefragt: ob das auch Verse seien. „Freilich,“ sagte der Pfarrer. „Ei, man hört's doch aber nicht?“ entgegnete der Bauer, der keinen andern Vers kennt, als den mit Schlußreimen und Assonanzen.

lichem giebt diese Richtung. Aus der Alltagswelt verliert sich die träumende und phantasirende Seele in ein ihr höher dünkendes Dasein und schmückt es mit aller Pracht, allem Glanze und allen Seltsamkeiten. So aus sich herausgetreten, findet der Geist ein wohliges Behagen in den freien Spielen der Einbildungskraft; er durchschweift fremde Welten und glaubt sie zu durchdringen.

Hier möchte ich im Voraus bemerklich machen, daß man sehr irrt, wenn man solche Darstellungen für gute und zweckmäßige Volksbücher hält, deren Stoffe treu und wahr aus den Kreisen des Volkslebens genommen sind.

Ich habe in der Einleitung bereits darauf hingewiesen, daß man die Ergötzlichkeiten des Geistes sich gern aus fremden Gebieten holt. Das unmittelbare Leben giebt uns hierfür eine Thatsache an die Hand. Will sich der Städter eine ausnehmende Sonntagsfreude machen, verläßt er all den bunten Tröbel um sich her, setzt eine leichte Mütze auf und wandert hinaus auf das Land, verkostet einmal wieder gestandene Milch und Schwarzbrod, oder macht sich, wie im Urzustande, im Walde gelagert, dort ein Feuer an. Mit einem grünen Zweig auf der Mütze, frische Feldluft in der Brust, kehrt er singend heimwärts. Der Bauer, der Landmann andererseits, freut sich schon oft Wochen voraus auf den Sonntag, da er „nach der Stadt gehen“ wird. Er gönnt und gesteht sich nicht leicht eine Freude als solche, sondern beredet sich, daß er dort gar viel abzumachen habe. Wohl ihm, wenn er sich's nicht blos

einredet, wenn er nicht zu „zinsen“ hat, oder demüthig um Stundung der Frist bitten muß. In seinem besten Sonntagsstaat schreitet er nun dahin, betrachtet sich staunend die hochstockigen Gebäude, die sich immer weiter an einander reihen, verliert sich in das bunte Treiben der Straßen, setzt sich als blinder Passagier, aber nur in Gedanken, in die rasselnden Carossen, betrachtet wieder verwundert und verlangend das seltsame und bunte Tausenderlei hinter den Glasscheiben der Kaufläden und sucht sich die ganze fremde Welt so gut es geht zusammenzureimen, oder vergißt bald Alles beim Glas in der Schenke. Holt er sich auch einen kleinen Stich, so ist nur zu wünschen, daß er von gesundem, unverfälschtem Getränke käme. Er zieht endlich heimwärts, mit sich selber redend und seine Gedanken taumeln oft noch mehr von den wunderlichen Anschauungen als von dem genossenen Getränke. Zu Hause kramt er aus, was er eingekauft, gesehen und gehört, und das auf dem Tisch liegende mitgebrachte Weißbrod will oft so wenig zu dem gewohnten Leben passen, als die fremden Gedanken, die jetzt in der Stube laut werden, bis am andern Morgen die Gewohnheit des Lebens wieder angeht.

Dieses Auf- und Abwogen zu leiblicher Bewegung und Ergötzlichkeit können wir auch bei den geistigen Sonntagsfreuden wahrnehmen; überall ein Hinausstreben aus dem gewohnten Lebenskreise.

Derselbe Widerstreit, der sich in manchen städtischen Bürgerkreisen gegen die Aufnahme des sogenannten bürgerlichen Drama's zeigt, macht sich in seiner Weise

beim Landvolk geltend. Man verlangt von der Poesie, daß sie nicht ein Spiegel des Alltagslebens sei, man verlangt Fremdes, Anderes, man will, daß sie große, die Gesammtheit bewältigende Charaktere und Verhältnisse darstelle.

Würde die Kunst der Porträtirung auch ganz allgemein, man würde in den getäferten Bauernstuben doch nicht leicht Porträts finden. Man erscheint sich hier nicht als so wichtig, um für sich und Andere das Bild der Persönlichkeit festzuhalten. Heiligenbilder mit dem Glorienschein um das Haupt, oder bisweilen geschichtliche Figuren zieren die Stubenwände.

Erst wenn es gelänge, in den untergeordneten Gestalten aus der wirklichen und gewohnten Welt den Widerschein des allbelebenden ewigen Geistes heraustreten zu machen, erst dann mögen sie in ihrer Verklärung wieder in das Volk zurückkehren.

Erst wenn man die große Welt überwunden und in der Erkenntniß erfaßt hat, lernt man in der kleinen sie wiederfinden, in jedem Strauch und in jedem Grashalm die Majestät und Fülle des Gesetzes beachten, in dem das All gehalten ist.

Das Volksthümliche und die romantische Schule. — Hebel und die Romantik.

Es war gegen Ende des vorigen und zu Anfang unsers Jahrhunderts, als die romantische Schule das Volksthümliche wieder aufzuerwecken trachtete. Man tauchte in die Vergangenheit unter, in welcher noch eine in sich geschlossene Weltanschauung die Gesammt-

heit beherrschte, in welcher das Individuum sich noch nicht so frei ablöste, sondern sein wesentliches Gepräge noch von Gemeinzuständen empfing. Mit überschwänglicher Phantasie wurden bunt glänzende Bilder des Volksthümlichen dargestellt, daneben mit sprudelndem Witz der Stolz der abstracten Vernunft gegeißelt, die die Welt nach ihrem dürren Schema umzumodeln trachtete, die, aus der Abstraction heraus, alles Natürliche, organisch nach eigenen Gesetzen Erwachsene, als unberechtigt umstoßen wollte.

So vollkommen berechtigt — geschichtlich und rein vernünftig — dieser Gegenkampf der Romantiker erscheint, eben so verkehrt ist jene Sehnsucht nach einer Vergangenheit, jenes Zurückschrauben auf dieselbe, wenn es mehr sein will als bloße momentane Stimmung.

Es geht im Leben der Völker wie in dem einzelner Menschen. Viele sehnen sich nach der entschwundenen Jugendzeit, da sie noch einig waren mit der Welt, noch glaubten, hoffnungsreich schwärmten. Aber vergebens. Jedes Leben hat seinen nothwendigen Fortschritt. Die schöne Blüthe muß zur Frucht werden, die in ihrer Vollendung noch die Blüthe in sich hegt.

Jene romantische Sehnsucht nach der Blüthenzeit — in Einzelnen wie in ganzen Zeitepochen — muß daher vor der klaren Erkenntniß zurücktreten. Die romantische Schule wollte und konnte das nicht. Auf ihren Gebilden liegt daher eine fliegende Hitze der Sehnsucht, ein jugendlich zauberischer Duft, den man anerkennen kann, aber ohne ihn für etwas mehr gelten zu lassen.

Von nationaler Seite betrachtet erschien die Romantik nicht als eine natürliche Blüthe des Volkslebens, ja nicht einmal in ihren Vertretern zeigt sie sich als eine Forderung des in ihnen verkörperten Nationalgeistes. Im Gegentheil, man ging in leckerhafter Kunstgenießerei bei allen Nationalitäten zu Gaste. Was anfänglich nur behäbiges und behagliches Gelüste war, wurde nach und nach zum theoretischen Grundsatz ausgebildet; es sollte keine Besonderheiten mehr geben, man sollte überall zu Hause sein.

Die kernhafteren Erscheinungen und Gestaltungen des deutschen Volkslebens wurden nicht deshalb heraufbeschworen, weil sie ein nationales Ureigenthum waren, weil das allgemein Menschliche in ihnen ein eigenthümliches Leben gewonnen hatte; man fand Wohlgefallen an diesen Zuständen, weil sie zeitlich fremd waren, wie man sich an dem örtlich Fremden ergötzte.

Warum ist nichts davon in's Volk übergegangen?

Weil sich nirgends der Pulsschlag der Gegenwart herausfühlen läßt. Weil sich in den Romantikern die übermüthigste Subjectivität hervordrängt, während gerade das Volksthümliche eine getreue Hingebung erheischt, bei der man weder rechts noch links schauen darf, um für geist- oder phantasiereich zu gelten.

Das Volksthümliche verträgt, ja erheischt oft die seltsamsten Abschweifungen, aber diese dürfen nicht zur Selbstverherrlichung des Autors in überraschenden Antithesen sich auslegen, um zu bekunden, wie man außer und über seinem Gegenstande stehe; sie sind nur jene muthwilligen Sprünge des Geistes, der, wie

der Volksausdruck sagt, nicht immer bei der Stange bleibt.

Die Romantiker hielten wohl auch den Grundsatz fest, daß die Dichtung Selbstzweck sei, daß sie nichts will und soll als freie Entfaltung ihrer selbst. Aber dieser Grundsatz stand vor und in dem Schaffen immer vor Augen und ließ nicht zu einer unbefangenen Selbstentäußerung kommen. Weil und indem sie sich immer vornahmen, keine Tendenz zu haben, hatten sie eben damit eine und zwar die sich selbst negirende: das immerwährende Draufhinarbeiten, ja keinerlei Tendenz aufkommen zu lassen. Man war aber auch gereizt, sowohl gegen die Theorien mit ihrer Alles schnurgrad stutzenden Zaunscheere, wie auch gegen das Philisterthum mit seinen bürgerlichen Anforderungen und dem Streben, Alles platt zu treten. Aus dieser Gereiztheit entstand die Ungerechtigkeit, sowohl gegen sich selber, als gegen den Feind. Man wollte die Majestät der genialen Subjectivität wahren und steifte und stemmte sich auf untergeordnete Absonderlichkeiten; alle schrullenhafte Bizarrerie wurde zur unveräußerlichen Wesenheit erhoben.

Das Volksthümliche verträgt, ja erfordert oft die seltsamsten Absonderlichkeiten, aber diese dürfen nicht gewaltsam herbeigeführt und aufgeheftet sein.

Aus einer innern, wohl selbstbewußten Nothwendigkeit, konnten darum auch die Romantiker nur äußerst selten Menschen mit alltäglichen Lebensbeschäftigungen zu Helden wählen, um an ihnen die Höhen und Tiefen von Leid und Freud aufzuzeigen, im Gegentheil, sie

hielten sich am liebsten an ganz subjective Naturen, oder wenn sie darüber hinausgingen vorzugsweise an Musikanten, Schnurranten ꝛc. Mit diesen konnte man schon leichter umspringen, konnte Menschen und Natur sich possirlich vor ihren Augen drehen lassen und allerlei seltsamen Spuck treiben.

Auch andererseits blieben die Romantiker subjectiv und konnten darum die Gestalten, die ihnen vorschwebten, nicht emancipiren, nicht dramatisch frei für sich auftreten lassen. Der Unterbau ihrer Werke ist meist so luftig und kunstreich durchbrochen, daß sie nicht in sich ruhen könnten, sondern von außen gehalten werden müssen, dabei aber selten einen wirklichen Ausbau zu tragen vermögen. Sie haben aus ihrer reichen Phantasie so viel Wunderlichkeit auf ihre Figuren übertragen, daß sie dieselben fast nur schildern, nicht für sich gebahren lassen können. Solch ein Held, der aufträte und spräche, wie es seine Verhältnisse und seine Bildungsstufe erfordern, würde oft die ganze um ihn aufgestellte seltsame Welt über den Haufen werfen. Darum bleibt er an den Autor gebunden, der für ihn auftritt. Wir sehen die Welt nur spärlich auf neue eigenthümliche Weise mit den Augen des Helden, sondern fast immer mit denen des Dichters, und der Held selber muß sich oft ironisiren lassen. Ja, der ironische Standpunkt der Auffassung ist — wo man nicht Altes auffrischte — bei neuen Schöpfungen der vorherrschende; es ist, als ob der Autor sagen wollte: ich bin noch viel gescheiter, ich weiß noch viel mehr u. s. w. als diese

meine Gestalten; ich begnade sie nur mit meinem Wohlwollen. — Da fehlt dann die Liebe, die eins wird mit ihrem Gegenstand.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Romantik und der volksthümlichen Dichtung besteht sonach auch darin, daß man in letzterer die sogenannten niederen Zustände alles Ernstes schildert und sie für wichtig genug erachtet, für mehr als zum blosen gnädigen Spaß zu erscheinen.

Aus jener subjectiven und ironischen Haltung der Romantik erklärt es sich auch, warum wir aus ihr keine neuen Lebensgestalten gewonnen haben, die aus der Literatur heraustreten und uns so in der Erinnerung begleiten, als ob wir mit ihnen gelebt hätten. Es ist meist wundersam schöne Traumpoesie, schillernd, funkensprühend, aber auch verflogen wie ein schöner Traum.

Das Volksthümliche verlangt ein völliges Zurücktreten des Autors und es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir oft von den besten Gebilden in diesen Kreisen die Namen der Urheber nicht mehr kennen.

Die romantische Schule konnte sich nicht zur Selbstentäußerung bringen.

Wo sich in der Romantik ein politischer Grundsatz bildete, der noch heutigen Tages in manchen hochgetragenen Köpfen spukt, da möchte man gern das zeitgenössische Leben auf einen willkürlich ausersehenen feudalen Punkt zurückführen. Weder die Gegenwart mit ihren Forderungen, noch diejenige Vergangenheit findet eine Anerkennung, wo das gegliederte Staats-

leben seine festen unentwendbaren Rechte hatte. Man möchte jetzt gern eine büreaukratische Monarchie und dabei doch ein gegliedertes Staatsleben, gerade wie die romantisch ästhetischen Genußmenschen für sich die ungebundenste Subjectivität beanspruchen, vom Volke aber eine völlige Unterordnung und Hingebung an Autoritäten verlangen.

Der Romantiker findet es schön, wenn das Volk allerlei alten Aberglauben nachschleppt; er selber kümmert sich um alles das nicht, findet aber an den poetischen Vorurtheilen des Volkes einen ästhetischen Genuß.

Statt die neuen Ideen poetisch zu verklären und zu einem Abschluß zu führen, wird nur das alte schon an sich Abgeschlossene hervorgesucht, das sich leicht fügt und unterordnet.

So sehr nun auch die Romantik sich von dem Volksthümlichen entfernte, ist es doch wiederum der von ihr ausgehende poetische Hauch, der uns vor dem schmutzigen Realismus der Nachbarvölker bewahrt.

Durch die Romantik haben wir gelernt bei den poetischeren Momenten der Erscheinungswelt zu verweilen. Dies müssen wir festhalten, ohne dabei die trüben Seiten zu verbergen oder zu übertünchen.

Unbestritten bleibt zugleich auch den Romantikern das Verdienst, das alte Volksthümliche literarisch wieder erweckt zu haben.

Wir bedürfen aber nicht des Dämmerlichtes durch gemalte Scheiben, um ein poetisches Farbenspiel zu gewinnen, die Klarheit der Erkenntniß muß zur Poesie werden.

Der Kampf der Romantiker gegen die abstracten Theorien, die alles Leben nach ihren Programmen abschnurren lassen wollen, dieser Kampf setzt sich noch fort im modernen Dichten und Trachten.

Wir wollen Gestalt und Gehalt der Gegenwart nicht zurückschrauben in die politischen, kirchlichen und socialen Zustände der Vergangenheit — so bequem und anziehend sie auch erscheinen mögen, eben weil sie in sich abgeschlossen und fertig sind — wir wollen aber, daß die Kanzlei- und Schulweisheit das heilig halte, was der Volksgeist aus sich selber erzeugt hat, daß die Staatsmaschine vor dem organischen Leben zurücktrete.

Mit Berufung auf das geschichtliche Volksgemüth und seine unantastbaren Wahrzeichen in Sitten und Bräuchen treten wir der mit Ordonnanzen gerüsteten Büreaukratie, wie dem nagelneuen in der Phantasie Einzelner ausgeheckten Radikalismus entgegen; denn beide treffen von entgegengesetzten Seiten in der Despotie zusammen.

Der Jahrtausende alte Volksgeist bequemt sich nicht nach Theorien, die einzelne Hochweise aushecken. Wenn der durch eine lange Geschichte sich entwickelnde Geist eines ganzen Volkes nicht größer wäre, nicht mehr vermöchte, als was ein noch so hoch begabtes Individuum in seinem kurzen Leben aus sich entwickelt, so wäre die Weltgeschichte ein Narrenspiel.

Man kann bisweilen in drängendem Unmuth beklagen, daß der spröde Volksgeist sich nicht von den guten Absichten Mancher packen und zu entsprechenden Zielen führen läßt. Eine tiefere Einsicht muß aber zu der

Beruhigung führen, daß hierin ein tiefes Gesetz liegt. Was wäre aus den Völkern geworden, wo läge ihr unverwüstlicher Kern, wenn es den sogenannten geistlichen und weltlichen Machthabern gelingen könnte, ihn in seinem innersten Wesen umzugestalten? Die Geschichte der Völker wäre nichts als die Geschichte einzelner Menschen, die ihnen das Gepräge ihres individuellen Lebens aufdrückten.

Zu diesem geschichtlich nothwendigen kommt auch noch ein psychologisches Moment. Der wissenschaftlich und theoretisch Gebildete kann durch Erörterung leicht eine Ansicht aufgeben oder sich berichtigen lassen; er ist es gewohnt, verschiedene Seiten der Anschauung zu erkennen, er verliert mit der einen Anschauung noch nicht die Sache an sich, und geschähe es auch, so ergänzt er sie leicht. Der Mann der Erfahrung, der Mann aus dem Volke verliert aber leicht durch das Aufgeben seiner gewohnten Anschauung auch die Sache an sich; aus einem oft unbewußten naturtrieblichen Zuge sträubt er sich daher gegen das Neue, er muß von Natur spröde gegen Neues und Fremdes sein.

In der Darstellung des Volksthümlichen muß man bis zu jenem Punkt vorzubringen suchen, der die innerste Eigenthümlichkeit ausmacht. Je mehr dieser erkannt und herausgebildet wird, um so mehr wird er auch die ihm genehmen Lebensformen gewinnen.

Sollen dem Volke seine natürlichen und geschichtlichen Denkmale nicht nach der neuen Denk- und Sprachlehre corrigirt werden, sondern aus sich heraus neue Formen gewinnen, so muß mit dieser Anerkennung

des vergangenen Geschichtlichen auch die des Zeitgeschichtlichen sich verknüpfen. Freiheit des Individuums ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Es läßt sich nicht mehr Alles im Gemeinbegriffe zusammenfassen und halten, Jeder schafft sich mehr oder minder seine innere und äußere Welt. Daß das freie Individuum Formen und Einrichtungen finde, in denen es sich selbständig mit dem Gesammtwillen zusammenschließe und von ihm getragen fühle, das ist Aufgabe des modernen staatlichen und religiösen Lebens.

Selbsterkenntniß des Volkes ist hiezu der erste Schritt und dies die erste Aufgabe der volksthümlichen Literatur. —

Im Gegensatz zur Romantik und Weltliteratur steht die volksthümliche Poesie nach außen auf dem rein nationalen Standpunkte.

Gerade jetzt, da die Nationen in eine geistige und persönliche Wechselbeziehung getreten sind wie noch nie, gerade jetzt zeigt sich wieder überall eine vorherrschende nationale Besonderheit, zumal in den Dichtungen. Es mag sein, daß wie bei einem starken Individuum, je größer die gesellschaftliche Einwirkung zu werden droht, man um so behutsamer seine Besonderheit vor Verschleifung zu wahren trachtet und sich dabei sogar auf Untergeordnetes und Unwesentliches steift; es mag sein, daß gerade beim Verschwinden einer Besonderheit diese sich nochmals um so entschiedener aufthut; gewiß liegt auch die Erkenntniß des höheren Gesetzes zu Grund, daß die Festsetzuug eines streng einheitlichen Weltreiches der Tod der Civilisation wäre.

Mährchens abgerissen wurde. Es darf nicht mehr genügen, das oft wunderbare Räthsel vom Zusammenhange alles Lebens durch verkörperte Mächte und Kräfte zu deuten, oder vielmehr blos zu veranschaulichen, dies muß, so weit es die Erkenntniß zu fassen vermag, in die Klarheit des Gesetzes erhoben werden. Die Erkenntniß hat hier bereits große Gebiete erobert und muß immer weiter vordringen. Es bleibt noch Räthselvolles genug stehen, man hat nicht nöthig, das offenbar gewordene geflissentlich zu vernieten.

Mag man es auch für prosaische Aufklärung halten, ich stehe fest auf der Ansicht, daß ein Anknüpfen an das Dämonische und Wunderbare eben so sehr auf einen äußern, geschichtlichen, als auch auf einen innern, natürlichen Widerspruch stößt.

Die dünne Schnur, an der ein Amulet um den Hals hängt, mag wenig schaden und sogar eine Zierde sein; aber sie ist ein ausgezogener Faden aus der großen Fessel und dem großen Narrenseil, daran die Menschheit gebunden wird. [1]

Hebel wies dem Mährchenhaften nur den kleinen Raum an, den es wirklich noch im Volke inne hat. Statt sich dabei aber rein gegenständlich zu verhalten, stellt er sich auf den rationalistisch symbolisirenden

[1] So unvergleichlich schön zum Beispiel auch Cl. Brentano's „Geschichte von der schönen Annerl und dem braven Kasperl" ist, möchte ich, neben anderweitiger Häufung der Motive, die Scene mit dem Richtschwert wegwünschen. Die Poesie wird dadurch nicht gehoben und das Ganze erhält damit einen fatalistischen Charakter, der die menschlich einfache Theilnahme beeinträchtigt.

Standpunkt. Dies zeigt sich in dem Gedicht: „Geisterbesuch auf dem Feldberg.“ Obgleich er in der Einleitung sich offenbar harmlos dem Geisterleben hingeben möchte, vermag er es dennoch nicht. Das auch sonst von Hebel geschehene Aufgebot der Engel ist mehr traditionell als neu belebt und hier bleibt die Personifizirung zweier menschlicher Grundleidenschaften eben nur gemacht. Der Gedanke war vor der Personifikation da, ein umwandelnder Geist, der sich nothdürftig einen Körper suchte. — In dem Gedichte „Riedligers Tochter,“ das die schöne Sage von dem zauberischen Spinnrädchen enthält, das allein spinnt u. s. w., wird zuletzt eine rationalistische Wendung genommen.

Gleicherweise erhält in dem „Karfunkel“ das plastisch hingestellte Einwirken des Teufels zuletzt eine ideelle Verflüchtigung.

Konnte sich vielleicht der Dichter Hebel hiebei nicht von dem freisinnigen Theologen losmachen? Fürchtete er ein neues Eindringen des Aberglaubens durch die Poesie?

Wenn man einmal solche Stoffe aufnimmt, müssen sie rein gegenständlich in ihrer eigenen Fassung gehalten bleiben, jede Zuthat fremder Betrachtung bringt ein unruhiges Licht hinein. —

Von den Romantikern unterscheidet sich Hebel auch noch dadurch, daß ein großer Theil, namentlich der erzählenden Gedichte, eine ausgesprochen lehrhafte Richtung hat, während die Romantiker die Poesie als Selbstzweck festhielten, und gewiß mit Recht. Das wahrhaft Schöne versittlicht, ohne eingelegter weiterer

Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend ist der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, sondern als reine Empfindung des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meist gern entbehren. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerschlag," wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was ißisch? i halt's mit," der Bub sagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem sättigen die Erdbeeren nicht. Nun schließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzue? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli si,
Mit Wort und Red und Grueß:
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Sust het me Schimpf und chunt nit wit.

Ist das nun nothwendig die Lehre dieser Geschichte, oder ist sie wirklich nur „dreingegeben?" Die schnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas esse, kann wol mit mehr Recht das Wesentliche dieser Dichtung sein als das „Chäplilüpfe." Die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewissermaßen nichts esse, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergiebt sich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer gehen und hierin Darstellung und Deutung des Verhältnisses finden, daß Alles, was in unserm Culturzustand die Natur noch wild wachsend um uns her stellt, nur Leckerbissen

und eigentlich keine ausreichend sättigenden Nahrungsmittel sind.[1]

Einem für sich selbst sprechenden Gedicht eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hat den ethischen Grundzug nothwendig in sich, dieser darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet,

[1] Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen," besonders hervorhebt, so bedarf die Allgemeinheit dieses Ausspruches gewiß der Einschränkung.

Tendenzen zu bedürfen. Tief erquickend ist der fromme Ton, der durch Hebel's Gedichte geht, nicht jener gemachte, aus feuchten Kirchenmauern geholte, sondern als reine Empfindung des Lebens. Dagegen möchte man den lehrhaften Anhang meist gern entbehren. Ich will hier nur ein Beispiel erwähnen. In dem Gedichte: „Der Knabe im Erdbeerschlag," wird erzählt, daß ein Knabe im Walde Erdbeeren aß, ein Engel kommt dazu und fragt: „was ißisch? i halt's mit," der Bub sagt: „He nüt" (ach nichts) und zieht die Mütze nicht ab. Seitdem sättigen die Erdbeeren nicht. Nun schließt Hebel:

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzue? Mer mueß
Vor fremde Lüte fründli si,
Mit Wort und Red und Grueß:
Und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
Sust het me Schimpf und chunt nit wit.

Ist das nun nothwendig die Lehre dieser Geschichte, oder ist sie wirklich nur „dreingegeben?" Die schnöde Verleugnung des Knaben, daß er etwas esse, kann wol mit mehr Recht das Wesentliche dieser Dichtung sein als das „Chäplilüpfe." Die Folge, daß man nun immer ohne Sättigung oder gewissermaßen nichts esse, wenn man Erdbeeren verzehrt, ergiebt sich ungezwungener; ja man könnte noch tiefer gehen und hierin Darstellung und Deutung des Verhältnisses finden, daß Alles, was in unserm Culturzustand die Natur noch wild wachsend um uns her stellt, nur Leckerbissen

und eigentlich keine ausreichend sättigenden Nahrungsmittel sind.[1]

Einem für sich selbst sprechenden Gedicht eine Nutzanwendung anheften, bleibt darum aber nicht minder mißlich.

Ein Gedicht, in seiner Vollendung als Kunstwerk, ist wie ein Naturerzeugniß, das auch keine Gebrauchs- und Anschauungsweise mit zur Welt bringt und für sich festsetzt; es ist im Gegentheil der mannigfachsten Verwendung und Betrachtung fähig. Nicht einmal der Dichter selber hat das Recht, die allein geltende Deutung seines Kunstwerkes festzusetzen. Suchte er auch eine ihm klar vorschwebende Idee zu gestalten, so kann sich doch, ohne sein Wissen, während des Schaffens etwas Anderes als Mittelpunkt hervorgedrängt haben. Das unmittelbare Leben tritt hier in eine Berechtigung, die sich durch keinen vorgefaßten Entwurf absperren läßt. Kein dichterisches Kunstwerk läßt sich streng und allein nach dem vorher gefaßten Gedanken ausführen; in der Ausführung selber herrscht eine neue, stets sich fortentwickelnde und modifizirende Produktivität.

Dieses Gesetz herrscht in der Kunst wie in dem organisch sich fortbildenden Leben.

Das Kunstwerk hat den ethischen Grundzug nothwendig in sich, dieser darf aber nicht in formulirte allgemeine Sätze gefaßt, auf fliegende Zettel verzeichnet,

[1] Wenn daher Gervinus bei Hebel „die naiv beigebrachten Lehren, die nirgends den Lehrmeister verrathen," besonders hervorhebt, so bedarf die Allgemeinheit dieses Ausspruches gewiß der Einschränkung.

den Gestalten um den Mund hängen; aus der ganzen Fassung des Lebens muß er von selbst sprechen und muß dem selbstthätigen Beschauer überlassen bleiben, dem, was den Schöpfer belebte, nachzugehen.

Bei der Dichtung für einen bestimmten Zweck mag die Dogmatisirung hingehen, weil die Gestaltung hier überhaupt weiter nichts als Illustration eines allgemeinen Gedankens ist; sie ruht nicht in sich, wie das Kunstwerk, wie das organische Erzeugniß, durch das ebenmäßig vertheilte Gewicht, sondern stützt sich auf ein außer ihr Festgestelltes.

Man muß im Leben und Thun, besonders aber im dichterischen Schaffen, den Muth haben, sich verkennen oder nicht richtig erkennen zu lassen. Das erklärende Beispringen wird glücklichsten Falls blos lächerlich. Freilich wird jene Selbstverleugnung im großen Ganzen wie in einzelnen Theilen oft sehr schwer, und trotz der besten Vorsätze kommt man oft davon ab.

Für die Volksdichtung steht hier namentlich die Bibel als Muster da, die die tiefdeutigsten Thatsachen unbefangen hinstellt.

Schillers Ideal eines Volksdichters. — Idealistische und realistische Dichtungsart.

Schiller hat in seiner hohen Weise auch theoretisch das Ideal eines Volksdichters aufgestellt. Er faßt beide Seiten (die Dichtung aus dem Volke und für das Volk) zusammen, wie sie in dem Ideale auch wiederum zusammenfallen müssen. „Popularität ist ihm — sagt er in der Beurtheilung von Bürgers Gedichten — weit

entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Lösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volkes anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen blos menschlich ist, gleichsam den verlorenen Zustand der Natur zurückrufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit wird er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben nur Nachhülfe geben und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoff-

nung u. dgl. m., einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen."

An einer weiteren Stelle sagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern."

Dieser erhabenen Schilderung gegenüber, die Zug für Zug das edelste und umfassendste Vorbild darstellt, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzusetzen, nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart seien gestattet.

Man ersieht aus dem Angeführten wie aus anderen ästhetischen Aufsätzen, wie sehr auch Schiller die Versöhnung von Idealismus und Realismus zur Bedingung der lebendigen Poesie setzte.

Wie schroff stellt sich die Gegenwart diesen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunstform", wie man es nennt, soll man sich wesentlich nur noch bedienen,

nung u. dgl. m., einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Ueberzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein ungeduldiges, einstimmiges Verlangen würde sie endlich selbst der Vernunft abfordern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefsinns zu spielen, den Gedanken von der Form loszumachen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen."

An einer weiteren Stelle sagt Schiller: „Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Namen zu verdienen. Ihm kommt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung sein in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beimischungen zu befreien, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat, desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern."

Dieser erhabenen Schilderung gegenüber, die Zug für Zug das edelste und umfassendste Vorbild darstellt, darf man es kaum wagen, etwas hinzuzusetzen, nur einige Andeutungen in Bezug auf die Gegenwart seien gestattet.

Man ersieht aus dem Angeführten wie aus anderen ästhetischen Aufsätzen, wie sehr auch Schiller die Versöhnung von Idealismus und Realismus zur Bedingung der lebendigen Poesie setzte.

Wie schroff stellt sich die Gegenwart diesen ewigen Anforderungen gegenüber. Der „Kunstform", wie man es nennt, soll man sich wesentlich nur noch bedienen,

um diese und jene Ideen und Zustände an den Mann zu bringen; je greller und mißtönender, desto besser.

Die realistische Seite der Poesie soll so stark vorgekehrt werden, daß auch die Poesie wie die meisten Lebenszustände keinen Abschluß in sich finden können.

Eine bloße Tendenzdichtung, die, statt allgemeiner Sätze, Personen und Ereignisse als Beweisführungen gruppirt, eine solche mag vorherrschend bei den dunkeln und unfertigen Partien des Zeit- und Weltlebens verweilen; sie mag dann mit einem mißtönenden, grellen Klang plötzlich abbrechen, gerade um dadurch eindringlich zu machen, wie düster, unfertig und unharmonisch die Zustände des Lebens sind. Ein Kunstwerk dagegen muß zu einem in sich versöhnten Abschlusse gelangen. Zu diesem Behuf müssen die Lichtseiten in all dem grausen Wirrwarr bestimmt hervorgehoben werden, weil in ihnen die Strahlen der endlichen Versöhnung ausströmen. Der Dichter richtet und ordnet auch die auf Grund der Wirklichkeit von ihm auferbaute Welt nach höheren Gesichtspunkten, er schaltet frei, er kann und soll abschließen, wo die Wirklichkeit noch in Halbheit und Zerrissenheit verharrt. Wie er Stimmungen und Charaktere zu Consequenzen führt, die sie vielleicht äußerlich nie gewonnen, so kann er auch die Ereignisse zu einem Abschlusse führen, den die baare Wirklichkeit noch nicht giebt. Das kann er aber nur, wenn er einen bis zu einer gewissen Festigkeit erlangten Boden hat, nicht erst gestern angeschwemmtes lockeres Land, das vielleicht morgen die Fluth wieder verschlingt. Beziehungen und Kämpfe, die noch durchaus keinen

Abschluß ertragen, die jeder vorgreifenden Lösung widersprechen und bei denen der Dichter an eine außerhalb der Poesie liegende Macht (an die Zukunft der Geschichte) appelliren und ihr den Abschluß anheim stellen muß, den er nicht prophetisch zu ahnen wagt — solche sind nicht Gegenstand der Poesie. Man kann hier durch Gestaltungen die Debatte beleben, ein Kunstwerk aber nicht daraus bilden. Die strengen Politiker freilich kümmern sich wenig um dieses letzte, sie wollen die Dichtung feuilletonisiren, die Dichtung soll die Erörterung des Zeitungstextes in Gestalten ausführen, oder auch nur die Erörterungen den Gestalten in den Mund legen. In Deutschland namentlich, wo der Erörterung so empörende Schranken gesetzt sind, findet dieselbe bisweilen noch eine ungehindertere Entfaltung unter dem „poetischen Gewande“ und hiermit auch ein Eindringen in Kreise, die für theoretische Erörterung als solche unzugänglich sind. Was kümmert sich eine einseitige Politik um die Barbarei in der Kunst? In dem Bankbruch der Gegenwart soll auch die Kunst mit draufgehen.

Es hieße aber, eine hohe Errungenschaft daran geben, um sie einst um so mühsamer wieder zu erobern, wenn man, unbekümmert um die Kunst, der Nützlichkeitspoesie huldigte. Wie es die Aufgabe ist, über die Erschütterung aller Zustände hinweg, in der wir stehen und der wir noch entgegengehen, die Cultur im Allgemeinen zu retten, so müssen wir auch die Kunst wahren und einer durch bloße Tendenzdichtung herbeigeführten Versunkenheit des Geschmacks entgegenarbeiten. Die frei

bildende Kunst und selbst die höher gefaßte Porträtirung rückt uns die Wirklichkeit in die ihr genehmste Stellung und stellt uns in den entsprechenden Gesichtspunkt. Das Verunstaltende ist darum nicht übersehen, der Unrath und das Niedrige gehört aber nicht in die Kunst, so pikant auch diese Beigabe sein mag.

Einen Abfall von seiner Sendung, oder eine Unmacht ihr zu genügen verriethe aber der Dichter, der vom wirklichen Leben ansetzt, wenn er die Lichtseiten lostrennte von dem dunkeln Hintergrund, auf dem sie ruhen. Das hat uns in Bezug auf die Dichtung aus dem Volk jene wesenlosen pathetischen Figuren gebracht, die leicht durch einen einzigen Zug in ihr Gegentheil verkehrt und parodirt werden, weil sie nicht stets ihren Gegensatz mit sich führen. Aus den Kreisen des Volkslebens hat ehedem ein verkehrter weichlicher Geschmack die süßlichen Tändeleien der Schäfer- und Idyllenpoesie geschaffen. Man ist aus Arkadien wieder heimgekehrt. Ebenso einseitig wäre aber ein anderes Extrem, jetzt vorzugsweise das Vierschrötige, oder gar das Krasse, Haarsträubende aus dem Volksthümlichen herauszuheben.

Es ist eine Versündigung gegen die Poesie wie gegen das Volksthum, wenn man, herrschender Mode zufolge, das Ungeheuerliche, Bizarre und sich Ueberstürzende in den Volksgemälden vorwalten läßt. Freilich ist ein Wassersturz, da der Strom sich gewaltsam einen Weg bahnt und fast sich aufzulösen scheint, anziehend, mit Recht läßt man den Blick länger bei demselben verweilen; aber es muß auch der stille Lauf des Stromes und seine reiche Segnung verfolgt werden.

Abgesehen von der Rückwirkung solcher Darstellungen auf die geschilderten Kreise, erheischt es die Natur derselben nothwendig, daß man den friedlichen Lauf und die hohen Seelenzüge, die sich in dem Kleinleben offenbaren, mit treuem Auge verfolge. Ich lasse hier die Verbrecherpoesie, die ihre krausen Gebilde gern in die Volkskreise versetzt, zunächst dahingestellt; ich bemerke nur, daß es nach jeder Seite hin verderblich ist, vorzugsweise die pathologischen Zustände herauszuheben und solche gar als normale darzustellen; ich will nur noch auf die Carrikatur hinweisen, die bei der Darstellung von Volkszuständen leichtes Spiel hat, weil hier Alles scharf markirt heraustritt, in groben Zügen, während die feineren Linien nicht so offenkundig und augenfällig daliegen. Auch wer nicht eigentlich zeichnen kann, wirft oft leicht eine Carrikatur hin. Das Volksthum erheischt aber und gewiß mit Recht, eine geübte und sichere Hand.

Die Flöte, mit ihrer vorherrschenden Sentimentalität, ist als Soloinstrument außer Gebrauch gekommen, ebenso sind auch die ehedem in der Volkspoesie vorherrschenden Flötentöne verschwunden. Unpassend wäre es nun aber andererseits, immer die große Trommel zu rühren.

Der heimatlosen, geschniegelten Schäfer- und Idyllenpoesie gegenüber war es schon ein großer Fortschritt, daß Hebel wie andere Zeitgenossen das Idealere als der Wirklichkeit innewohnend darstellten, und zwar wie es in einem bestimmten Volksstamm sich kundgab. Diese Selbstbeschränkung brachte es auch hier wie überall mit

sich, daß kein ausgetreten Traditionelles, sondern nur das lebendig und wirklich Empfundene sich offenbarte. Hebel neigt sich noch vorherrschend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und sinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der staatlichen und häuslichen Verhältnisse einzudringen, ohne überhaupt die Verunstaltungen des Menschenthums bestimmter ins Auge zu fassen; dabei läßt er aber die handfeste Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrschenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanschauung hielt dabei allerdings das Eindringen des krassen Realismus aus dem Heiligthum der Poesie fern, und wesentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die volle Wahrheit der Leidenschaft gezeichnet. Wenn sich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und fast nur weiche und sinnige, so muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines protestantischen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in sich hegte. Wie sich die oberdeutschen Protestanten schon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholischen unterscheiden, so liegt auch über der Seele ein gewisser stiller Ernst, der darin seinen Ursprung hat, daß sich hier das Individuum mehr oder minder seine Lebens- und Weltanschauung selbst schaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberschreitungen der gesetzten Ordnung wird hier in die Seele hinein-

verlegt, keine äußere Freisprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Last ab. Die Freude und der Jubel zeigt sich demgemäß hier oft nur so zu sagen als witziger Ernst, nicht in jenem kecken, sorglosen Durchbrechen aller Dämme, wie sich in katholischen, schwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgiebt.

So stimmte der witzige Ernst Hebels mit der Individualität seines Volkes zusammen.

Wenn er sich indeß auch noch hierin eine Selbstbeschränkung auferlegte, so lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichterische Schaffen, ein inneres Verhältniß stimmte mit dem äußern überein. Diese Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er stieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob sich zu demselben, das Allemannische war die höhere Sprache seiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zartesten Regungen fest; das Grobkörnige war schon von vorn herein ausgeschieden. Nie hat Hebel das Allemannische in Prosa gebraucht, nie einen jener unübertroffenen Schelmenstreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelschmied im Allemannischen erzählt; es blieb die heilige Sprache seines Herzens.

Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten.

Mit dem realistischen Charakter der Volksgeschichten ist auch die meist tragische Wendung derselben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anschluß an die äußere Wirklichkeit, sondern auch in der innern,

sich, daß kein ausgetreten Traditionelles, sondern nur das lebendig und wirklich Empfundene sich offenbarte. Hebel neigt sich noch vorherrschend den lichten Seiten des Volkslebens zu; er hebt die zarteren Regungen und sinnigen Betrachtungen hervor, ohne tiefer in die Noth und das Elend der staatlichen und häuslichen Verhältnisse einzudringen, ohne überhaupt die Verunstaltungen des Menschenthums bestimmter ins Auge zu fassen; dabei läßt er aber die handfeste Derbheit doch nicht verkennen. Bei aller vorherrschenden Liebe zum Sinnigen, klingt das Derbe, der Uebermuth und die kecke Laune doch lebendig heraus.

Die Zeitanschauung hielt dabei allerdings das Eindringen des krassen Realismus aus dem Heiligthum der Poesie fern, und wesentlich gewiß mit Recht.

In den erzählenden Gedichten hat Hebel die volle Wahrheit der Leidenschaft gezeichnet. Wenn sich in den Liedern weniger Schelmen-, Spott- und Trutzlieder finden, und fast nur weiche und sinnige, so muß man vor Allem bedenken, daß Hebel die Eigenthümlichkeiten eines protestantischen Zweiges der Allemannen vor Augen hatte und in sich hegte. Wie sich die oberdeutschen Protestanten schon durch ihre dunkeln Trachten von den hellen, flatternden katholischen unterscheiden, so liegt auch über der Seele ein gewisser stiller Ernst, der darin seinen Ursprung hat, daß sich hier das Individuum mehr oder minder seine Lebens- und Weltanschauung selbst schaffen, erhalten und bilden muß. Die Verantwortlichkeit und Sühne für etwaige Ueberschreitungen der gesetzten Ordnung wird hier in die Seele hinein-

verlegt, keine äußere Freisprechung kommt hiebei zu Hülfe und nimmt die Last ab. Die Freude und der Jubel zeigt sich demgemäß hier oft nur so zu sagen als witziger Ernst, nicht in jenem kecken, sorglosen Durchbrechen aller Dämme, wie sich in katholischen, schwarzwälder und tyroler Liedern z. B. kundgiebt.

So stimmte der witzige Ernst Hebels mit der Individualität seines Volkes zusammen.

Wenn er sich indeß auch noch hierin eine Selbstbeschränkung auferlegte, so lag dies zum Theil auch in der Stellung des Dichters Hebel als Kirchenrath. Dies brachte aber keinen Mißklang in das dichterische Schaffen, ein inneres Verhältniß stimmte mit dem äußern überein. Diese Dichtungen waren für Hebel, bei aller Naturwahrheit, doch ideale Erhebungen; er stieg nicht hinab zu dem Volksthümlichen, er erhob sich zu demselben, das Allemannische war die höhere Sprache seiner Empfindungen, in ihren Rhythmen hielt er die zartesten Regungen fest; das Grobkörnige war schon von vorn herein ausgeschieden. *Nie hat Hebel das Allemannische in Prosa gebraucht*, nie einen jener unübertroffenen Schelmenstreiche des Zundelfrieder oder des Zirkelschmied im Allemannischen erzählt; es blieb die heilige Sprache seines Herzens.

Die tragische Schlußwendung der Volksgeschichten.

Mit dem realistischen Charakter der Volksgeschichten ist auch die meist tragische Wendung derselben verbunden. Dies liegt aber nicht nur in dem Anschluß an die äußere Wirklichkeit, sondern auch in der innern,

rein idealen Folgerichtigkeit der schöpferischen Phantasie begründet.

Alle Geschichte, die äußerlich wie die ideal wirkliche, bewegt sich innerhalb des Gegensatzes. Das in sich verschlossene Naturleben, das rein und frei sich aus seinen eigenen Gesetzen entwickelt, in gegensatzloser Unschuld — wo die Begriffe von gut und böse noch nicht statt haben, weil hier der reine Standpunkt des Naturgemäßen inne gehalten wird — Alles dies hat noch keine Geschichte, die sich erst durch den Conflict der Gegenseitigkeit erzeugt und beim Menschen alsbald mit dem Gemeinleben beginnt, wie uns auch die älteste Urkunde des Menschengeschlechts berichtet. Alle Bildung, alles Staatsleben, alle Religion hat zu ihrem letzten Endzwecke: die Entzweiung durch den Gegensatz wiederum zu einen, den Durchgang durch die Welt durch deren Bewältigung zu vollenden und in jenes in sich harmonische Leben zurückzuführen, Natur und Gesetz wiederum zu vereinen als Naturgesetz, wo Freiheit und Nothwendigkeit wieder zusammenfallen, aber erhöhter als in ihrer Ursprünglichkeit, weil erfüllt von dem Gegensatz, wo man — wie die Bibel sich ausdrückt — Alles aus Liebe thut, und wo, wie Spinoza den Durchgang, die Vermittlung durch den Gegensatz näher bezeichnet, die intellektuale Liebe herrscht, wo der ursprüngliche Gehorsam gegen die Natur und die freie Bewältigung derselben wieder eins geworden sind.

Wie in der äußerlich wirklichen Welt solches noch nirgends zu finden ist, so ist es auch in der aus der freien Phantasie geschaffenen nur selten möglich, die

Vollkraft des Daseins aus dem Widerstreit der Welt in seiner Erhöhtheit herauszuretten.

Dies liegt mit in der Endlichkeit unseres Daseins und Denkens.

Daß die Hingebung des Individuums eine absolute sei und doch wiederum aus der zusammenbrechenden Welt sich die Vollkraft des Lebens herausrette, nicht in relativer Resignation, sondern in ungetheilter Ursprünglichkeit — das sind Gegensätze, deren gerechte Vermittlung selten gelingt.

Die Poesie wie die Religion faßt daher das Leben als das endliche und scheut den Tod für die Hingebung nicht.

Alles Leben verzehrt sich und nur die ewigen Gesetze bleiben; diese in Gestaltungen heraustreten zu lassen, ist Aufgabe der Poesie. Mit der Beendigung des Kampfes hat die Poesie ihr Endziel erreicht und hebt sich selbst als Poesie auf. Wird die Leidenschaft und ihr Gegensatz absolut gefaßt, so können wir menschlich bedauern, daß es zur tragischen Selbstverzehrung führt, poetisch nothwendig aber ist es. Hier kommt keine äußerlich moralische Rücksicht in Betracht, es gilt nur die innere Genesis eines nothwendig fortschreitenden Lebensprozesses darzustellen; Anderes von der Poesie verlangen, hieße ihr fremde Bedingungen aufnöthigen.

Es ist ein in sich frivoles Verfahren, wenn man in hausbackner Weise, um Hörern und Lesern den tragischen Schauer zu ersparen, einen tiefen Conflict anregt und begründet und doch am Ende nachgiebig umbiegt. Will man das, darf man nur auf Relatives,

auf reservirte Neigungen, auf Mißverständnisse und dergleichen bauen. Die tragische Endung des absoluten Conflictes kann und muß auch die Versöhnung in sich tragen, wenn sich diese auch nicht in einer bestimmten Formel fassen läßt; sie mag uns jenes Rauschen der Urmächte vernehmen lassen, das sich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weise die reine Selbständigkeit der Poesie gewahrt; sie beanspruchten für die Poesie ein Aehnliches wie die reine Instrumentalmusik, die zu nichts Handlichem dient, sondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt sich die absolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geschaffenen Poesie als innere Nothwendigkeit heraus, so tritt solche noch äußerlich hinzu bei der Poesie, die sich an das Leben anschließt, wie es im Volke sich gestaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, sie wird hier leicht zur absoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt sich.

Daß ein Individuum seine eigenen beklemmenden Zustände oder die der Zeit- und Volksgenossen — wenn sie seine Seele erfüllen — als endliche, als kritische Uebergänge fasse, darüber hinweg nach einer bessern Zukunft schaue, in der Zuversicht dieses Glaubens sich und die bessere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, deren selbst die gewaltigsten Geister, gewohnt sich an jenseitige Ideale zu halten, nur selten fähig sind.

Das Hinausschwingen über die Gegenwart ist aber auch vielfach schuld an der Lahmheit unserer Zustände; man will nicht mehr Alles drauf und dran geben, um das als nothwendig sich Ergebende jetzt und über alle Hindernisse hinweg durchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit sich, daß man Charaktere aus dem Volk wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menschliche oder sociale Conflikte bis zur tragischen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den moralischen als den ethischen Gesichtspunkt in seiner umfassenden Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflict zur friedlichen Versöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem resignativen Charakter sondern in ihrer frischen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleise führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poesie nur ihren inneren Gesetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenschaft einer in sich unver-

auf reservirte Neigungen, auf Mißverständnisse und dergleichen bauen. Die tragische Endung des absoluten Conflictes kann und muß auch die Versöhnung in sich tragen, wenn sich diese auch nicht in einer bestimmten Formel fassen läßt; sie mag uns jenes Rauschen der Urmächte vernehmen lassen, das sich unter der Oberfläche des Lebens bewegt, und hat damit genug gethan.

Die Romantiker hatten in ihrer Weise die reine Selbständigkeit der Poesie gewahrt; sie beanspruchten für die Poesie ein Aehnliches wie die reine Instrumentalmusik, die zu nichts Handlichem dient, sondern blos unendliche Gedanken anregt.

Stellt sich die absolute Vollendung bei der aus freier Einbildungskraft geschaffenen Poesie als innere Nothwendigkeit heraus, so tritt solche noch äußerlich hinzu bei der Poesie, die sich an das Leben anschließt, wie es im Volke sich gestaltet.

In den dunkeln Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblättrig und offen bis in den Herzensgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen.

Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahrt, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen, herzhaft, ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Muth, man weicht ihr nicht aus, sie wird hier leicht zur absoluten, das ganze Sein brennt in ihr und verzehrt sich.

Daß ein Individuum seine eigenen beklemmenden Zustände oder die der Zeit- und Volksgenossen — wenn sie seine Seele erfüllen — als endliche, als kritische Uebergänge fasse, darüber hinweg nach einer bessern Zukunft schaue, in der Zuversicht dieses Glaubens sich und die bessere Welt herausrette, dazu gehört eine Kraft des Gedankens, deren selbst die gewaltigsten Geister, gewohnt sich an jenseitige Ideale zu halten, nur selten fähig sind.

Das Hinausschwingen über die Gegenwart ist aber auch vielfach schuld an der Lahmheit unserer Zustände; man will nicht mehr Alles drauf und dran geben, um das als nothwendig sich Ergebende jetzt und über alle Hindernisse hinweg durchzuführen.

Darum brachte es auch eine innere Folgerichtigkeit und nicht eine Mode mit sich, daß man Charaktere aus dem Volk wählte, die noch einem einzigen Gedanken ihr ganzes Sein widmen, um an ihnen rein menschliche oder sociale Conflikte bis zur tragischen Vollendung durchzuführen.

Bei der Schrift für das Volk, die mehr den moralischen als den ethischen Gesichtspunkt in seiner umfassenden Bedeutung im Auge hat, da mag es darauf angelegt werden, den Conflict zur friedlichen Versöhnung zu führen, und hier kann die Religion, nicht blos in ihrem resignativen Charakter sondern in ihrer frischen Erhebung, den Lebensgang in ruhiges Geleise führen. Bei der Dichtung aus dem Volke, in der die Poesie nur ihren inneren Gesetzen folgt, führt es oft nothwendig dazu, die Leidenschaft einer in sich unver-

bogenen und unbeugsamen Natur in ihrer ganzen Zerstörungskraft darzustellen.

Das Volksthum gegenüber dem Polizeistaat und der Kirchenpolizei.

Wie in der Körperwelt so noch weit mehr in der Geisteswelt giebt es unwägbare Stoffe, die sich von keinerlei Werkzeugen und Kategorien einfangen lassen. Dahin gehören, wie bei Einzelcharakteren, so auch bei ganzen Völkern, jene besondern Merkmale ihres eigensten Lebens, die ihnen keine Pädagogik aufgedrückt, sondern die sie organisch aus sich gebildet haben.

Die unerschöpflichen Gründe des Volksthums sind das Palladium einer Nation, die die Besonderheit ihres Daseins bedingen. So unscheinbar sich hier auch Manches darstellt, so bildet es doch das schützende Blatt für Blüthe und Frucht, für Gemüth und That.

Es bedarf kaum einer Aufzählung der Sünden, mit denen dem deutschen Volksthum mitgespielt wurde: die Ausländerei der vornehmen Stände, der Dünkel der Gelehrten, und vor Allem der Hans Dampf in allen Gassen, der moderne Polizeistaat mit seiner zutäppischen Vielregiererei, hat die zartesten Keime des Volksthums zerdrückt und verunstaltet.

Es ist keine blos willkürliche oder von Feindseligkeit eingegebene Erfindung, wenn man Bestehen und Handhabung der modernen „Staatsmaschine" als den mechanischen Polizeistaat bezeichnet. Was geschieht denn wesentlich anders, als daß man alles natürliche Wachsthum am Polizeistock groß ziehen will? Befehlen,

Verbieten und Ueberwachen dieser Verordnungen, das sind die Künste des Polizeistaats.

Daß man etwas anerkenne, das sich nicht einregistriren läßt, daß man etwas hege, was zu seiner Erscheinung nicht erst auf das Decret wartete — wie sollte das die Kanzleiweisheit über sich vermögen?

Die reichste, nie versiegende Quelle des Rechtslebens ist das Gewohnheitsrecht, der Polizeistaat hat nur seinen einzigen untrüglichen Canon: das Regierungsblatt.

Das Volksthum ist das Heiligthum einer in sich verbundenen Menschengemeinschaft, der Polizeistaat kennt kein Heiligthum, außer etwa noch die Kirche, weil und in sofern sie auf anderm Wege der Polizei Handlangerdienste leistet.

Die ganze heute geübte Regierungskunst ist eine wesentlich negative, was noch als positiver Kern im Volke bleibt, muß sich ohne die Regierung und trotz derselben erhalten.

Man trete hinaus unter das Volk und sehe nur, wie der Polizeistaat mit dem Volksthum, mit Bräuchen und Sitten, mit Festen u. s. w. wirthschaftet; da soll es keine Regung geben, die nicht überwacht, regulirt und registrirt ist. Am schnellsten ist man aber fertig, wenn man verbietet.

Ein Baum, der ein Jahrhundert zu seinem Wachsthum bedarf, ist in einer Stunde gefällt; ein Volksgebrauch, der sich seit undenklichen Zeiten in die Gemüther einlebte, man wirft einige Zeilen auf einen Stempelbogen, streut Sand darauf — die alte Sitte ist begraben.

Man hat den Muth und die Kraft nicht, etwaigen Abschweifungen durch Versittlichung entgegenzuwirken, man wählt den bequemeren Weg — man verbietet, man hat ja Polizeibüttel genug.

Ich kenne eine Gegend, in der ehedem zur Fastnachtzeit in jedem Dorf ein Umzug gehalten wurde, wobei es allerlei spaßhafte Geschichten gab und allerlei Reden rc. gehalten wurden. Natürlich hat man das verboten, es kann ja etwas vorkommen, was diese oder jene Lächerlichkeit geißelt; und dann: wie darf man eine Rede halten lassen, die nicht vorher censirt ist?

Der Polizeistaat ist empfindlich, muß es seiner Natur nach sein, weil er seine Würde in der Uniform bekundet und jeden Augenblick seine Amtsehre angegriffen sieht.

In derselben Gegend war es von jeher Sitte, daß die Burschen jeden Abend, und am Sonntag auch die Mädchen, schaarenweise singend durch das Dorf zogen. Es soll nun in neuerer Zeit manches Lied aufgekommen sein, das allerdings ungehörig ist; statt aber durch Veredlung entgegenzuwirken, wählte man natürlich das einfachere Verfahren und verbot alles und jegliches öffentliche Singen.

Wozu soll überhaupt das unversteuerte und nicht in der Schule gelernte Singen? wozu sollen Volksspiele und dergleichen dem Polizeistaat nützen?

In einer andern Gegend zieht der griesgrämige Pietismus gleichfalls an demselben Karren mit der Kanzleiweisheit. Man hat von „Pfarramtswegen“ verboten,

daß am Sonntag überhaupt Tanzmusik gehalten werde. Man soll am Sonntag beten und noch einmal beten und dann von heiligen Dingen sprechen. Daß der Sonntag für die Arbeitenden auch ein Freudentag sei, das soll nichts mehr gelten. Die reichen Städter können sich einen Wochentag zu Fest und Tanz bereiten; das kann der Bauer und Handarbeiter nicht. Wie der Polizeistaat gegen jegliche Regung des individuellen Lebens, so ist die künstlich angesetzte Pietisterei gegen jeden frischen Lebensgenuß empfindlich, sie kann ihn ihrem innersten Princip nach nicht dulden. Darum treibt man Mißliebiges mit dem Amtsstil aus.

Ich mag die Beispiele nicht vermehren, wer nicht eine Amtsbrille aufhat, kann sie täglich selber sehen.

Es wäre eine ungerechte Anmuthung, daß der Polizeistaat sich selber aufgebe, indem er irgend etwas frei gewähren lasse.

Ich habe bereits oben angedeutet, daß bei alledem das Volksthum nicht zu Grunde zu richten ist.

Es ist ein tiefes Gesetz in der Menschennatur, daß es nie gelingt, das innerste Wesen eines andern Individuums ganz in die Hand zu bekommen, um es nach Willkür zu modeln. Eltern und Erzieher erfahren dies an den Kindern, und die Pädagogik hat bereits darauf ihr neues Verfahren gegründet. Noch viel weniger gelingt jene gänzliche Bewältigung bei einem Volke. Das organische Staatsleben der Zukunft wird sich darnach zu richten haben.

Das Volksthum in seinen Erscheinungen, in Bräuchen und Sitten, ist wie alles Leben den Wandlungen unter-

worfen. Wie die Trachten, wie namentlich die Dialekte eine geschichtliche Entwicklung nach zeitweiligem Feststehen bekunden, so schafft sich auch das Volksthum, über die Einwirkungen der Schulen und Kanzleien hinweg, neue Lebensformen. Mit Absterben der gewohnten Formen ist das Wesen noch nicht aufgehoben. Die Klage über das Verkommen dieser und jener sinnigen Form ist daher eine müßige: es werden neue kommen, nicht minder beziehungsreich und anmuthig, wenn man nur der freien Entfaltung Raum gönnt.

Die volksthümliche Dichtung hat hier eine doppelte Aufgabe. Einerseits die durch natürliche Ueberlebtheit oder durch die Macht des Polizeistaates verschwindenden Formen des Volksthums in festen freien Gestaltungen für das nationale Bewußtsein zu erhalten, und andererseits von hier aus Anknüpfungen für neue Bildungen zu geben.

Dies entspricht sowohl dem innersten Wesen der Poesie überhaupt, als der volksthümlichen insbesondere.

Die volksthümliche Sprache überhaupt und die Mundart insbesondere. — Die Dichtung in der Mundart. — Ein Wort über das Volksdrama.

Von dem eigentlichen Ursprung der Sprache, der kein willkürlicher ist sondern unmittelbar in die Natur des Menschen gelegt dieselbe in ihrer Wesenheit bedingt, sind wir zu weit entfernt, um noch daraus schöpfen zu können; dagegen muß ein Anschluß an die volksthümliche Sprache, wie sie sich organisch und aus der

Anschauung weiter bildet, zur frischen Belebung von Bedeutung sein.

Die Volkssprache geht noch wesentlich von der sinnlichen Anschauung aus. Von der volksthümlich lebendigen wie von der alten Sprache gilt, was Jakob Grimm sagt: „Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör und Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener.“

Dieses letztere ist nothwendig und mag doch auch wiederum zur Poesie führen. Die selbständige und subjective Wahrnehmung der Merkmale wiederholt sich fort und fort und tausendmal Gesehenes wird neu erfaßt und bezeichnet, als ob es jetzt zum Erstenmal erschiene.

Die Naivetät der volksthümlichen Sprache besteht nicht nur in dem Bestimmten, Gesunden, wie es Grimm so treffend bezeichnet, sondern auch oft in dem kindlich Herumtastenden, wo man noch keine fertigen Schablonen und stehenden Redensarten für Alles hat, sondern sich erst die Merkmale sucht, neue Worte schafft und alte neu bildet. Das Uebertragen von Menschlichem auf die äußere Natur, wie das gegentheilige Veranschaulichen des Menschlichen durch äußerlich Gegebenes, führt auf und ab zur Poesie. Der Satz: der Mensch ist das Maß der Dinge, gilt erst von der Bildungsstufe, die in das Bewußtsein tritt oder bereits in ihr

steht; ihr voraus geht die Stufe, die menschlichen Besonderheiten durch die Natur zu erklären. Beide Elemente sind thätig in der heutigen Volkssprache. Selbst die neueste technische Umgebung wird sich der poetischen Sprachbildung nicht entziehen können.

An der Sprache haben wir nicht nur eine lebendige Poesie, sondern eine volksthümliche Philosophie, wie sie sich abstract nicht aufbauen läßt. Mit naturtrieblichem Bienenfleiß trägt der Volksgeist alle seine Wahrnehmungen in den kunstmäßigen und doch so natürlichen Bau seiner Sprache. Es ließe sich aus der sprachlichen Fassung der höheren Wahrnehmungen sowie aus dem Spruchmäßigen eine volksthümliche Philosophie entnehmen, der nichts anderes an die Seite gestellt werden kann.

In der Sprache treten wir das Erbe des geschichtlichen Gesammtgeistes an und wir haben hier unmittelbar ein Bild vom Zusammenhang unseres individuellen Denklebens mit dem allgemeinen, worin wir wieder Nothwendigkeit und Freiheit in gleicher Macht erkennen, die eine die andere begrenzend.

Die Schriftsprache kann nicht nur frische Worte aus der Volkssprache ausheben und sie nach und nach grammatikalisch einschulen (so haben wir im Oberdeutschen das für eine Eroberung gehaltene französische endimanché längst in dem Worte „gsunntigt," so haben wir die feinere Begriffsbezeichnung „ungut, ungutmüthig," so haben wir das einfache, „es lächert mich" für das schwerfällige: es macht mich lachen u. s. w.), sondern auch sprachgesetzlich ließe sich wohl manches

herübernehmen. Welch ein sicheres Tongefühl verräth es, wenn der Oberdeutsche bei den Wörtern, die mit Kehllauten beginnen, durchgängig, und häufig auch vor d und b, im Perfectum die Vorsatzsylbe ge wegläßt. Das Hülfszeitwort zeigt schon genug die Zeit an und statt: ich bin gekommen, gegangen, habe gegeben, gekauft rc. sagt man: ich bin kommen, gangen u. s. w. Die englische Brudersprache hat die aus ge entstandene Vorsatzsylbe y auch längst allenthalben abgeworfen. [1]

Ein Einzelner darf sich nicht so leicht etwas der Gesammtsprache gegenüber herausnehmen, und das Vorstehende mag nur darauf hindeuten, welche Fingerzeige uns die Volkssprache giebt, die Schriftsprache ebenfalls so zu halten, daß sie flüssig gesprochen werden könne.

Während die romantische Schule vielfach aus dem Mittelhochdeutschen nach Stoff und Form Volksthümliches wieder erweckte, geht die neuere volksthümliche Richtung, wie sie auch in Hebel bekundet, vom gegenwärtig Lebendigen, vom Dialekte aus.

[1] Hiebei kommt allerdings in Betracht, daß die oberdeutschen Dialekte das einfache Präteritum nicht gebrauchen und darum genöthigt sind, das Perfectum mundgerechter zu machen. Dagegen findet sich diese Vorsatzsylbe, wie Schmeller (die Mundarten u. s. w. 485 und 1057) nachweist, im Präsens und Infinitiv und das Perfectum merkt man „an der größeren Entschiedenheit, mit welcher in diesem Falle der Anfangslaut des Wortes vernommen wird."

Obiges mag sich auch noch zu dem wissenschaftlichen Nachweise gesellen, den Moriz Rapp (Versuch einer Physiologie der Sprache rc. Stuttg. 1841, Th. 4) führt, „daß die nächstkünftige Redaction der Sprache wieder von Süden aus, aus den oberdeutschen Dialekten sich entwickeln muß."

Die Dichtungen, die im Volk selber entstehen, sind schon lange nicht mehr in der Mundart gehalten. Die meisten Volkslieder nähern sich der hochdeutschen Schriftsprache; Scherz- und Spottlieder beharren jedoch in der Mundart, weil diese dem gewöhnlichen Leben und somit dem Spott u. s. w. näher steht. Wenn aber die Bewegungen der Seele in Wehmuth und ernster Erhebung hinausklingen, so erheben sie sich zu der Sprache, in der man die Offenbarungen göttlichen Wirkens empfing. Einzelne Wendungen, Worte und Biegungen aus der Volkssprache bleiben und bilden einen Theil jenes unnachahmlichen Reizes, der diesen Liedern innewohnt; diese Wendungen u. s. w. sind gleichsam die Bodenerde, die der Pflanze bei Versetzung in ein bebauteres Erdreich blieben und sie schnell heimisch werden und gedeihen lassen.

Die Bedeutung der Dialektdichtung hat M. Rapp in dem angeführten Buche erschöpfend dargethan: „Nun läßt sich denken, daß bei einer Gemeinsprache der Bildung, die sich in einer abstrakten vornehmen Steifigkeit erhielt, die lokalen Mundarten um so mehr ihre untergeordnete Berechtigung forterhalten, besonders in dem Falle, wo die Schriftsprache in der Entwicklung und Abschleifung auf einer Stufe stehen bleibt, die gewisse Lokaldialekte in der That passirt oder übersprungen haben, wo also die Dialekte wesentlich jünger sind als die Schriftsprache. Es ist also nicht allein die Anforderung des poetischen Genius, der auch in der verachtetsten Sprachformation die Sehnsucht hat, heimisch zu werden, es ist außerdem die physiologische Oekonomie,

welche solche Lokalpoesie begünstigt, und es muß gesagt werden, daß besonders in dieser Hinsicht die oberdeutschen Mundarten eine historische Bedeutung gewinnen. Während die Bildung, wie der Gedanke an sich, zur Vernichtung seiner Form, das heißt zur Allgemeinheit drängt, so hängt dagegen die Poesie sich an die Bestimmung der Besonderheit, und der Formwechsel, der jene stört und hindert, reizt und fördert diese. Wir müssen es in jeder Hinsicht für ein Glück achten, daß unsere Sprache noch der Dialekte und der Volkspoesie fähig ist; denn weit entfernt, der Nationalität Eintrag zu thun, weist uns das Beispiel der griechischen Bildung den Weg, wie die begabteste Nation der Welt nur im Conflikt der Formen und der immer neu gekreuzten Ausgleichung ihren geistigen Reichthum hat entfalten können. Unsere patriotischen Centralisten sollten wenigstens Einen (den schlechtesten) Vortheil der Dialektspoesie anerkennen; denn es ist klar, ohne genaues Bewußtsein über ihre eigene Individualität kommt nie eine Provinz zur wahrhaften Einsicht in die Gemeinsprache; man lernt also die letzte nur in der Negation des andern Elements. Es ist das härteste, was einer blos provinzialen Bildung geboten werden kann, wenn man ihr zumuthet, Provinzialpoesie als solche anzuerkennen; denn sie wird hier gewaltsam in ein Element zurückgeworfen, welches zu besiegen sie mit aller Kraft der Reflexion durch ihr ganzes Leben gewöhnlich in fruchtloser Bemühung begriffen ist. Darum ist auch diese Art der Poesie der Probirstein der nach dieser Seite vollendeten Bildung des Individuums."

Es giebt eigentlich keine vollkommen entsprechende Buchstabenschrift für den Dialekt, das musikalische Element herrscht in ihm vor, und wie man bereits bemerkt hat, ist namentlich die Betonung der Vokale, die „geistiger, gleichsam stoffloser" sind als die Consonanten, eine eigenthümliche. [1]

Die neuere Physiologie des Menschen hat daher auch hierauf besondere Beziehung genommen. Dabei bekundet sich auch der tiefe Zusammenhang des Menschen mit der Naturumgebung. Berg und Thal und Fluß stehen offenbar in einem Zusammenhang mit den eigenthümlichen Formationen der Sprache, die dort laut werden. Die sprachliche wie die stoffliche Eigenthümlichkeit ergiebt sich daher eigentlich nur dem Eingeborenen; es ist wohl schwer, wenn nicht gar unmöglich, daß einer in verschiedenen Dialekten vollkommen entsprechend dichte.

Wie sich Dichtungen in der Mundart nicht vollkommen in's Hochdeutsche übertragen lassen, so auch umgekehrt.

Es giebt gewisse Musikstücke, die sich ohne Benachtheiligung ihres innersten Charakters auf kein anderes Instrument übertragen lassen; jedes hat seine eigene Sprache.

Man kann fremde Dichtungen in die heimische Sprache übertragen, ohne dadurch ihrem Genius zu

[1] Schmeller a. a. O. weist schon darauf hin, wie „uns von Zeit zu Zeit die geographische Linguistik mit der Kunde von Lauten überrascht, von denen wir keine Ahnung hatten." In seinem vortrefflichen Wörterbuche hat Schmeller auch des lebendigen Stoffes für Bereicherung der Worte und der grammatischen Fortbildung viel gegeben.

nahe zu treten, weil dieser doch wesentlich in der neuen Schöpfung des Gedankens und seiner Träger besteht. Die volksthümliche Poesie und namentlich die Dialektdichtung macht weniger den Anspruch auf Erzeugung eines nie Dagewesenen, ihr Charakter besteht vorherrschend in dem eigenthümlichen Schauen der vorhandenen Welt als einer neuen, in den Entdeckungen, die hier in Einzelheiten u. s. w. gemacht werden. Diese kleinen und doch wesentlichen Merkmale müssen bei Uebertragungen Noth leiden.

Es hieße aber die Dialektpoesie zu einer ganz untergeordneten machen, wenn man, wie manche Beispiele zeigen, einen in anderen Kreisen verbrauchten und ärmlichen Gedanken dadurch wieder aufstutzt. Nichts ist leichter als durch Uebertragen von Seelenzuständen aus der raffinirten Culturwelt in die Einfalt des Dialekts eine gewisse Ueberraschung hervorzubringen. Der in der Stadt Heruntergekommene macht durch seinen Aufwand auf dem Land noch einiges Aufsehen. Was sonst platt und alltäglich erschiene, gewinnt durch die liebenswürdig täppische Unbeholfenheit des Ausdrucks einen neuen Reiz. Es giebt zweierlei Arten von Naivetät, die eine, die (ohne den Durchgang durch die Bildung oder nach demselben) nicht viel Federlesens macht, in Wort und That schnell bei der Hand ist und überrascht; die andere, die an gewohnten Dingen wie an erstaunlich Neuem herumtastet und das rechte Wort u. s. w. kindlich mühsam sucht. Beide Naivetäten sind dem Volksdialekt innewohnend, aber nur wenn er bei seinem eigenen Inhalt bleibt.

Wie mit der gemüthlichen Rührung, ebenso leicht macht man sich's auch oft mit der Komik. Wie wohlfeil wird man komisch, wenn man die ausrangirten stumpfschwänzigen Luxuspferde vor einen Dungwagen spannt. Das ist aber eitel nichtige Possenreißerei. Solches Verfahren bringt es nicht weiter als bis auf die niederste Stufe der Dichtung: die Parodie.

Hebel hat die Dialektdichtung als solche hingestellt, die ihren Schwerpunkt in sich hat. Gedanke und Ausdruck entstehen hier mit einander und können nicht getrennt werden.[1] Die aus der Fremde hergebrachten Stoffe wurden, wie bereits bemerkt, ganz zu heimischen verwandelt. Hebel hat daher auch mit Recht die Anmuthung Goethe's, ältere Volkslieder in's Allemannische zu übertragen, unerfüllt gelassen.

Was den oft wiederholten Vorwurf betrifft, daß Hebel die Sprache des Volks zu Loyalitätsäußerungen mißbraucht habe, in dem Gedichte „Der Schmelzofen," da es heißt: „Es leb der Marggrof und sin Hus," so ist zu bedenken, daß dieß Arbeitern auf dem fürstlichen Schmelzofen in den Mund gelegt ist und dieß Hoch Karl Friedrich galt, in das der freieste Mann mit einstimmen mochte. Dagegen wäre zu wünschen, daß

[1] M. Rapp in der angeführten Schrift und Joseph Bader in der „Badenia" haben darauf hingewiesen, wie der von Hebel gebrauchte Dialekt manche Einflüsse aus der Nachbarschaft in sich hat, wesentlich aber hielt er sich an das Gesprochene, und Hebel ward, wie auch Gervinus bemerkt, dadurch abgeschlossener und wirksamer als Voß, der das Lokale verließ und den plattdeutschen Dialekt nach grammatischen Gesetzen ausbildete.

das Gedicht „Die Hauensteiner Bauernhochzeit“ zu einem Maskenballe nicht verfaßt worden wäre. Abgesehen von der schulmeisterlichen Wohlweisheit hat es immer etwas Widriges, die naive Sprache und Sitte des Volkes in die Feste auf parkettirtem Boden zu zwängen. Der frische Waldgeruch gehört nicht in den vornehmen Moderduft des Patschuli. Das Volksthum ist ein Heiligthum und kein neues Gericht auf der Genußtafel. Das Volksleben ist nicht zu einer Carnevalsschaustellung da.

Wenn Hebel den Schulmeister zur Fürstin sagen läßt: „s grothe Frucht und Wi nit, bis der wieder in der Nöchi sind un Sege bringet,“ so ist das eine überschraubte Höflichkeit, die an einen Eingriff in die Rechte der Majestät Gottes streift. Dieses Gedicht gehört aber bereits in jene Periode, da Hebel seine Dichtungen minder zu innerm Selbstgenügen schuf und manchen Einflüssen nicht widerstand. Er gehörte, wie sich noch näher zeigen wird, zu jenen Naturen, die nicht gern Nein sagen, die leichter zu einem Widerspruch mit sich selber, als mit den Anforderungen der Gesellschaft gebracht werden. Daher wohl auch die Verstimmung seiner letzten Lebensjahre, in der auch die Poesie schwieg.

Für die lyrische und epische Dichtung ist der Dialekt vollkommen ausreichend. Dagegen widerstrebt er schon dem Schwung in der höheren Reflexionspoesie. In den Gedichten: „Die Vergänglichkeit,“ „Der Wächter um Mitternacht,“ ist es Hebel gelungen, mit großer Meisterschaft das Allgemeinste und Umfassendste in sein

Sprachgebiet zu verpflanzen. Dabei merkt man aber doch in Einzelheiten das Exotische. Wenn der Wächter um Mitternacht die Unruh in der Thurmuhr „den Puls der Zeit“ nennt, so ist das ein schönes Bild, aber kein anschaulich volksthümliches, weil hier Wort und Begriff Zeit als solche stehen geblieben sind und sich nicht gegenständlich fassen lassen.

Dem Dramatischen will sich der Dialekt, wie er heute gestellt ist, am wenigsten fügen. Er ist zwar neuerdings vielfach angewendet worden, aber fast ausschließlich komisch oder widerlich sentimental.

Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß im Volk selber der Dialekt nur noch zu Spott- und Scherzgedichten gebraucht wird. Dies wiederholt sich nun in der freien Dichtung. Bei Darstellung des Bauernlebens in seiner Wirklichkeit und der darauf sich erhebenden Poesie kann der Erzähler die Zwischenglieder, die Bänder zwischen Rede und Handlung, mit psychologischem Blick erforschen und in wendungsreicher Sprache der Bildung aufzeigen. Anders beim Drama. Hier müßte man die ganze innere Motivirung im Dialekt kundgeben, wodurch man alsbald den Boden der Wirklichkeit verlassen hätte. Der Bauer und der im Dialekt sprechende Kleinbürger erörtert einen Seelenzustand nur wenig, kurz und knapp. Indem er nun von dem Boden der wirklichen Welt auf die Bretter, die die Welt bedeuten, versetzt wird, muß er nothwendig — soll ein richtiges Verhältniß zwischen Handlung und Rede sein — zu Auseinandersetzungen greifen, die nicht mehr in der Natur des Handelnden liegen, er tritt aus

seiner gewohnten Sprachweise nach Gehalt und Gestalt heraus.[1]

Schiller, der in seinem Tell, und Immermann, der in seinem Hofer einen Bauern zum dramatischen Helden gewählt, halten denselben ideal, lassen uns aber dabei den frischen Hauch aus der wirklichen Welt in der höher getragenen athmen. Wir könnten uns Tell und Hofer im Drama nicht im Dialekt sprechend denken. Die Sprache behält etwas Volksthümliches, schwingt sich aber in die höhere allgemeine.

Ein echtes Volksdrama, wie wir es erwarten und hoffen, wird keineswegs in den Dialekt zurückzugreifen brauchen; ein gewisser pathetischer Schwung, eine ideale Verklärung ist der deutschen Volksthümlichkeit am gemäßesten und die Sprache der höheren Bildung des Kirchen- und Staatslebens die genehme Form.

Daß das Volksthümliche auch das Idealere und Reinere sei, will die fieberisch bewegte Gegenwart auch im Drama nicht anerkennen. Man nennt die schmutzigen Fuselwirthschaften, die sich von Frankreich aus auf unser Theater übersiedeln und da einbürgern: Volksstücke. Da ist nicht einmal mehr ein Humor, der mit der Widrigkeit versöhnt, und während man auch hier das

[1] Hebel hat kein Drama geschrieben, aber eine dramatisch belebte Romanze „Der Bettler“ mag dem Obigen als Beweis dienen. Man lese einmal laut das Gedicht und man wird finden, die Antwort des Mädchens, die im Affect das vorher von dem Burschen scherzhaft Gebrachte wiederholt, ist zu sehr ausgeführt; darum hat auch Hebel, dies wohl fühlend, den Ausruf: „mi Friedli isch do“ an Anfang und Schluß der Rede gesetzt, da das Mädchen naturgemäß nichts weiter sagen kann.

Laster als ein Unglück, als unverschuldetes Schicksal der Armen darstellt, will man sich vor dem poetischen und moralischen Gewissen mit allerlei praktischen Tendenzen entschuldigen.

In dramatischen Dingen namentlich dürfen wir Deutschen jeden Tag beten: Herr Gott, bewahre die Franzosen vor Ungeschicktheiten und Dummheiten; denn wenn sie sie längst vergessen haben, werden sie uns noch Jahre lang aufgetischt.

Das alte harmlose Volksspiel wird sich wohl nicht leicht wieder erwecken lassen: alle unsere Zustände sind zu tief bewegt und erschüttert, die dramatische Dichtkunst empfindet solches am meisten.

Wie das Volksdrama ursprünglich aus Mysterien, aus Darstellung heiliger Geschichten und andererseits aus Fastnachtsspielen entstand, so sind Tiefsinn und Uebermuth immer die beiden Grundelemente, die hier vorwalten. — Unsere auf Schrauben gestellte Gegenwart kann zu jenem schwer durchdringen und diesen nicht ertragen.

Die nationale und volksthümliche Gestalt und Macht des Theaters hängt wesentlich mit einem großen und öffentlichen Gemeinleben zusammen, in dem das Leben und das freie Spiel der Dichtung sich begegnen, oder wo mindestens die socialen Zustände genugsame Festigkeit zum Aufbau poetischer Gebilde gewonnen haben.

Die volksthümliche Dichtung und die praktische Humanität.

Die Grundzüge der Humanität, in ihrer Allgemeinheit längst anerkannt, fanden sogar hochgestellte

Beschützer, so lang sie in der Allgemeinheit verharrten. Je näher man aber dem wirklichen Leben rückte und hier Bethätigung heischte, um so mehr entfernte sich Gunst und Schutz. Was ehedem blos Verfeinerung des Gefühls und Genuß war, wurde jetzt durch seine Anmuthungen für das Leben unbequem und störsam. Man stellte daher sophistisch das Unumstößlichste in Frage. Man wagte es nicht mehr, offen die Grundsätze der Humanität zu bestreiten; man führte sie im Munde, während man gerade das Gegentheil anstrebte. Man ließ die Grundsätze gelten, aber man bestritt ihre Anwendbarkeit, ihre Verbindlichkeit für das Leben, ohne dabei zu bedenken, daß diese falsche Abstraction von Idee und Leben sich selbst aufhebt, indem eines ohne das andere haltlos und unberechtigt ist. Die Idee ist keine wahre, wenn sie den Gesetzen des Lebens widerspricht, das Leben ist kein wahres und wirkliches und verdient seinen Untergang, wenn es den schöpferisch neu gestaltenden Gedanken nicht aushält.

Man prophezeite aus der Durchführung der allgemeinen Humanitätsgesetze einerseits ein Chaos, andererseits ein nach der Schnur gestutztes jämmerliches Einerlei. Man fand es recht löblich und schön, wenn die Gesetze der Humanität in speculativen Theorien oder überschwänglichen Poesien sich geltend machten, nur sollten diese letzteren — besonders nach Raum und Zeit recht weit weg versetzt werden.

Mit Annäherung der poetischen Auffassung an das wirklich Vorhandene, mit Erfassung des Volksthümlichen nach seiner Erscheinung wie nach seinen

innern Bedingungen ist eine der ersten Stufen thätiger, schöpferischer Humanität betreten.

Habt ihr es erkannt, daß es überall ein inneres Gesetz giebt, das ihr nicht nach euren abstracten Verordnungen modeln könnt; habt ihr gefunden, daß in den Niedergestelltesten dieselben Kräfte walten und die Blüthen des reinen Menschenthums treiben, mindestens so gut als in den äußerlich Bevorzugten, so ist es nicht mehr herablassendes Wohlwollen, sondern eine Pflicht, Jeglichem Raum und Macht zu gewähren, daß er nach Kräften seinen Antheil an der Welt gewinne.

Hiezu genügt aber nicht ein bloßes negatives Zurückziehen, indem man Jeden sich selbst überlasse, ihm nicht hindernd in den Weg trete; die thätige Humanität verlangt die Verbindlichkeit der Menschen unter einander — es müssen neue Lebenseinrichtungen geschaffen werden, die das befreite Dasein heben und tragen.

Eine Zeit lang mag man noch die Consequenz vor sich selbst verhehlen oder gar ihrer spotten; sie wird und muß sich aber Bahn brechen, Denken und Thun zum Einklang zu führen. Wir hoffen und wünschen, daß dies auf friedlichem Weg bewerkstelligt werde.

Es ist unbestreitbar, daß noch zu keiner Zeit die Zustände des sogenannten niedern Volkes so vielfach sich in die Betrachtung der Hochgestellten drängte, wie in unseren Tagen. Wesentlich hat hiezu die Poesie beigetragen. Welch ein gewaltiges Gebiet ist zum Beispiel bei den Engländern durchmessen von Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof bis zu den Darstellungen

von Boz, zu den Korngesetzdichtern u. s. w. Man begnügt sich jetzt nicht mehr mit der bloßen Erregung einer weichmüthigen Stimmung.

Soll nun aber die volksthümliche Dichtung weiter nichts thun, als aus der dem Leben sich anschließenden Phantasie ihre Rekruten in die kämpfenden Reihen des Tages zu liefern? Oder soll die Muse jetzt nur die Saiten rühren, um nach dem letzten Accord die Hand zum Empfang milder Gaben für die Armen auszustrecken?

Ein dichterisches Werk ist kein Bettelbrief, gerichtet an die mit Macht und Besitz Begabten; es muß vom Boden der gegebenen Verhältnisse aus, von eigener Schöpferkraft getragen, sich über das Vorhandene hinausschwingen und in sich selbst seinen Abschluß finden. Ein Dichterwerk ist auch kein Brandbrief, gelegt um zu schrecken oder vorsorgend zu warnen; es kann beides daraus entnommen werden, aber nur mittelbar aus der ganzen Fassung des Lebens in seinen reinen Consequenzen.

Auch auf dem humanitären Standpunkt darf das Wesen der Kunst nicht aufgegeben werden, sie soll das verwirrte und verunstaltete Leben zu seiner Einheit und Reinheit durchführen. Indem sie hiebei sich selbst genügt und ihren ewigen Gesetzen, fügt sie sich mittelbar in die große Arbeit der Welt und ihre zeitlichen Strebungen.

Es giebt viele politische und socialistische Rigoristen, die die Forderung stellen und sie auf Beweise zu stützen trachten, daß in dem großen Processe der Gegenwart

auch die Kunst in die Gantmasse kommen müsse; da heißt es: Ihr sollt und könnt uns keine in sich ruhenden Gestaltungen der Kunst liefern mitten aus dieser ruhelosen, chaotischen oder mißgestalteten Zeit. Ihr müßt heraus aus dem Poetenwinkel, in dem ihr euch eine Welt zurecht macht; es kann kein Kunstwerk mehr geben, das in sich selbst seine Erfüllung hat; der Befreiung des Menschendaseins muß auch die Kunst zum Opfer gebracht werden.

Die Kunst soll der Befreiung des Lebens geopfert werden, und sie ist doch eine der höchsten Erfüllungen des befreiten Lebens! Es soll hier etwas als Mittel aufgebraucht werden, was wieder als Endzweck zu erobern wäre. Ist die Freiheit Gesundheit, so ist Füllung und Entfaltung der Gesundheit die Schönheit nach allen ihren Seiten.

Auch hier trifft der weltliche Rigorismus wiederum mit seinem Gegensatz, dem idealistischen, zusammen: aller Schmuck und alle Zier des Lebens, alle blos für sich geltende Schönheit soll abgenommen und in den Tiegel geworfen werden, um daraus ein materielles oder idealistisches goldenes Kalb zu bilden.

Nur wenige in ihren Endpunkten sich selbst wieder auflösende Dichterwerke entbehren des ethischen Grundzugs, sonst überall macht sich eine bestimmte Weltanschauung des Dichters geltend, so sehr auch die Einzelgestalten und das Ganze für sich leben mögen. Dies ist keineswegs eine oben aufgelegte abstract bleibende Tendenz, sondern gerade das innerste Lebensmark.

Hieher wendet sich auch die neuerdings vielfach

erörterte Frage über politische Poesie. Die Politik kann gewiß mindestens ebenso gut als jede andere menschliche Beziehung Gegenstand der Poesie sein, nur muß sie sich, wie alles zur Poesie Gewordene, über die Rhetorik, über die abstracte Declamation erheben; sie muß die Regungen des Zeitalters mit dem ewig Menschlichen verbinden und zum Kunstwerk gestalten, das mehr ist als ein blos vorübergehendes Culturmoment. Schiller hat das in seiner erhabenen Weise dargethan, die gewaltigsten seiner Dichtungen durchströmt das politische Zeitbewußtsein, oft in prophetischer Weise, und wer wird seinen Gestaltungen die Poesie absprechen wollen?

Die humanitäre Richtung widerspricht demnach auch keineswegs der reinen Kunst, wenn sie es vermag, ihr Princip zum gleichsam unsichtbaren und doch überall wirkenden zu verarbeiten, wenn dies, wie der Schulausdruck sagt, immanent ist.

Es ist dabei nicht zu befürchten, daß aus der humanitären Richtung eine Armenhauspoesie entstehe, der alle freie Schönheit abgeht. Wir in Deutschland namentlich, so ehrlos auch unsere Rechtszustände sind, haben noch so viel unverwüstliche Innigkeit des Volkslebens, es ist noch so viel Sonnenschein, so viel Wiesen- und Waldgrün zwischen die Hütten der Armen gebreitet, daß Herz und Auge sich sattsam daran erquicken mag. Nur soll man sich nicht an diesen allein erfreuen, den herzzerreißenden Jammer und die Noth der Armuth überhören, das Zerfallende übersehen, oder gar als malerisch betrachten. Der Poesie wird und

muß es immer verstattet bleiben, lieber im holden Maien zu weilen, als im starren Winter, lieber die Menschen im Festesschmuck zu Tanz und Spiel zu geleiten, als mit ihnen am Hungertuch zu nagen. Das ist nicht eitle Genußsucht, feige Flucht vor der Wirklichkeit; die Poesie wie die Musik hat ihre reichsten Töne für den Schmerz, sie werden überall hereinklingen, nur sollen sie nicht als bloße Dissonanzen gefaßt werden.

Die Poesie wiederspiegelt die Welt, zunächst ohne andere Tendenz als die, der Wahrheit, das heißt der ewigen, wie sie in den mannigfachen Gestaltungen sich kundgiebt, die Ehre zu geben; die Poesie als solche ist deshalb nicht tendenziös im gewöhnlichen Sinn, die Poesie ist kein Vorspannpferd für allerlei Tendenzen, um den stecken gebliebenen Staats= und Gesellschafts=wagen über Berge und durch unwegsame Gründe zu führen; der alte Pegasus hat nebst seinen gesunden vier Beinen, mit denen er auf dem Lebensboden steht, auch noch sein Flügelpaar, mit dem er sich nach Herzens=lust frei aufschwingt.

Die Poesie richtet euch eure Schulen, Fabriken, Gefängnisse, Kanzleien ꝛc. nicht besser ein; sie zeigt euch aber das Walten der ewigen Urmächte unter der Ober=fläche des Lebens, sie stellt euch Verknüpfungen von Ursache und Wirkung dar, die ihr so anschaulich ge=wöhnlich nicht erkennt. Aus dieser tieferen Erfassung des Lebens erschließt sich nothwendig die Humanität, die Allgerechtigkeit. Es ist aber nicht Aufgabe der Poesie, aus der freien Composition heraus die Staatseinrichtun=gen unmittelbar umzugestalten, zu ordnen und zu leiten.

Man kann die Erlösungsbedürftigkeit der modernen Welt erkennen und durch Gestaltungen wach rufen, ohne darum Erlöser sein zu können.

In einer Zeit der Massenkämpfe, in einer Zeit des Friedens, da keine gewaltigen beherrschenden Charaktere auftreten, erschließt sich immer mehr das Bewußtsein, daß das Schicksal nicht mehr von einzelnen durch Bildung und Macht Hervorragenden oder Hochstehenden ausgeht. Man hört so oft klagen, daß es keine großen Männer mehr gebe; umgekehrt sollte man daraus gerade die tröstliche Erkenntniß entnehmen, daß das Durchschnittsmaß größer geworden ist, daß es weniger kleine Menschen giebt.

Auch in dem Lebensdrama, das sich jetzt aufführt, kommt es nicht mehr auf einzelne Heldenspieler, sondern auf das Zusammenspiel an. Die Kunst wird sich noch immer einzelne Charaktere als Mittelpunkt für die Gruppirung wählen und ihnen das Hauptlicht zuwenden müssen, aber auch hierin macht sich bereits das neue Princip geltend.

Die Poesie, die sich dem Leben anschließt, hebt nun nothwendig Charaktere aus der sogenannten Masse heraus, sie als Typen aber mit individuellem Leben betrachtend. Was ehedem blos Staffage war, wird jetzt zum Mittelpunkt, im Leben wie in der Dichtung. Der Chor wird aufgelöst in einzelne Stimmen oder gar als Chor zum Helden gewählt.

Die volksthümliche Poesie hebt Individuen aus jenen Kreisen heraus, die man sonst nur als Gesammtheit zu fassen gewohnt war. Sie zeigt hier die mehr

oder minder vollendete Abgeschlossenheit des individuellen Lebens, seine Hindernisse und Förderungen, die Vereinsamung und Verlassenheit auf der einen und die gewaltsame Gebundenheit auf der andern Seite.

Wie es eine der höchsten Aufgaben der Philosophie ist, der Einigung zwischen dem freien Einzelwillen und dem nothwendigen göttlichen Gesetze, dem Allgemeinwillen, nachzugehen, so stellt sich dies der Poesie concret als die Aufgabe dar, das freie Individuum wieder in seinem Zusammenhang mit Welt- und Menschenleben aufzuzeigen.

Welche Wendungen daraus für das wirkliche Leben hervorgehen werden, wie die freien Vereine u. s. w. Einzelwille und Einzelinteresse mit dem Gesammten versöhnen mögen, das liegt außerhalb des poetischen Bereiches. Die spröde Wirklichkeit folgt keinen vorgreifenden allgemeinen Bestimmungen, und hierin liegt ein tiefes Gesetz. Jede Verwirklichung eines vorher gefaßten Gedankens ist nicht blos dessen materielle Ausführung und Bethätigung, demnach baar und ledig alles innern Lebens und nur dem von Außen überkommenden Gedanken Folge leistend; vielmehr ist mit jeder Bethätigung oder Bewerkstelligung eines Gedankens eine wesentlich neue Schöpfung desselben nothwendig verbunden. Hierin bekundet sich das Innewohnen des Geistes in allem Thun. Darum kann ein nachfolgendes Geschlecht nie die Entwürfe eines vergangenen ganz als solche ausführen. Darum muß jede noch so hohe und in sich abgeschlossene Offenbarung, wenn sie zum Leben wird, zugleich als eine andere erscheinen; ohne dieses

wäre sie nicht dem neuen Leben wahrhaft zu eigen geworden, es fehlte das lebendige Fortwirken des Geistes, die täglich wiederkehrende Erneuerung der Welt.

Die Wirklichkeit bringt daher zu Allem neue, unberechenbare Bedingungen herzu, die mit Beibehaltung des gefaßten Grundgedankens eine neue Schöpfung erheischen.

In dem Wesen der neuen Menschheitsbefreiung liegt es, daß sie nicht mehr Sache eines einzelnen Geistes oder einiger ist, sondern daß die Gesammtheit mit vereinter Kraft das neue Leben bewirken muß. Hier müssen sich dann Ergebnisse herausstellen, die Alles überragen, was ein Einzelner aus sich allein finden mochte.

Hiebei wird es aber immer eine größere oder geringere Zahl Führer geben. Wie bei den Evolutionen großer Heeresmassen die Geübteren u. s. w. heraustreten und vorschreiten, um sodann durch ihre Stellung die Richtung zu bezeichnen, in die die Gesammtmasse nachzurücken und zu ferneren Bewegungen sich anzuschließen hat, so wird es auch im Gebiete des Geistes und des Lebens überhaupt sein. Die Bedeutung und die Zahl der kleinen in die Masse versteckten Führer wird aber immer um so größer werden.

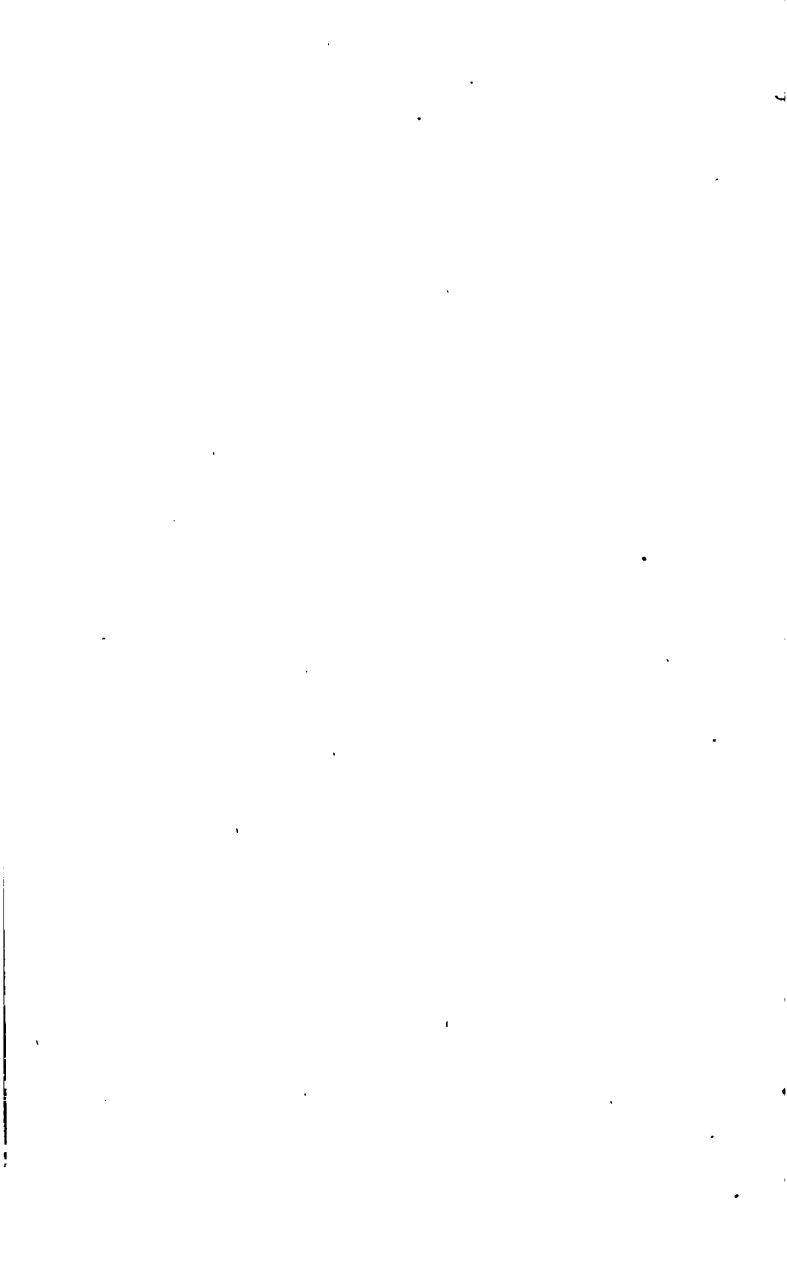
Auf dem vorliegenden Gebiet mag sich bereits als Thatsache ergeben, daß die Darstellung volksthümlicher Zustände — so getrübt sie auch durch Effectmacherei und dergleichen sein mag — unaufhaltsam ist und ihr sonach ein nothwendiges geschichtliches Gesetz zu Grunde liegt.

Mit dem Streben, aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen, geht nothwendig auch das hervor, auf dieses Wesen einzuwirken, denn nicht das schlechthin Wirkliche ist Gesetz, sondern das Höhere, in der ewigen Natur Gegründete.

Hieraus ergiebt sich zunächst die Schriftstellerei für das Volk.

Die Dichtung für das Volk,

mit besonderer Beziehung auf Hebel.



Ich behalte auch hier wesentlich die Dichtung im Auge und lasse das, was man im Allgemeinen als populäre Schrift bezeichnet, dahingestellt.

Hebels Wirken war auch in diesem Bereich ein vorherrschend dichterisches. Wenn er auch Vieles aus den Naturwissenschaften dem allgemeinsten Verständniß zugeführt hat, wenn auch z. B. seine Erklärung des Weltgebäudes als ein Meisterstück populärer Darstellung betrachtet werden muß, so liegt seine Hauptkraft und Wirksamkeit doch in dem Dichterischen, das er in diesem Bereich schuf und formte.

Die vorherrschende Rücksicht auf das Dichterische schließt hiebei aber keineswegs die Betrachtung der Bildungsinteressen im Allgemeinen aus, vielmehr vermischen sich diese auf natürliche Weise. Wenn bei der Dichtung aus dem Volk der Selbstzweck in erster Reihe stand und erst an ihm sich die Richtung und Maßgebung durch das Allgemeine abnehmen ließ, so tritt hier schon von vorn herein die Bezugnahme für ein Anderes in den Vordergrund.

Die volksthümliche und die volksmäßige

Literatur ergänzen sich wie Arterien und Venen, jene leiten den Lebenssaft aus dem Herzen, diese führen ihn zurück.

Das Volksthümliche und das Volksmäßige ist daher kein der Wesenheit nach Verschiedenes. Wir müssen es blos, wie das überhaupt mit den Strömungen ein und desselben Seelengrundes geschieht, begrifflich trennen, um jedes in seiner Besonderheit schärfer zu fassen.

Wie wir uns bei der Dichtung aus dem Volk in die Urgründe des dichtenden Subjectes zu vertiefen trachteten, so müssen wir hier vor Allem die Bedingungen des Objectes zu erforschen suchen; wie wir dort die *seelische Innerlichkeit* aufzudecken strebten, müssen wir hier den *geschichtlichen Thatsachen* nachgehen.

Flüchtiger Abriß der höhern und volksthümlichen Bildungsgeschichte.

Die gebildetsten Völker des Alterthums, Juden und Griechen, zeigten ihre Stufe der Erkenntniß in dem Gesammtleben der Nation. Ihre Bildung trieb aus dem innersten Kern des nationalen Lebens und strömte durch alle Aeste und Zweige. Was die Zeit an Weisheit und Einsicht in sich hegte, trat wesentlich als Gestalt des Lebens, als Staatsform, Cultus u. s. w. heraus und mußte nicht erst auf abstractem Weg als Errungenschaft des innern isolirten Menschen gewonnen werden. Was die Nation von ihrem Geiste in Schriften niedergelegt hatte, gehörte nach Inhalt und Form dem gesammten Volk; so bei den Juden die Bibel, bei den

Griechen in ähnlicher Weise die homerischen Dichtungen. Gab es auch bei den Griechen aristokratische Bildungskreise, bei den Juden einen abgeschiedenen Priesterstamm, so trat doch das, was höher stehende Geister über das Vorhandene hinaus, oder es berichtigend, in sich hegten, bei den Griechen in der Debatte und Volksrede, bei den Juden in der prophetischen Verkündigung heraus. Der Mensch sprach zum Menschen, im lebendigen Wort, das nach Gehalt und Gestalt dem allgemeinsten Verständniß nahe liegen mußte.

Was die Griechen später in eleusinischen Mysterien, die Juden in der Tradition hatten, die nur Eingeweihten ertheilt wurden, fällt in die Zeit, da Einzelne sich von der Gesammtheit ablösten, der Stamm des Volkslebens herzspältig wurde und in sich zerfiel.

In der Blüthezeit des jüdischen und griechischen Nationallebens kann von einem populären und höheren Bewußtsein nicht die Rede sein. Die Weisheit und Erkenntniß ergab sich aus den unmittelbaren Gestaltungen der Welt, man lernte in und mit derselben ihren Geist kennen, der nicht von außen eingeblasen war und sich getrennt denken ließ, man hing natürlich mit allen zusammen. Religion, Gesetzeskunde u. s. w. waren keine Wissenschaften im heutigen Sinn, man sah sich überall natürlich mit denselben zusammengeschlossen. Darum waren die Weisen der Griechen, die Propheten der Juden auch Männer aus dem Volk, bestimmten Lebensthätigkeiten hingegeben, nicht blos der Welt entfremdete Gelehrte; ihre Mittheilungen und Offenbarungen durchströmte der Saft und bedeckte die Farbe des wirklichen

Lebens. Und hatte sich je einer zeitweilig auf eine einsame Warte gestellt, so mußte er durch die öffentliche Rede dem Volksgeist und seinem Ausdruck sich hingeben.

Die Römer, deren Bildung keine ursprüngliche war, hatten damit eben keine streng volksthümliche. Vorherrschend der That nach außen, minder der innerlichen in sich abgeschlossenen Entwicklung zugewendet, bilden die Römer einen eigenthümlichen Uebergang zu der neüen Zeit.

In der Bildung der neuen Welt trat ein ganz veränderter Entwicklungsgang ein. Geist und Welt trennten sich, ihre organische Verknüpfung ward aufgelöst. Die neuen Völker sollten den reinen Menschen in sich aufnehmen und ausbilden, ihre besonderen Nationalgeister kamen dabei nicht in Betracht. Der Geist vertiefte sich in sich, wußte und wollte nichts von einem organischen Ergebniß des Lebens, das Allgemeine allein galt, das abstract Wahre stellte sich für sich hin. Religion und später auch Gesetz kam nicht mehr aus der Gestaltung des Lebens, es wurde abstract und von außen empfangen. So kam es denn, daß Religion, Gesetzeskunde rc. Wissenschaften wurden, die sich nicht mehr als Ergebniß des Lebens fast unbewußt jedem erschlossen, sondern die eine Isolirung der Seele in sich und vom Leben der Außenwelt nothwendig machten. Die Gelehrsamkeit ward ein ausschließlicher Beruf. Der Gelehrte hat keine andere Thätigkeit mehr als seine Wissenschaft, deren Ergründung und Erweiterung. Dazu kam dann in späterer Zeit die Erfindung der

Presse, die die persönliche Mittheilung und unmittelbare Verständigung immer mehr zurückdrängte.

Es baute sich ein eigenes Reich des Geistes auf, mit eigener Sprache und eigenem, dem Volksbewußtsein fremdem Inhalt.

Die Literatur- und Culturgeschichte gingen ihre gesonderten Wege und letztere hinkte oft nur mühsam von ferne nach. —

Aus diesem flüchtigen Ueberblick mag sich ergeben, welche Bedeutung die neuzeitliche Richtung nach einer volksthümlichen Literatur haben mag.

Wir dürfen es nicht beklagen, daß das nationale Organische der alten Völker aufgelöst ist, oder es versuchen, solches in seiner alten Abgeschlossenheit wieder herzustellen. Die Weltgeschichte thut einen Schritt, den sie vorwärts gethan, nicht mehr zurück, und in den Gesetzen, die zu Grunde liegen, offenbart sich eine höhere Weisheit.

Die neueren Völker sollen das allgemein Menschliche in sich ausbilden, dabei aber die volksthümlichen Mannigfaltigkeiten wahren.

Wie man im Ausdruck wiederum zu den Nationalsprachen zurückgekehrt ist, so wird auch der Inhalt immer mehr mit dem gesammten Volksbewußtsein zusammenstimmen.

Die neueren Völker lernen einander in ihren gesonderten Sprachen verstehen und werden nach Innen immer mehr lernen, die fortgeschrittene Erkenntniß einzelner Hochstehender mit der Gesammtheit zu vereinen.

Die Literatur steht aber immer nur in zweiter Reihe, oder wie man es nehmen will, als vorbereitende da.

Der Geist, die Erkenntniß, muß im Leben, in Sitten, Bräuchen, Gesetzen und öffentlichen Einrichtungen dastehen; er soll weniger gelernt und gelesen, als erlebt werden.

Ein großer Theil der heutigen Schriften soll zur Seite gelegt werden, wenn das Leben einst wieder vom Geiste durchdrungen ist, wenn man sich wohlig von ihm umschlossen fühlt; die Menschen sollen sich zu schönen Thaten zusammengesellen, ihre Erhebung und ihre Freude nicht vorherrschend in der Einsamkeit aus den dunkeln Lettern der Schrift herauslesen.

Vorerst aber bleibt uns noch die Schrift.

Dem Weltgeiste steht in der neuen Zeit ein Mittel zu Gebote, dessen unabsehbare Folgen wir kaum ahnen können.

Die Erleichterung des persönlichen Verkehrs ist eine Ergänzung der Presse und eine Rückkehr in die ihr vorangegangenen Zeiten, nur, wie alle aus der Fortentwicklung sich ergebende Rückkehr, reicher und mächtiger.

Es wird immer weniger isolirte, weltvergessene Geister geben. Die Einzelnen innerhalb der Nationen wie die Nationen gelangen gegenseitig zu einer Verständigung, wie sie keine Periode der Geschichte aufweist. Wir können kaum ahnen, welch eine Wiedergeburt die Menschheit feiern wird.

Man hat oft behauptet, schon das nordische Klima widerstreite den demokratischen Lebensformen, den ständig wiederkehrenden oder zeitweiligen Volksversammlungen

und dergleichen; durch die Eisenbahnen und was sich darum und daran fügt, können aber Massenversammlungen zu Stande kommen, wie sie das Alterthum nie kannte.

In dem wahren geschichtlichen Fortgang liegt es aber, daß wir dadurch der vorangegangenen Momente nicht verlustig werden, sondern die alten Entwicklungsstufen darin bewahren. So lebendig und persönlich auch die Verständigung und Entzündung der Geister sein wird, wir behalten dennoch die Presse. In ihr wird uns eine Vorerörterung und folgende Erweiterung der persönlichen Berührung bleiben, die stets um so fruchtreicher sein wird, weil sie den frischen Lebensathem haucht.

Wenn irgend je, so ist jetzt die Verständigung des lange isolirt gewesenen höheren Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste um so nothwendiger und fruchtreicher. Vorerst bleibt uns hiefür die Schrift.

Ueber allgemeine Zweckmäßigkeit der Volksschriften und deren Inhalt.

Die naive That ist bei den modernen Völkern überhaupt und bei uns Deutschen fast ganz verloren gegangen; die Erkenntniß geht der That voraus und das reflective Bewußtsein begleitet sie. Im Alterthum geschah die That wie im Drama so im Leben ohne Schwanken, gewissermaßen durch Naturnothwendigkeit, durch den Rathschluß der Götter. Bei den modernen Völkern herrscht die Reflexion vor. Das Feuer blitzt lange vorher auf, ehe der Donner nachfolgt und oft ist es nichts als sich selbst auflösendes Wetterleuchten.

Das aber ist das unergründete geheimnißvolle Wesen der That, daß sie oft mehr und weniger und anderes wird, als der vorgreifende Gedanke in sich schloß; sie wird wieder unmittelbares Leben.

Wir können keinerlei Vorerörterung abwehren, wir müssen nur streben über die Kritik hinauszukommen. Und leider ist Vieles bei uns oft bis zum Aberwitz erörtert, bevor es ins Werk gesetzt wird.

Es kann daher nicht wundern, daß auch die volksthümliche Literatur in Frage gestellt wird.

Es bedürfte einer großen, geschichtlich begründeten Darlegung, den Zusammenhang der neuzeitlichen volksthümlichen Richtung in unserm Vaterlande mit der alten darzuthun. Ich fühle mich aus Mangel an umfassender Kenntniß nicht zur Lösung solcher Aufgabe geeignet. Auch macht sich ja, wie das Beispiel Hebels zeigen wird, alle Fortbildung doch auch wieder auf individuellem naturtrieblichem Wege, und nicht aus Erkenntniß der Nothwendigkeit. Die Luft der Zeit führt Jedem Elemente zu, die ihn unbewußt in die genetische Entwicklung des Gesammtlebens führen.

Ich wende mich daher blos zur Erörterung einiger in der Gegenwart schwebenden Fragen.

Vor Allem müssen wir die Radicalfragen beantworten: giebt es eine besondere Volksliteratur? Soll es eine solche geben? Muß nicht vielmehr Alles, was wirklich wahr und schön ist, allen Volksgenossen zugänglich und förderlich sein? Liegt in der Bildung der Volksliteratur nicht eine neue Aristokratie?

Die erste Frage beantwortet sich einfach aus der

Geschichte, die thatsächlich beweist, daß diese Erscheinung im Bildungsgang der neuen Geschichte begründet ist. So lange Religion, Wissenschaft und Kunst ein organisches Erzeugniß des Volkslebens sind, werden alle geistigen Errungenschaften nach Gehalt und Gestalt gemeinsam; sobald aber die Bildung sich aus der Abstraction heraus fortsetzt, gestaltet sich eine höhere und eine niedere. Die Aufgabe der Volksschrift ist, jene mit dieser zu vermitteln; der aus dem unmittelbaren Leben erwachsenden Bildung die allgemeinere zuzuführen, an das unmittelbare Leben anzuknüpfen und von da aus höher zu leiten.

So wäre also die Volksliteratur nur formell von der höheren unterschieden? Ihre ganze Eigenthümlichkeit bestünde in der veränderten sprachlichen Gewandung?

Keineswegs. Das, was man dem bloßen Begriff nach die Form nennt, ist in geistigen Dingen zugleich auch eine untrennbar andere Wesenheit. Indem also die Volksschrift die Schönheit und Wahrheit an das unmittelbare Leben anschließt und aus ihm entwickelt, kommen neue, wesentliche Bedingungen hinzu. Keine Kunstform steht mit der Bedingung der Volksmäßigkeit in Widerspruch, aber erst, wenn die Unmittelbarkeit des Lebens durchgeklärt ist, kann man zu Eroberungen aufsteigen, die auf der reinen Höhe des an sich freien Geistes gemacht wurden, und dann ist alles wirklich Wahre und Schöne allen Volksgenossen zugänglich und förderlich, denn es erhob sich vom Lebensboden in seine freie Höhe.

Was aber die Frage der Aristokratie betrifft, so

hängt sie mit jenen Einwürfen der radikalen Faulheit zusammen. Es giebt Viele, die einstweilen nichts thun, weil sie nicht das Aeußerste und Letzte, was ihnen im Sinne liegt, bewirken können. Zur eigenen Selbstbeschönigung erfinden sie dann allerlei verwerfliche Bezeichnungen für diejenigen, die nun einmal die Gegenwart auch für etwas halten, wovon man sich nicht in eitler Großsprecherei zurückziehen darf.

Es giebt Viele, die gar schön von ihrer Liebe zum gesammten Volk, von ihrem Opfermuth für dasselbe reden: aber einmal sich ihrer stolzen Formen zu entkleiden und sei es auch nur ein Kleines den verlassenen Geistern zu bieten, dazu haben sie nicht Liebe und Opfermuth genug. Das ist wohl eher eine Aristokratie.

Andere befürchten auch von einer Volksliteratur eine Verwilderung des Geschmacks, theils aus überfeinem geistigem Hochmuth, theils aus wirklichem Interesse für die Wahrung der errungenen Kunststufe. Ich behalte die letzteren im Auge. Allerdings wäre es traurig, wenn eine Nützlichkeitspoesie überhand nähme, bei der man jede höhere Anforderung der Kunst damit zurückwiese, daß man doch Gutes verbreite und stifte. Dies trifft aber nicht blos die Volks-, sondern jede bloße Tendenzschrift. Die echte Volksschrift kann auch den Gesetzen der Kunst entsprechen, ja sie muß es, weil sie sonst im Geiste des Lesers eine Unbefriedigung zurückläßt, die alles in sich Unfertige erregt.

Das eben ist die besondere Schwierigkeit der dichterischen Volksschrift, daß man bei ihrer Abfassung des vorgesetzten lehrhaften Zweckes vergesse und das volle

Leben walten lasse. Der Volksschrift die Bedingungen der Kunst erlassen, heißt ihre selbständige Bedeutung in sich aufheben, sie aus dem Zusammenhang der Geistesentwicklung ablösen und der geistigen Errungenschaft der neuen Welt verlustig machen.

Es giebt neuerdings viele Bücher, die man die Unglücksliteratur nennen könnte; sie entstehen bei Ueberschwemmungen, Brandfällen und dergleichen, und sind gedruckte Armenbälle und Armenkonzerte. Die Kritik behandelt sie oft mit Schonung, ihres mildthätigen Zweckes wegen. Aehnlich wollen Manche die Volksschrift behandelt wissen, sie sagen: „Seid nicht so streng, seht auf den guten Zweck.“ Gegen solche jämmerliche Bettelhaftigkeit muß Verwahrung eingelegt werden. Die Volksschrift muß den nothwendigen Anforderungen der Kunst und Wissenschaft entsprechen, oder sie genügt auch ihrem sogenannten guten Zweck nicht.

Die Volksschrift besteht weder aus dem Abhub von der vornehmen Tafel, noch ist sie bloß eine für die Noth bereitete Armensuppe. Aus der Fülle des Geistes läßt sich leider die Versöhnung und Schönheit leichter spenden, als aus der äußeren Welt.

Eine andere, nicht vom literarischen, sondern vom Standpunkt des Volkslebens ausgehende Entgegnung hält vor: „Das Volk hat sich, trotz und in Folge gelehrter Entfremdungen, ein eigenes Geistesleben erhalten und fortgebildet; überlaßt die weitere Entwicklung seinem eigenen Leben selber. Warum soll jetzt auch hier im Walde literarisch gepfropft und geäugelt werden?“ u. s. w.

Diesem Einwand stellt sich aber die Thatsache gegenüber, daß selbst in den wilden Wald die Cultur hineingereift, daß auch das ursprünglichste für sich Erwachsende der Vorsorge und Nachhülfe nicht entgeht. Das Volksleben ist längst kein stiller Wald mehr. Das organische in sich gehaltene Leben ist den mannigfachsten fremden Einflüssen eröffnet.

Im Volksgeist haben Schule und Kirche und sodann hauptsächlich das Soldaten- und Wanderleben, Beziehungen eröffnet, die eine Halbheit und Unfertigkeit hinterlassen; die Volksschrift soll diese aufheben und zur Ganzheit und ihrem nothwendigen Endziel führen, die zerstreuten Eindrücke sammeln und in sich abschließen.

Das Bedürfniß des Lesens, das Ausschauen nach fremden Gedanken und Ereignissen ist einmal da, und so soll der entsprechende Stoff näher gerückt werden.

Wie die Gesangvereine, die sich nach und nach auf die Dörfer ausbreiten, zunächst dem Volke seine eigenen, mangelhaft gewordenen Lieder wieder auf die Lippen legen und erst von hier aus auf die neuen Hervorbringungen übergehen sollten, so muß auch die Volksschrift zunächst das im Volk selber liegende zum Klaren ausarbeiten. An der Pflege der Lieder können wir sehen, wie der Gang der Geschichte dem neuen Volksthum Bahnen vorzeichnet. Was sich ehedem von selbst erhielt, wird jetzt aus dem Bewußtsein heraus gestützt; die pädagogische Stütze wird abgenommen werden, wenn einst der Baum wieder erstarkt ist, in sich feststeht und wurzelt. Wie das tönende Lied der bewußten Pflege

bedarf, so auch die stille Gesinnung und Empfindung im Herzen des Volkes.

Wie das Gewohnheitsrecht, als älteste und natürlichste Wurzel alles Rechtslebens, sich fortgebildet und entwickelt hat, wie dies von der Gesetzgebung und weiterhin von der Wissenschaft aufgenommen, tiefer begründet und in seinen Folgerungen erweitert wird, so nimmt die Philosophie und Poesie in der Volksschrift alle Seiten des Volkslebens, das aus sich Entstandene und Entstehende in seiner Berechtigung in sich auf, erforscht die zu Grund liegenden Gesetze und erweitert sie in ideell ungehinderter Folgerichtigkeit.

Von der kleinen begrenzten Umgebung ausgehend, mag die Volksschrift ausschreiten in's Weite, zu Gedanken und Menschen der großen Welt und zu Ruhe und Friede wieder zurückführen.

Hier ist auch das allgemein Menschliche und das Volksthümliche noch dermaßen eins, daß, wie bekannt, unsere alten deutschen Volksbücher fremdländische Stoffe in sich aufnehmen und heimisch machen konnten.

Das eigentliche Stillleben, sowohl in seiner ursprünglichen Umfriedung wie in seiner bereits vollendeten Ueberwindung der Welt ist nur spärlich das Gebiet der Dichtung für das Volk. Die alten Volksbücher geben uns hiefür Maß und Richtung. Sie schicken einen Charakter aus dem Volke in ganz fremde Verhältnisse und zeigen, wie er sich da zurecht findet; oder sie lassen aus den Höhen des Lebens eine Persönlichkeit die Niederungen des Daseins durchdringen. Dort unterordnet sich ein fremdes Leben der gewohnten Betrachtung, hier

wird das eigene Leben von fremder Anschauung umgestellt; beides führt, von verschiedenen Ausgangspunkten kommend, zur Erkenntniß der gewohnten und der fremden Welt.

In vergangenen Zeiten, da sich die Zustände des Lebens noch bestimmter und zusammengehaltener gruppirten, war solche Durchführung leichter möglich, als in unsern Tagen des Individualismus.

Bei der Deutung und Erklärung der großen zeitgenössischen Welt mag man daher leicht dazu kommen, Alles in Einer Schrift abmachen zu wollen. Die Gesetze der Kunst wie die der äußeren Zweckmäßigkeit, die eigentlich eins sind, widersprechen aber solchem Verfahren. Allerdings durchdringen sich alle Richtungen des Lebens, aber bei dem einzelnen Kunstwerke muß das einfache Motiv festgehalten werden.

Man wird in Gesellschaften häufig Menschen finden, die man die Toastverderber nennen könnte. Bringt einen Trinkspruch aus auf eine Richtung oder Person, sie werden alsbald noch etwas hinzufügen, was allerdings auch ein Hoch verdiente, sich aber zu einem besondern eignet.

Solche Toastverderber giebt es auch in der Literatur, zumal in der volksmäßigen; sie zerstreuen in ihrer Unmacht den auf das Eine gerichteten Sinn und zerstören den Eindruck.

Die Welt ist so groß, die Thätigkeit des Lebens so mannigfach, daß man nicht Alles von Einem und auf Einmal erwarten darf.

Die Einfachheit der Motive schließt aber keineswegs

in sich, daß zu den Charakteren nur Eine Farbe verwendet werde, schneeweiß und kohlschwarz und rosenroth; das hat allerdings eine augenblickliche Wirkung, aber keine weitere, denn im Leben vermischen und schattiren sich die Farben.

Helle, frische Lebensfarben sind aber bei Charakteren und Ereignissen in der Volksschrift unentbehrlich; die allgemeine Charakteristik genügt hier nicht. Das Leben zeigt uns hier wieder einen Grundzug. Man wird in den Bürger- und Bauernstuben nur äußerst selten Lithographien und dergleichen finden, die Bilder sind hier immer und vorzugsweise farbenbekleidet, oder, wie man's nennt, illuminirt, oft etwas ungeheuerlich; dennoch erkennt man hierin, daß der Umriß und die Schattirung nicht genügt; man will wirkliche Farben. — Dieß muß auch auf die Volksschrift angewendet werden. Die mehr abstract allgemeine Zeichnung, die eine Ergänzung des Beschauers erfordert, ist hier nicht ausreichend, die Farbe bildet zunächst das Anziehende und erst nach ihr die Zeichnung.

Soll die Volksschrift der Wirklichkeit Maß und Richtung geben, so muß sie auch von der Wirklichkeit ausgehen, nicht nach einem abstracten Schema arbeiten. Die moralischen Kunstgärtnereien mit ihren in Mistbeeten und unterm Glaskasten gezogenen überraschenden Frühgemüsen, die moralischen Musterwirthschaften mit ihren wohlgesäuberten Dörfchen Freudenberg und Friedenthal und dergleichen, mit ihrer Bevölkerung von affectirten Kindernaturen, voll ungesalzener butterweicher Empfindsamkeit, und dem „Vater Ehrenreich,“

dem als Bauer verkleideten Pfarrer an der Spitze, können mit der ganzen Erlogenheit ihres Apparats höchstens den Spott erregen.

Die moralischen Musterwirthschaften können sich nicht aus ihrem eigenen Ertrag gestalten und erhalten. Wie bei den rein ökonomischen die Mittel der Anschaffung u. s. w. in der Regel auf fremdem Gebiet gewonnen und aus ihm herzugebracht wurden, so ist auch in den moralischen Musterwirthschaften der Geist, der sie anlegt und hält, in irgend einem Schulsystem, einer Theorie, aber nicht aus dem Leben gewonnen worden.

Wer aber auf das wirkliche Leben einwirken will, muß auch das wirkliche Leben fassen und auf sich stellen.

In vergangenen Zeiten hegte man das Ideal einer Prinzenerziehung; später wurde und wird vielfach alle Hoffnung auf die studirende Jugend gesetzt; es ist nicht mehr als billig, daß man einmal auch von unten auf anfange. Das gesunde Völkerleben geht nicht allein von den Studirten aus, es muß ein Ergebniß des gesammten Bürgerthums werden. Die höchste Bildung wird von der populären nicht aufgewogen. Die Volksschrift kann mit ihren einfachen, nicht geistreich aufgestutzten Wahrheiten auch wieder zurückwirken auf manche verfeinerte Kreise. Es giebt manchen Don Ranudo von und zu Geistreichenheim, dessen leerem Magen das einfache Schwarzbrod des Landvolkes gar sehr zu statten kommen wird, wenn er sich auch den Anschein giebt, es nur kosten zu wollen, um zu erproben, mit was sich das „niedere Volk“ nährt.

Wie die Religion schlicht und einfach Allen werden muß, wie in ihrem Innersten etwas Fremdes und Ungehöriges ist, wenn sie das nicht zu werden vermag, esoterische bevorzugte Geister in Anspruch nimmt; so muß auch die Selbständigkeit des Geistes Allen werden. Ein Zustand der Dinge, der dieses nicht verträgt, und sich demzufolge dagegen stemmt, ist eben damit ein von Gott, dem ewigen Geiste, verworfener, unrettbarer. —

Aus dem Inhalt der volksthümlichen Schrift ergeben sich auch die Bedingungen der volksthümlichen Sprache.

Die volksthümliche Sprache nur bei freien Völkern und durch die freie mündliche Rede.

Mit Berufung auf die oben dargelegte Skizze der alten Bildungsgeschichte mag die Behauptung feststehen, daß ohne persönlichen, lebendig freien Verkehr, ohne Volksversammlung keine wahrhaft volksthümliche Sprache möglich ist.

Franzosen und Engländer, die sich in einem freieren Staatsleben bewegen, mögen dies auch in neuerer Zeit beweisen. Sie haben eigentlich keine so getrennte volksthümliche Literatur und namentlich keine sogenannte populäre Sprache. Alles ist, wenigstens sprachlich, für die ganze Nation geschrieben.

Wohl sind ihre Sprachen schon dadurch allgemein verständlich, weil sie, der reinen Ursprünglichkeit ermangelnd, nicht neuer Schöpfungen fähig sind; sie sind dadurch minder subjectiv, stehen allgemein fest. Das Gemein=

verständniß, das durch die Dialekte hindurch eine gewisse Ausdrucksweise für sich erlangt hat, erhält sich aber hauptsächlich durch die Theilnahme Aller an den Staatsverhandlungen. Jeder nach Einsicht, Bildung und Bethätigung Strebende liest die Verhandlungen der Volksabgeordneten, oder tritt in die Schaaren Derer, die eine allgemeine Berathung angesetzt haben. Der durch Wissenschaft und Talent Höherstehende hört die Männer aus dem Volk selber reden, kennt ihre Gesichtspunkte, ihre Ausdrucksweisen, von diesen ausgehend führt er sie dann mit sich hinauf, ohne daß er sich ein fremdes ungewohntes Sprachgewand anlegen muß. Er muß sich dann aber auch sagen: Das, was du hier nicht zum Verständniß bringen kannst, muß in seinem Ursprung etwas Fremdartiges oder Unklares haben.

Hier tritt dann dieselbe Wechselwirkung wieder ein, die wir bei den Propheten der Juden und den Volksrednern der Griechen gefunden haben. Man steht wieder unmittelbar persönlich einander gegenüber, indem der Mensch zum Menschen spricht.

Man ist in neuer Zeit allerdings von der Sprache der gelehrten Republik wieder zur Nationalsprache zurückgekehrt, aber es ergeben sich überall die Merkmale, daß diese in den letzten Jahrhunderten nicht im freien, unmittelbaren Leben, sondern in Studirstuben und Büchern aufwuchs.

Frühlings Anfang ist vorbei, draußen in der lebenzen Natur prangt Alles in würziger Blüthe, nach den wetterdeutigen Pancratius und Servatius ziehen auch die exotischen Pflanzen hinaus unter den freien

Himmel und sie gewinnen hier, von der Sonne angestrahlt und in den freien Strömungen der Luft frischeres Grün und lebendigeren Trieb, wie sie nimmer in luftgeheizten Räumen und hinter Glaswänden finden konnten....

Wir haben in Deutschland hauptsächlich nur eine Seite der öffentlichen Rede: die Predigt. Durch diese ist in mancher Beziehung eine höhere Ausdrucksweise im Volke allgemein verständlich und gäng und gäbe geworden. Theils mit Absicht, theils ohne Bewußtsein sind daher viele deutsche Volksschriften in den salbungsvollen Ton der Predigt verfallen, deren Stichworte allerdings nicht ohne Wirkung sind.

Ich werde im Verlauf dieser Schrift noch hierauf zurückkommen. Hier, wo es sich mehr um das Formelle handelt, mag nur hervorgehoben werden, daß der Predigt das Belebende durch die Gegenrede fehlt, wodurch der Volksgeist sich mit Gehalt und Gestalt des Gegebenen zurecht setzte und verständigte. Formell ließe sich aus der Predigt noch entnehmen, daß das öftere Vorsetzen des Zeitwortes an den Anfang des Satzes statt an den Schluß eine innere Berechtigung hat. Diese Abweichung von dem lateinischen Satzgefüge kommt nicht blos aus der Annäherung an den Bibelton, sondern die mündliche Rede bedingt ihn vielfach, indem sie erfordert, kurzweg und kecklich auf das Wesentliche loszugehen und die Aufmerksamkeit auf die darauf folgende Substantiva zu spannen.

Die volksthümliche Sprache in umfassenderer Bedeutung erwächst nur in freien Volksversammlungen.

Hier ist es am Orte, das was der denkende einsame Geist aus sich auferbaut und in wissenschaftlichen Gebäuden fest gegründet hat, zur wohnlichen Stätte für den Volksgeist einzurichten; hier allein ist es gegeben, daß der Volksgeist das ihm nach Form und Inhalt Aufgedrungene abstoße.

Zu Zeiten findet man noch, daß ein stiller Bursch beim Tanz hinaufsteigt auf die erhöhte Bühne zu den Spielleuten und er pfeift ihnen eine Weisung vor, die ihm schon lang im Sinne gelegen, bis sie sie inne haben. Wie hebt und spannt sich in Lust dann sein ganzes Sein, wenn die still gefundene Weisung nun von allen Instrumenten, von jedem nach seiner Art und doch gemeinsam heraustönt. Das ist eine Freude, wenn man sich so nach der im Innern gehegten Melodie frei bewegen kann und die Freunde rundum mit ....

Ist es eitel Traum und Hirngespinnst, wenn man hofft, daß es auch einmal im Reiche des Gedankens so sein kann? Daß nicht immer vom Blatt und nach fremden Noten gespielt wird, sondern auch einmal wie es im eigenen Gemüthe klingt? ...

Vereinzelte Reden aus den vereinzelten deutschen Volkskammern bringen auch bereits ins Volk, sie sind aber, da sie nur zur Verständigung unter den Abgeordneten dienten, nicht wesentlich von der volksthümlichen Fassungskraft bedingt.

Wenn ich die Gestaltung des volksthümlichen Ausdrucks in der mündlichen Rede suche, so bin ich weit davon entfernt, die oratorischen Werke als volksthüm-

liche Schriften zu betrachten; diese sind gerade am wenigsten dem entsprechend und männiglich weiß, wie manche hinreißende Rede im Druck matt und hohl ist. Für die Schrift soll hier blos das geltend gemacht werden, daß sich das Geschriebene leicht laut lesen lasse, daß die Erzählung den Charakter des mündlichen Berichts behalte; am rechten Orte eingeschaltete Fragen sind hier wie bei der mündlichen Rede von guter Wirkung, indem sie zur Selbstthätigkeit anregen. Das Volk liest laut oder auch leise mit dem Mund, und nicht blos mit den Augen. Weder die aus dem Lateinischen herübergenommene, in einander gefugte Satzbildung, weder der sogenannte wissenschaftliche Periodenbau, der alle Seitentaschen mit Unter- und Nebenbegriffen vollgestopft hat, noch die kurze, hastig abgekappte Satzbildung, die das Zeitungswesen neuerdings aufgebracht hat, ist hier am Orte.[1]

[1] Daß die freie mündliche Rede nicht nur in Aufnahme von Wörtern, sondern auch im grammatikalischen Gebrauch der gewohnten, Neues allgemein festsetzen kann, zeigt sich schon bei der Rede in den Volkskammern. Das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren konnte bis jetzt nur vereinzelt wirken. Bezeichnungen wie: Belastungs- und Entlastungszeugen ꝛc. sind nur am Rhein allgemein gebräuchlich. Die Kammerreden dagegen werden durch den Druck weiter verbreitet. Ich beanspruche, beantrage, verausgabe, beanstande, bevorworte und dergleichen fällt schon nicht mehr auf; hier wurde durch neue Vorsatzsylben geholfen. Es wurde, so viel ich weiß, zuerst von Rotteck durchgeführt, daß man sagt: ich anerkenne u. s. w. statt des frühern: ich erkenne u. s. w. an. Dies könnte auch bei andern zusammengesetzten Zeitwörtern in Aufnahme kommen, wie bei hochachten, geringschätzen, entgegenhalten, andeuten u. s. w. Wir haben zusammengesetzte Zeitwörter, deren Trennung oder beibehaltene

Unseren jetzigen Verhältnissen gemäß ist der Begriff einer volksthümlichen Sprache nicht allgemein festzustellen; die Bildung der Zeit und des Landes setzen allerdings gewisse äußere Grenzen, das Individuelle bleibt aber auch hier maßgebend. Wir Deutschen sind ja überhaupt in Ausbildung des Individuellen, mit seinen Vortheilen für das rein Menschliche und seinen Nachtheilen für das staatlich Gemeinsame, am weitesten voraus. Es kommt jetzt nur darauf an, in wie weit der Schriftsteller mit der Empfindungs- und Ausdrucksweise des Volkes eins ist. Dieß läßt sich bis jetzt nicht in großen massenhaften Kundgebungen erkennen, sondern muß im Einzelnen zusammengesucht werden.

Einzelnes über die volksthümliche Sprache, deren Hindernisse und Förderung.

Durch die Vermischung von Volks- und Kinderschriften ist man auch vielfach zu dem falschen Verfahren

Verbindung neue Begriffsschattirungen oder ganz andere Begriffe geben, wie: durchschauen, übertreten und dergleichen, hier bleiben natürlich beide Formen; bei den übrigen aber bedarf es nur der Gewöhnung, um sie passend zu finden. So ungefüge dies auch anfangs scheinen mag, es wird sich doch bald mundgerecht machen. Statt daß wir durch Trennung des Zusammengesetzten bisher das Abgelöste im Hinterhalt bewahren und mühselig nachschleppen mußten, könnten wir dadurch die Erhöhung einer Sprachschönheit gewinnen, deren wir bis jetzt in der mündlichen Rede ganz verlustig wurden.

Schon aus diesem kleinen Beispiel mag man ersehen, wie ganz anders sich die Sprache durch das lebendige Wort bildet, als wenn sie blos für das Auge und die stummen Zeilen gehalten ist.

gelangt, sich im Ausdruck herabzustimmen und ganz die Redeweise des Lesers, den man sich denkt, zu wählen. Wie aber schon diejenige Kinderschrift die Kleinen anwidert, die sich auf läppische Weise in ihre unbehülfliche Sprache hineinzwängt, so noch weit mehr und mit größerem Rechte das Volk. Man braucht nicht zu stottern und allerlei Theile auszulassen, um sich einem schwer Hörenden und Sprechenden verständlich zu machen; dieser versteht gerade den am besten, der am vollsten und rundesten spricht. Die Volksschrift muß auch das mit dem Volkslied gemein haben, daß sie wie dieses nicht unmittelbar für die stummen Zeilen des Drucks aufgenommen sei. Wie das Volkslied zuerst gesungen und spät erst aufgeschrieben wurde, so muß auch die Volksschrift gewissermaßen erst mündlich erzählt und dann erst aufgezeichnet werden. Dadurch wird sie auch um so geeigneter, laut gelesen zu werden, wie meistentheils geschieht. Auch ist nicht nöthig, daß Alles gleich beim ersten Lesen so plan und platt sei, daß keine Nachlese mehr gehalten werden kann; gerade diese erfreut am meisten, weil sie die Thätigkeit des Suchens und die Ueberraschung des Findens gewährt. Im Volke wird eine Geschichte mehr als Einmal gelesen, und da ist es gut, wenn man davon noch eine besondere Ausbeute hat. Diese wird aber nicht dadurch für den glücklichen Finder versteckt, wenn man — wie namentlich häufig die Herren Pfarrer thun — auf jedes Hauptwort eine ganze Meute von Beiwörtern hetzt; die Bezeichnung der Spur genügt.

Sehr häufig, wenn man mit einem Menschen

fremder Zunge die eigene Sprache spricht, sucht man durch Schreien und Radebrechen sich verständlich zu machen. Gleicherweise glauben Viele, die durch die Schrift zum Volke reden, die Worte für ein und dieselbe Sache häufen und noch mit zentergewichtigen Beiwörtern belasten, oder andererseits radebrechen zu müssen. Die Volkssprache ist aber keine fremde Sprache, es sind dieselben Worte und Zeichen, nur ursprünglicher und von der Anschauung ausgehend.

Wie bei der Dichtung aus dem Volk manche ausgeprägte gangbare Begriffe und Ausdrücke wieder eingeschmolzen und flüssig gemacht werden müssen, so noch weit mehr in der Schrift für das Volk. Wir glauben zum Beispiel volksthümlich zu reden, wenn wir von „Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Bestrebungen" u. s. w. sprechen. Volksthümlich aber ist es nur, wenn wir die Sache auf die oder von welcher diese Seelenzustände ausgehen, anschaulich vorführen und dabei sagen, „nun denken, fühlen" u. s. w. wir.

Das von anderweit fertig Ueberkommene muß hier in seine ursprüngliche Entstehung zurückgeführt werden. Ein gesunder Takt muß davor bewahren, Abgedroschenes wie eine neue Ernte zu behandeln.

Es ist noch nicht lange, seitdem in der Literatur die Mode abkommt, die natürlichen Haare wie eine Perücke aufzustutzen, das Alltäglichste in hohe Redensarten einzumummen, von denen man nicht lassen zu können glaubt und ohne welche allerdings die Blößen sich schneller kundgeben würden. Wie leicht lassen sich Phrasen hin und her drehen; aber in einfacher Sprache

zeigt sich schnell, was Einer zu bieten hat. Seitdem alle Wissenschaft sich dem Leben näher anschließt, verliert sich auch die Zigeunersprache der Kathederweisheit mehr und mehr. Die lebendigsten Wahrheiten erstarren leicht zu Formeln, mit denen die Nachbeter groß thun wie mit selbst gemachten Eroberungen. Muß man diese aber im Leben umsetzen, so ergiebt sich bald, in wie weit das Angeeignete auch ein Eigenes geworden. Alles das ist von unberechenbarem Einfluß auch auf die volksthümliche Sprache und Schrift. Es wird und muß immer Erörterungen geben, die weit über das sogenannte volksthümliche Bewußtsein hinausragen, die schon von vornherein auf einer erhöhten Stufe beginnen und deren Ergebnisse nur vereinzelt und auf Umwegen in das Volksbewußtsein zurückkehren; je klarer und bestimmter sich solche aber bewegen, um so rascher und ersprießlicher ist ihre Rückkehr in's Leben.

Vielfach geltend ist auch die Ansicht, daß die erste Bedingung einer volksthümlichen Sprache ihre Reinigung von Fremdwörtern und Kunstausdrücken sei. Gewiß muß das Bestreben dahin gehen, rein deutsch zu schreiben, aber wir können nur nach und nach dahin gelangen. Wie die Sachen heute stehen, ist durch das Staatsleben mit seinem fremden Rechte und schriftlich geheimen Verfahren, durch das Militärwesen, durch Schule und Kirche, eine solche Masse von Fremdwörtern und Kunstausdrücken in der Alltagssprache umgesetzt worden, daß wir mit heimischem Ausdruck geziert, unverständlich und willkürlich werden. Die theoretische

Sprachreinigung ging namentlich darin zu weit, daß sie alle Schattirungen eines Begriffes oder Merkmale eines Gegenstandes mit in den bezeichnenden Ausdruck aufnehmen wollte; dadurch entstand jene lächerliche Häufung, die den Gegnern leichte Waffe zur Verspottung in die Hand gab. Die Reichhaltigkeit unserer Sprache, die für jede Schattirung eines Begriffes u. s. w. ein eigenes Wort hat, sowie die Fortbildungsfähigkeit des vorhandenen Sprachschatzes, gerade diese Vorzüge erschweren uns die feste Gestaltung einer volksthümlichen Sprache. Es ist aber nicht nöthig, daß in Einem Wort alle Nebenbegriffe mit ausgedrückt seien; laßt es nur gäng und gäbe werden, es wird sich sein Gebiet schon behaupten.

Es giebt, wie für das Auge, so auch für das Ohr gleichsam eine Mode. Gleichwie manche körperliche, so erscheint uns auch nach und nach manche geistige Gewandung nicht mehr so auffällig; es kommt nur darauf an, daß man mit Naturgemäßem und Schönem nicht vereinzelt dastehe, sondern Viele sich zu dessen Gebrauch zusammenthun und anschließen.

Wäre von der Schul- und Kanzleiweisheit etwas Unselbstisches, wahrhaft Volksthümliches zu hoffen, so wäre es hier gegeben, die Reinheit der Sprache vielfach festzusetzen; aber auch hier tritt neben dem vornehmen Dünkel die staatliche Trennung in den Weg: während in Süddeutschland etwas im Abstreich versteigert wird, hat man am Rhein und im Norden den Soumissionsweg, während man in Süddeutschland vergantet wird, kommt man im Norden in Concurs, die süddeutschen

Volkskammern verweisen eine Petition an die Commission und die norddeutschen an eine Deputation u. s. w. u. s. w.

Man hat es versäumt, zum Nachtheil für das Volksthum und dessen dichterische Fassung, neue Erscheinungen alsbald mit heimischen Lauten zu bezeichnen, wie zum Beispiel Locomotive und dergleichen und wir müssen noch froh sein, daß man bei der Abfahrt nicht all right ruft, den reisenden Herren Engländern zu Gefallen, u. s. w. u. s. w. Und unsere aberwitzige sogenannte vornehme Welt dünkt sich um so sublimer und exclusiver, jemehr sie die banalen Phrasen der bourgeoisie evitirt und fremdes Kauderwelsch in ihre sociale Conversation melirt.

Es ist schon anderweit bemerkt worden, daß diese Fremdsüchtelei ein trauriger Charakterzug in unserm Vaterlande ist; denn bei keiner andern Nation der Welt gilt man für vornehmer, wenn man ausländisch ist. Aus der Höhe der Societät sind denn auch schon manche Früchte in die niedern Gebiete herabgefallen und es giebt manchen Dandy und Lion im Bauernkittel, der, wenn er Geld im Sack hat, statt des gemeinen „Guten Tag“ euch ein vornehmes „Buschur“ zuruft, und der Tailleur im Norden und am Rhein fährt sich geschmeichelt durch die Locken, wenn ihm der Markör beim Billardspiel vorzählt: Poxeng a Poxeng.

Gerade was ein Vorzug der deutschen Sprache ist, hat es dahin gebracht, daß die raffinirten Cercles es mauvais genre finden, sich ihrer zu bedienen. Ihr

könnt es oft hören: die deutsche Sprache (die reichste von allen) habe nicht Distinctionen und Nuancen genug. Allerdings heißt im Deutschen der Roué ein Wüstling, der Blasé ein Verlebter, der Flaneur ein Strolch oder Pflastertreter u. s. w. u. s. w. Die deutsche Sprache ist ehrlich grob, sie will nichts von der socialen Schönfärberei, sie hängt dem Laster kein interessantes Mäntelchen um. Und das ist gut. Völker und Zeiten müssen in sich zerfallen, wenn ihre Sprache den sittlichen Halt verliert, oder gar das Faule und Hohle beschönigt. Darum halten wir fest an der Aufrichtigkeit unserer Sprache, wenn sie auch Manchen scharfrichterisch und grob dünken mag. Volksthümliche und sittliche Beweggründe erheischen das.

Die Zeitungspresse hat hier und dort mit gewissenhafter Strenge Gutes zu wirken begonnen, aber wer weiß nicht, wie es mit dem Deutsch bei manchen Führern der Journale aussieht; und so lange unsere deutschen Zeitungen wesentlich ausländische sein müssen, indem man über die inneren Angelegenheiten des Vaterlandes kein rechtes Wort sagen darf, so lange werden sich's die Uebersetzer leicht machen und manches frische und freie Wort muß zurückgehalten werden, weil es sich der Bevormundung entzieht.

Ich komme hiemit auf das wesentlichste Hinderniß einer volksthümlichen Sprache: die Censur. Der körnige Ausdruck, der den Gegenstand rund heraus packt, das Ding beim rechten Namen nennt, wird durch die Censur verdrängt. Das Starke, Feste muß abgeschwächt und verdünnt, die frische Blüthe des Lebens zu einem

verkochten Absud verwandelt, das Handfeste breiig gemacht werden. Man darf keinen wirklichen Gegenstand, keine Thatsache, keinen Charakter frisch herausgreifen, und was auf ein bestimmtes Einzelnes gemünzt ist, was ein kenntlich bezeichnendes Gepräge haben sollte, muß zum Allgemeinsatz eingeschmolzen werden. Einem Allgemeinsatz stellt man viel weniger nach, als wenn man dem wirklichen Leben geradezu auf den Leib geht. Das Wesen des Volksthümlichen, des individuell Durchgearbeiteten und Neugewonnenen ist aber: vom Einzelnen, Bestimmten, zum Allgemeinen aufzusteigen, während wir es jetzt meist den Lesern überlassen müssen, die allgemeinen Recepte auf ihre besonderen Zustände anzuwenden und solche allein zu erkennen. Das erheischt aber eine Bildung, wie sie noch auf keine Weise vorausgesetzt werden kann.

Neben Verallgemeinerung der Gedanken ist man noch oft dazu verdammt, die offensten Ansichten zu verlarven, den redlichsten und aufrichtigsten eine abschreckende Teufelsmaske vorzubinden, damit man unter dem Schein der Bekämpfung wenigstens eine Erörterung anregen dürfe. Traurig, wer sich im Bewußtsein der guten Absicht dazu verleiten läßt, sich selbst und die von ihm ausgehende Wahrheit zu entweihen.

In der Schrift, zumal in der volksthümlichen, sollen wir uns dem Sprechen nahe verhalten. Nun nistet sich aber das Bewußtsein der Bevormundung in die Seele, oft noch bevor der Gedanke geboren, und mitten im Schreiben schaut uns oft die Polizei über die Schulter weg zu. Wir wollen keine Gelegenheit zum Streichen geben,

weil die Streichlust weiter hineinfährt und Stellen vernichtet, die ohne ihren sträflich angesehenen Nachbar frei ausgegangen wären. Wir lernen im besten Fall die Kriegskunst, aber nicht die im offenen Feld, sondern die Kriegskunst der Schmuggler, mit ihren Schleichwegen und Kniffen.

Wir können kaum mehr ermessen, welche Gedanken und welche Sprache wir gewonnen hätten, ohne daß das Bewußtsein der Bevormundung vor und in uns gesetzt wäre.

Es war nicht unnöthig, dies hier auszusprechen, um manchen vertrauensvollen Humanitätsfreunden (ich sage absichtlich nicht Volksfreunde, weil solches einen ungehörigen Hochmuth voraussetzt) darzuthun, daß wir die volksthümliche Schrift und Sprache erst mit und in der Freiheit gewinnen werden.

So lange die Humanität auf abstractem Boden in Erörterung der Principien stand, fand sie hochgestellte Gönner und Förderer; jetzt, da sie hinaustritt ins Leben und nicht umhin kann, manches lieb Gewordene und hoch Gehaltene zu verletzen oder anzugreifen, jetzt muß sie sich Schritt für Schritt durch Hindernisse hindurchschlagen.

Selbstmörderisch wäre es aber doch, in eitler Lässigkeit jetzt dem Volke das vorzuenthalten, was man ihm zu bieten vermag. Wir müssen unter ehrlosen Verhältnissen die innere Ehre wach erhalten, in uns und anderen.

Es sind aber auch nicht immer der thatsächlichen Gewalt gegenüber stehende Gedanken, die wir zurückhalten müssen; es wäre auch Aufgabe der Wahrhaftigkeit,

manches im Namen der Freiheit auftretende zu bekämpfen. Die lange mit dem tiefsten innern Widerspruch ertragne Bevormundung hat es dahin gebracht, daß alles der äußern thatsächlichen Gewalt Mißliebige vorweg und unbesehen als das Freie, auf das Volkswohl Abzielende gilt.

Solche innerste Auflehnung der Gemüther, solche Auflösung und Verwirrung hat die unberechtigte Bevormundung zu Stande gebracht. Sie allein hat es zu verantworten. Es giebt ganze Richtungen, die den Schutz der polizeilichen Verfolgung genießen; wir müssen sie unbekämpft lassen, weil ihnen die rohe Gewalt auf dem Nacken sitzt; wir wollen nicht Handlanger der Polizei sein, uns nicht durch einen Gnadenblick beleidigen lassen. Die polizeiliche Verfehmung hat vieles Verdammungswürdige dem zuständigen Richter entzogen; dieser Richter ist einzig und allein der Volksgeist und der allgemeine Geschmack. Wäre das Wahlfeld offen und frei, wären den Bekämpften nicht die Hände gebunden, wir würden in offener Sprache den offenen Sinn des Volkes gegen sie aufrufen. Nun aber müssen wir manche Verwirrung und geistige Falschmünzerei gewähren und selbst in die Volkskreise dringen lassen, weil wir den Beistand der rohen Gewalt nicht zur Seite haben wollen.

Ein lebendiges volksthümliches Geistesleben und eine volksthümliche Sprache ist nur in der ungehinderten Oeffentlichkeit und Freiheit möglich, dort allein kann sich zeigen, wer den Geist des Volkes kennt und die Sprache seines Geistes spricht.

Die deutsche Volksschrift muß dichterisch sein. — Eine Maßgabe der volksthümlichen Musik.

Der Grundzug des Dichterischen muß in Sprache und Inhalt unserer Volksschriften vorschlagen. Die gegenseitige Bedingung von Sprache und Inhalt tritt hier wieder hervor.

Es mag vielleicht sonderbar erscheinen, dünkt mir aber doch wahr, daß unter unserm Volke die Aufnahme des Allgemeinen, das Abstractionsvermögen, weit weniger durch alle Volksschichten verbreitet ist, als zum Beispiel bei dem minder geschulten englischen. Die Theilnahme am Staatsleben und dessen Verhandlungen giebt einerseits diese Fähigkeit, andererseits pflanzen die freien Staatsformen von selbst eine Menge Gemeinbegriffe in die Seele, die auf dem Weg der Lehre und Schrift nur mühsam zu erlangen sind. Wenn wir die Schriften von Channing lesen, so müssen wir staunen, daß solche zu hunderttausenden in England und Nordamerika verbreitet sind. Solche Allgemeinheiten könnten unter uns bei der großen Masse nirgends recht eingreifen, weil die Voraussetzungen fehlen, weil wir die Begriffe von Menschen-, Bürger- und Nationalwürde erst katechetisch zu entwickeln hätten, während sie der Engländer und Amerikaner aus dem Leben lernt.

Hienach gestaltet sich die besondere Aufgabe unserer volksthümlichen Entwicklung: mit der Thatkraft und Erkenntniß zugleich auch die Innigkeit des Gemüthslebens, die sinnige Weltbetrachtung, die frei spielende und abenteuernde Phantasie sich entfalten zu lassen.

Das Verdammungsurtheil über Räuber und Ritterromane und dergleichen in weitesten Kreisen beliebte Schriften ist leicht ausgesprochen. Man sollte aber aus der vorhandenen Thatsache die Lehre entnehmen, daß der deutsche Volksgeist für seine dichterische Begabung eine entsprechende Anregung erwartet.

Es ist in allen Dingen ein verkehrtes Verfahren, Jegliches, was nicht in ein bestimmtes Moralsystem paßt — die ganze volle Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften — als schlechtweg verwerflich zu betrachten, um dann, wie sich Spinoza ausdrückt, sie zu beklagen oder zu verspotten. Vielmehr muß man den individuellen Gestaltungen der Menschennatur mit ihren Neigungen und Leidenschaften dadurch gerecht werden, daß man zu ihrem innersten noch nicht in der Ausartung begriffenen Wesen vordringt und hier die gesetzmäßige Bahn der Bethätigung und Befriedigung eröffnet. Die Besonderheiten werden dadurch zu schönen Blüthen einer innern Kraft.

Dies zeigt sich auch hier beim Volksschriftenwesen. Das maßlos Abenteuerliche, das Ungeheure, Ausschweifende, wird nicht durch moralische Musterwirthschaften voll honigsüßer Unschuld verdrängt, so fein und zierlich man diese auch herausputzen mag. Nicht durch augenverdrehende, händedrückende Betbrüderei wird das Mißliebige verdrängt, sondern dadurch, daß man lebensvolle Dichtungen von harmlos heiterm, wie von sittlich ernstem Geist durchdrungen dafür an die Stelle setzt. Der literarische Schnapps aus ausländischen wie aus den heimischen Brennereien wird nicht durch

Enthaltsamkeitspredigten verdrängt, sondern dadurch, daß man ein anderes Getränke bietet, das erwärmt, bei dem man lustig sein und die Trübsal des Tages auf eine Weile vergessen kann.

Das Ueberspringende, Abenteuerliche, ja sogar das Phantastische sind nothwendige Elemente der deutschen Volksschrift; denn die reiche Phantasie des Volkes geht gern wie der Mann im Mährchen auf Reisen, um etwas zu finden, daß es ihn „grusele."

Wie verträgt sich nun der dichterische Charakter mit der Tendenz, in der doch eine wesentliche Lebenskraft der Volksschrift beruht?

Ich habe bereits mehrfach darauf hingewiesen, daß es streng genommen eigentlich gar keine tendenzlose Poesie giebt; was man als der Poesie widerstrebend betrachtet, ist nur die tyrannisch einseitige Tendenz, in der die Mannigfaltigkeit des Lebens, das abgespiegelt werden soll, untergeht. Der Dichter schafft aus sich heraus und stellt Gestalt und Gedanken ohne einseitig bestimmten Zweck dar; indem er aber Gestalt und Gedanken aus seiner Weltanschauung heraustreten läßt, erregt er unmittelbar zu gleicher Betrachtungs- und Empfindungsweise, wenn er nicht geflissentlich wiederum sich selber negirt.

Musik und Poesie sind die ursprünglichsten und, wie man es nennt, populärsten Künste. Was in anderen Darstellungsweisen, auch bei der allergrößten Einfachheit, noch immer auf engere Kreise beschränkt bliebe, gewinnt durch poetische Gestaltung die umfassendsten Gebiete. Musik und Poesie, als die ursprünglichsten

und volksthümlichsten, bieten auch noch heute ergiebige Vergleichungspunkte. Mag es auch eine Poesie geben, die in Worten dasselbe ist, was die reine Instrumentalmusik in Tönen, so ist nur diese allein nicht volksthümlich. Das Volk kennt keine bloße Instrumentalmusik und weiß nichts damit anzufangen, wenn sie ihm geboten wird; die Töne müssen die Weisung eines Liedes sein, das eine bestimmte Gedankenfassung hat, ein frischer Marsch oder ein lustiger Tanz muß aufgespielt werden: da hat man ein Bestimmtes, um dort die Gedanken, hier Leib und Leben danach zu bewegen. In der Natur dieser Musik liegt es dann auch folgerecht, daß sie auch noch anders als auf ihre zunächst gegebene Bestimmung verwendet werde, oder verschiedenes zugleich erfülle. So findet man häufig, daß eine Liederweise zu einem Marsch oder Walzer wird und gleichzeitig als Lied fortbesteht. Andererseits wird sehr oft auf eine Tanzweisung ein Lied gesetzt, dies ist offenbar bei denjenigen, deren Weisung nicht mit den Worten abschließt, sondern wo noch der Refrain wortlos nachgesungen werden muß. Aehnlich verhält es sich auch mit der Dichtung für das Volk. — Als wesentlich Charakteristisches der volksthümlichen Musik erkennen wir: das Vorherrschen der Melodie gegenüber der Harmonie. Eine Volksweise muß von einem allein gesungen oder gepfiffen werden können; die begleitenden Stimmen können tragen und heben, aber sie dürfen nicht ausschließlich nöthig sein. Aehnlich muß auch die volksthümliche Dichtung einen solchen Kern und Mittelpunkt haben, der von der Instrumentirung des Dichters

losgetrennt, dennoch wesentlich seine volle Kraft behält; eine tragbare Melodie muß auch hier vorherrschen.

Der einheitliche und persönliche Charakter in der Volksschrift.

An das Erforderniß der dichterischen Haltung in der Volksschrift schließt sich das weitere an, daß ein persönlicher Charakter daraus hervortrete; selbst vorwiegend lehrhafte Schriften werden dadurch gewissermaßen in das Dichterische gehoben, daß man mit dem Dargestellten zugleich den Darsteller kennen lernt. So finden zum Beispiel Reisebeschreibungen, in denen der Verfasser mit Ich erzählt, am leichtesten Eingang und werden am dauerndsten festgehalten, weil Sache und Person sich in Ein Interesse verschmelzen; denn oft ohne daß er's will, und dann gerade am leichtesten, führt der Erzähler in sich eine feste Lebensgestalt vor.

Es ist daher von besonderer Bedeutung in der Volksschrift, daß der Charakter des Verfassers darin hervortrete. Nirgends wäre die kalte, sogenannte kunstmäßige Objectivität übler angebracht als hier. Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigensten Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar hinausgeben. Die Vorenthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Scheu vor persönlicher Hingabe eingeflößt. Wir verdenken es keinem Lyriker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenes Leben preisgiebt, das schließt die wesentliche Bereicherung menschlicher Empfindung in sich.

Ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild und soll nicht auch der Prosaiker sich ganz geben?

Der Schriftsteller ist theils mehr, theils weniger als er momentan in seine Schriften zu legen vermag.

Mit Verbrauch der zeitlichen Ernte ist der Boden der Persönlichkeit noch nicht aufgezehrt, er kann Saaten aufnehmen und Früchte bringen, von denen er nie etwas ahnte. Wir dürfen es nicht vergessen, daß wir eigentlich persönlich wirken, sprechen und streiten sollten. Und schwingen wir uns hinaus an das Ende unserer Lebenstage — was liegt daran, wie unsere endliche Persönlichkeit von Böswilligen verzerrt und mißdeutet wurde; wenn nur durch die volle Hingabe eine einzige ewige Wahrheit lebendig zu Tage gebracht ist.

In der Volksschrift vor Allem, in der es nicht auf persönliche Verklärung abgesehen sein kann, ist daher die volle Hingabe an sich nothwendig.

Die Theilnahme des Erzählers an seinen Geschichten darf sich aber nicht in salbungsvollen überschwänglichen Ausrufungen, sondern muß sich in der ganzen Haltung kundgeben. Diese bildet das Anziehende im Werke. Das Wesen seines Urhebers — nicht sein Name, nach dem man nicht fragt — gewinnt hier unmittelbar die Leser.

Es giebt viele Menschen, die sich an einem Musikstück, das sie hören, nicht recht erfreuen können, bis sie wissen woher und von wem es ist. Aehnlich verhält es sich auch bei Schriften. Im Volke aber liegt die Anschauung, daß so etwas gemacht werde, nicht

so nahe, es braucht sich hier gar kein Verfasser zu nennen, die Sache steht für sich wie ein Naturerzeugniß, das keinen Urheber bei Namen nennt.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die tiefgreifendsten und allgemein aufgenommenen Werke den Namen ihrer Urheber verklingen ließen.

Der Name des Autors ist also hier von keinem Belang, anders verhält es sich dagegen mit dessen einheitlich geschlossenem Charakter.

Es scheint daher auch erforderlich, daß eine Volksschrift stets nur von Einem Mann verfaßt sei.

Man hat neuerdings Werke für das Volk aus Arbeiten vieler Gleichgesinnten zusammengestellt. Dies scheint mir ein Mißgriff. So wenig sonst ein Vergleich von Volksbildung und Schulbildung stichhaltig ist, so ergiebt sich doch hier ein solcher. In einer Schule, wo die Lehrer, wenn auch alle von gleichem Geiste beseelt, stundenweise abwechseln, da jeder ein besonderes Lehrgebiet hat, wird wohl der Masse und Schnelligkeit des Wissens genützt, die Charakterbildung der Schüler aber behindert, weil ihnen kein einheitliches Charakterbild eines Mannes vorsteht, nach dessen allseitigen Anschauungen sie sich entwickeln. Aehnlich bei der Volksschrift genannter Art. Seien auch die vereinten Männer noch so sehr gleicher Gesinnung, jeder spricht doch aus einer ganz individuellen Bildung heraus, auf Voraussetzungen gestützt, die sich nur dem feinern psychologischen Blick erschließen; für diesen mag es von Interesse sein, den Grundzug im Charakter der Zeit hieraus anschaulich zu erkennen, für den

sogenannten gemeinen Mann aber ist die Anschauung Eines Charakters viel förderlicher, viel eindringlicher; er faßt und hält die allgemeinen Ideen nur wie sie sich in einer Persönlichkeit fest gestalteten, seien es die Ideen der Religion, der Menschenbildung und des Staates.

Eine Persönlichkeit bietet Handhaben für Alle, eine allgemeine abstracte Idee nur für Wenige.

Es soll damit keineswegs bestritten werden, daß die höchste Erziehung auf Befreiung von aller bloßen Autorität hinausläuft, daß die Wahrheit um ihrer selbst willen und abgesehen von ihrem Urheber erkannt werden muß; aber vorerst bildet sich ein Charakter am besten an einem andern, und sodann kann und soll auch für jenen höchsten Endzweck der Geistesfreiheit die Persönlichkeit doch so viel Autorität behalten, daß man um ihretwillen sich gedrungen und verpflichtet fühlt, das von ihren Thaten und Lehren Ausgehende zu beherzigen, den Gründen desselben nachzugehen, in eigener Prüfung sich ihnen anzuschließen oder davon zu trennen.

Der ausgesprochenen Nothwendigkeit eines einheitlichen Charakters ließe sich entgegenhalten, daß ja die Bibel, die sich als Volksbuch bewährt hat, von vielen Verfassern herrühre. — Im Neuen Testamente unterordnen sich sämmtliche Verfasser Einer Persönlichkeit, machen sich zu Organen derselben, die allein als Mittelpunkt dasteht. Das Alte Testament als Volksgeschichte ist von so eigenthümlicher Fassung, wie später zu erörtern ist, und die Verschiedenheit seiner Verfasser bedingt minder seine volksthümliche als seine universell theologische Bedeutung.

Betrachten wir nun Hebel. Sein ganzer Charakter tritt in seinen Volksschriften auf, manchmal indem er sich geflissentlich giebt, manchmal indem er sich gehen läßt. Dabei hat er sich eine eigenthümlich verhüllende Würde als Hausfreund beigelegt. Als solcher tritt er ohne Scheu mitten in die Erzählung hinein, ohne dadurch das Interesse vom Gegenstand ab und auf sich zu ziehen, ohne zu dem bisweilen noch lästigen und damals noch unbescheidenen Ich greifen zu müssen. Der Verfasser war dadurch gewissermaßen eine mythische Person und doch zugleich lebendig hantirend.

Zu dem Besten und Lehrreichsten in seinen Schriften gehört das, daß sein Charakter dabei ist.

Die örtliche und landsmännische Volksschrift.

An die Bedingung des einheitlichen Charakters in der Volksschrift, wie er sich in der Person des Verfassers ausprägt, schließt sich zunächst die Frage: Ist dieser persönliche Charakter von dem Oertlichen, in dem er wurzelt, zu trennen, muß dieses letztere nicht vielmehr mit ausgedrückt sein. Soll und muß demnach ein wirksamer Volksschriftsteller ein landsmännischer (provinzialer) sein?

Manche sind in der thatsächlichen Beantwortung dieser Frage so weit gegangen, daß sie die Schriften für das Volk in der Mundart verfaßten.

Es wurde bereits bemerkt, daß die Bibelübersetzung, daß Schule und Kirche — und es kann hier noch hinzugefügt werden, die Gesetze des Staats und die Gerichtsverhandlungen — die Mundart in das Bereich der niedern

Alltäglichkeit zurückgedrängt haben. Selbst auf dem Standpunkt, wo das Landsmännische in seiner vollen Berechtigung anerkannt wird, ist es daher mindestens eine Verletzung des geschichtlich Gewordenen, wenn man die Schriftsprache in die Mundart zurückschraubt. Die Sprache ist noch der einzig gemeinsame unzertrennliche Boden des deutschen Volkes, die Sprachgesetze sind die einzig gemeinsamen Gesetze, unter deren Herrschaft wir stehen, in denselben Lauten erstehen und bilden sich unsere Gedanken und Empfindungen; losgerissene Länderstriche wie ausgestoßene Glaubensverwandte erkennen sich dadurch mit dem gemeinsamen Vaterland unauflöslich verbunden. Die Sprache ist der letzte Hort der Einheit. Bei aller Rücksicht für die Wahrung der Besonderheiten müssen wir daher die allgemeine Volkssprache zu erhalten und auszubilden trachten.

Hiezu ist die Volksschrift vor Allem berufen.

Die Mundarten können und werden nie verschwinden, aber Eine Sprache muß Allen verständlich sein, wenn wir nicht erst die wahre Zerklüftung herbeiführen wollen.

Der mundartigen Haltung der Volksschrift steht aber auch bereits das entgegen, daß der Mann aus dem Volk, der aus einem Buche Neues und Erquickendes holen will, sich gern in der Sprache angeredet sieht, die nun einmal die des gebildeten Lebens ist. In seiner kleinen Bücherei gruppirt sich Alles um das Buch der Völker und Volksbuch: die Bibel; er will von jeder Schrift eine Erhebung, in Ernst und Scherz ein Hinausheben aus seiner gewohnten Welt. Wie es ihn

erfreut und wie er mit Recht verlangt, daß man nicht immer von Stall und Dünger, Pflug und Kartoffeln mit ihm rede, sondern auch von Staat und Regierung und allgemeinem Wissen, so will er auch, daß man in der Sprache nicht immer zu ihm herniedersteige und den Bauernkittel anziehe, sondern daß man sich's in festlichem Gewande an seinem Tische gefallen lasse. In den Darstellungen der Mundart kommt er sich vor wie ein Mensch, der sich auf dem Theater kopirt sieht, er lächelt, wenn's hoch kommt, halb verdrossen. Bei dem Lesen der Mundartschriften stutzen die meisten Bauern und meinen, das wäre doch nicht der Mühe werth, daß man das druckt; sie wüßten nicht was die Herren dabei hätten u. s. w.

In der Volksschule ließe sich wohl zur Erläuterung mancher Anschauung, mancher Begriffs- und Wortbildungen, fruchtreich auf die Mundart zurückgehen,[1] in der Volksschrift weniger.

Anders ist es dagegen mit der geistigen Individualität eines Volksstammes oder Landes. Hier lassen sich Anknüpfungen finden, die das innerste Herz des Lesers in Bewegung setzen, Anknüpfungen, die sich nicht sowohl an geschichtliche Erinnerungen heften, als viel-

[1] Dies würde auch unmittelbar auf den geschichtlichen Weg des Sprachunterrichts führen, den J. Grimm der abstracten Theorie gegenüber verlangt; sein Wort würde sich dabei bewähren, daß man „die Sprache nicht lehren, sondern nur daran lernen kann.“ Man liebt es aber, weil das auch leichter ist, in Schulen und Kanzleien, das Volk von oben herab durch abgezogene Gesetze zu regieren, statt daß man dem organisch geschichtlichen Triebe des Volksthümlichen nachginge.

mehr an das historische Volksgemüth, das, ohne Namen und Thatsachen in bestimmter Fassung in sich zu hegen, doch einen von den Vätern ererbten Schatz von Empfindungen in sich schließt.

Die Geschichte als solche ist dem Volke abhanden gekommen. Tretet hinaus und sehet zu, welche Namen, Thaten und Ereignisse das Volk noch kennt; aber ein Familienzug der Empfindung geht oft durch einen ganzen Stamm und an diesen kann sich der Volksschriftsteller wenden.

Es ist eine wundersame Führung, daß, nachdem die ältere Geschichte hinabgesunken und fast beziehungslos zur Gegenwart ist, doch die große Masse nicht erst ein Dasein von gestern hat, sondern in sich eine tiefe Fülle geschichtlicher Entwicklung hegt.

Das werden zwar diejenigen, die gern eine blanke Tafel für ihre abgezogen gefundenen Gesetze hätten, nicht zugeben wollen; es ist aber doch so und gewiß nicht ohne höhere Nothwendigkeit.

Das geschichtliche deutsche Volksgemüth hat als äußerlich erkennbare Denkmale seiner langen Entwicklung nur noch die Bildungsgeschichte seiner Sprache und das Volkslied aufzuweisen. Männer mit dem Herzen für das Volk, wie die Grimm, Uhland und Andere haben ihre beste Lebenskraft unausgesetzt darauf verwendet, jene Denkmale zu erhalten und zu erneuen. Wir dringen durch sie zum unerschöpflichen Quell des deutschen Volksgeistes vor, manchen abgerissenen Klang in der Gegenwart lernen wir dadurch verstehen, erweitern und in tieferen Zusammenhang bringen; jene

Eroberungen sind nicht blos für ein wissenschaftliches Raritätenkabinet gemacht worden, die alten goldhaltigen Münzen können, in alter Prägung oder in erneuter, wieder ins Leben umgesetzt werden, ohne daß ihre übersichtliche Zusammenstellung in jenen wissenschaftlichen Werken verloren ginge, denn es ist gemünzter Geist und kein äußerlicher verlierbarer Stoff.

Es giebt aber auch noch viele flüchtige Bildungen des Volksgeistes, die sich von der Wissenschaft nicht fassen lassen, die sich ihr nicht eher fügen, als bis sie einen gewissen äußeren Abschluß gewonnen haben. Hier tritt nun der örtliche Volksschriftsteller in die Vermittlung zwischen Wissenschaft und Leben. Möglich, daß er dieses Mittleramt aus dem wissenschaftlichen Bewußtsein heraus antritt, nöthig aber ist solches nicht; vermag er es nur, das was in ihm sich als Volksthümliches concret gestaltet hat, ganz und rein herauszustellen, so wird mit Erfüllung seines nächsten unmittelbaren Zweckes dieser auch mittelbar in die Wissenschaft aufgehen.

Hier ist wieder der Punkt, wo der scheinbar vereinzelte Selbstzweck in das große Weltganze aufgenommen wird.

Es muß für die vorliegende Darstellung genügen, dies hier angedeutet zu haben; wir haben hier weniger die wissenschaftliche, als die praktische Bedeutung der Volksschrift im Auge, und es war nur darum zu thun, auch hier auf den Zusammenhang hinzuweisen. —

Die tief eingreifende Wirksamkeit ist vor Allem dem landsmännischen Volksschriftsteller gegeben.

Hebel war ein solcher. Er hatte sich wenig bei der neuen Erforschung der alten Sprachdenkmäler betheiligt (wenn gleich sein Wörterbuch bei den allemannischen Gedichten sein Verständniß hierin bezeugt), er gab sich wesentlich der Denk- und Sprachweise seiner Landsleute hin und brachte diese zu ihrem reinsten Ausdruck. So bereicherte er nachträglich die Geschichte des volksthümlichen Geistes und seiner Sprache, er gelangte dabei unmittelbar zur vorgesetzten Wirksamkeit auf die Gegenwart.

Hebel war nach Zeit, Geburt und Geschick ein vorherrschend landsmännischer Volksschriftsteller, wie er auch persönlich nie aus Süddeutschland hinausgekommen ist, und nur einmal die Lust verspürte, es zu verlassen, aber dann gleich — nach Paris zu reisen.

Die in das geschmeidige Silber der Prosa gefaßten Kleinodien des Schatzkästleins sind weniger weit verbreitet, als die in das Gold der Verse gefaßten allemannischen Gedichte. Was mit erhöhtem Bewußtsein aus dem Volke kam, war allen Bildungskreisen zugänglich, während die Schöpfungen für das Volk diesem zunächst anheimgestellt blieben. Dort zog die unmittelbare Darstellung des Volksthümlichen auch den Fernstehenden an, man fand in Form und Inhalt etwas Fremdes und suchte es als solches in sich aufzunehmen, während in den prosaischen Geschichten theils Bekanntes, theils neu Geschaffenes in der sprachlich allgemeinen Form, aber in ihrem innersten Wesen besondern Anschauungsweise eines bestimmten Volksstammes vorgetragen wurde. Die allemannischen Gedichte

geben ein völlig in sich abgeschlossenes Leben und konnten so leichter die allgemeinste Aufnahme finden; die Kalendergeschichten dagegen stützen sich auf Voraussetzungen landsmännischer Erfahrungen und Anschauungen, die nicht ganz zur Darstellung kommen, und eröffnen von diesem Standpunkt Ausblicke in die weite Welt.

Wenn auch Manches, wegen seiner Vollendung nach Gehalt und Gestalt, wie z. B. „Kanitverstan" in fast alle Schulbücher überging, so blieb die Hauptwirksamkeit des im Rheinländischen Hausfreunde Vorgetragenen, doch auf die oberen Rheinlande beschränkt.

Es giebt in manchen Gegenden gewisse Landweine, die nie in die Fremde ausgeführt, von Auswärtigen auch nicht mit dem gehörigen Behagen genossen werden, den Einheimischen und anwohnenden Nachbarn aber gar sehr munden. Sind nun die Hebel'schen Erzählungen ein solcher Landwein? — In manchen Beziehungen wohl, aber durch den neuerdings erleichterten Verkehr wird Mancher an der Quelle kosten lernen und der gute Hebel'sche Markgräfler wird auch eine größere Verbreitung gewinnen.

Ob es überhaupt möglich sein wird, ein allen Deutschen an's Herz greifendes und auch als Kunstwerk abgeschlossenes Volksbuch zu schaffen, das ist eine Erörterung, die zu Hebel's Zeiten nicht vorgelegt werden konnte, die aber auch heutigen Tages keinen Abschluß finden mag. Wir können dadurch fast nur zur Erkenntniß der Hindernisse gelangen, als da sind: Mangel eines allgemein vorhandenen geschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich eine solche Dichtung aufbauen ließe

— denn selbst von unserer nächsten Vergangenheit, den Befreiungskriegen, ist keine feste Erinnerung, ja nicht einmal das Bild einer nationalen Persönlichkeit im gesammten Volke haften geblieben — der Mangel eines sichtbaren Mittelpunktes, der Mangel eines volksthümlichen allgemeinen Rechtslebens; das verschiedene Maß und Gewicht, wodurch die einfachsten Vorgänge jetzt einer Erläuterung bedürfen; die Zerstückelung der Interessen nach der diplomatischen Ländereintheilung, die Kirchentrennung u. s. w. u. s. w.

Mit der Erkenntniß der Negative hat man aber hiebei noch keinen Schritt zur positiven That gewonnen. Diese mag, hoffen wir es, einem Glücklichen gelingen, ohne das Bewußtsein der Hindernisse, oder troß derselben.

Neben beziehungsweise allgemeinen Volksschriften müssen noch immer landsmännische (provinziale) zu tiefgreifender Wirksamkeit erstehen. Aus einem genauen Studium Hebel's können wir hiebei Vieles lernen.

Hebel's volksthümlicher Styl.

Ich sage: von einem genauen Studium, denn Hebel verdiente dies von Einzelnen wie in den Schulen. Wären seine kleinen Sachen lateinisch geschrieben, unsere Schulweisen würden viel Aufhebens von seiner Diction machen und ihn mit gelehrten Commentaren zieren.

Trotzdem, daß der Großmeister der erneuten volksthümlichen Richtung, Jakob Grimm,[1] in der Geschichte

[1] In der Widmung zur deutschen Grammatik: „Unsere heutigen Dichter leben in einem Geräusch von Stoff und Form, woraus sich

der deutschen Sprache Hebel einen solchen Ehrenplatz anwies, hat der Hebel'sche Styl in der neuern Behandlung der Literargeschichte nicht die entsprechende Würdigung gefunden; vielleicht aus der aristokratischen Rücksicht, weil keine umfassenden Werke von ihm vorhanden sind.

Hebel hat nicht nur die ursprüngliche, tiefbezeichnende Ausdrucksweise seines Stammes und Landes wieder gegeben, er hat auch bewußte Sorgfalt auf Sauberkeit und Bestimmtheit verwendet. Die Achtung vor einem der edelsten Güter des Nationallebens, der Sprache, die Achtung vor dem öffentlichen Auftreten in der Schrift, in der man sich selber und seine Leser durch Sorgfalt in Achtung setzt, so wie noch die Rücksicht auf das eigenartige Publikum leitete ihn hiebei. Er wußte es, wie im Volke, so zu sagen an jedem Worte gedrückt wird, wie man es auslegt, deutet, hin und her wendet und sich dabei strenge das im gegebenen Ausdruck Enthaltene zu erklären sucht. Wie hier die Druckfehler sorgsam zu vermeiden sind, weil sie gewissermaßen den Worten ihr Feststehendes nehmen, sie schwankend machen, so daß man sich nicht mehr auf die Schrift verlassen kann, gleicherweise muß auch im

Viele gar nicht flüchten können; Wenige nur sind ihrer Heimlichkeit unberührt geblieben, wie Hebel." Ich beziehe dies wesentlich auch auf die Schriften in Prosa und nicht blos auf die allemannischen Gedichte; der Zusammenhang scheint mir solches zu ergeben. Unbegreiflich scheint es mir, wie Gervinus in der so vortrefflichen Charakteristik Hebel's aus einer nicht geschichtlich begründeten Ursache (daß Hebel die Kalendergeschichten nicht aus innerm Antrieb verfaßt) diese so weit hinter die Gedichte stellen konnte.

Gebrauch der Worte alles Unbestimmte, Umhertastende, Vieldeutige vermieden werden. Die Sache muß möglichst immer so bezeichnet sein, daß sich kein anderes Wort dafür setzen ließe. Daß aber dabei keine Schablonen angewendet werden, sondern der Charakter der freien Handzeichnung entgegentrete, bringt schon die selbständige und neue Auffassung des Gewohnten mit sich.

Wenn man die kleinen Schriften Hebel's oft und oft liest, findet man das Wort- und Satzgefüge scheinbar unbewußt hingeworfen, dabei aber gerade äußerst zierlich und genau abgemessen.[1]

Da Hebel immer nach Stimmung arbeitete, so tritt in Sprache und Ton stets die Eigenthümlichkeit des Verfassers hervor. Diese Sprache ist kein Gespinnst mit der Maschine, das in dieser oder jener Fabrik gefertigt sein könnte, es ist mit der Spindel gesponnen und jeder Faden aus dem Munde genetzt.

Der Ton und Gang ist bei Hebel ein ruhiger, behaglicher. Da rasselt nicht Alles athemlos dem Ziele zu, man hat sich nicht seiner selbst begeben; man reist im Gegentheil mit eigenem Gefährt, nach Laune wird hier und da angehalten, ein Schöppchen getrunken, oder einem am Wege Liegenden aufgeholfen und derselbe noch gar mitgenommen.

[1] Mit welcher Bestimmtheit und Nettigkeit Hebel gleich Anfangs arbeitete, läßt sich auch daraus ersehen, daß er die Kalendergeschichten bei der Sammlung in das Schatzkästlein ohne stylistisches Nachfeilen und Ausputzen aufnehmen konnte. So weit ich es vergleichen konnte, hat er auch alle einzelnen Geschichten aufgenommen und es ergiebt sich, daß Jegliches der unvergänglichen Dauer würdig ist.

Mit Lächeln oder Ernst, oder auch mit beidem vereint, wird hier und da eine abschweifende Bemerkung aufgegriffen; dabei aber nicht länger verweilt, als man eben braucht, um von erhöhtem Sitz im Vorüberfahren eine Frucht vom Baum am Wege zu pflücken.

Hebel stellt oft den Eindruck, den das zu Erzählende auf ihn, den Verfasser oder Erzähler, machte, alsbald voraus, wie sich das ja auch häufig im Leben findet, daß wir unsere Mittheilungen mit der Reflexion und nicht mit der Sache selber beginnen. Geschieht dies mit bewältigender Macht, so zieht es den Leser und Hörer alsbald in die Stimmung des Erzählers herein, und dieser, der drängenden Empfindung erledigt, läßt sich dann bequem nieder und erstattet ordnungsmäßig Bericht.[1]

Man kann es oft erfahren, wie man nur mit halber Aufmerksamkeit erzählt, wenn man einen allgemeinen Gedanken und dergleichen dabei im Hintergrund der Seele hegt; darum ist es besser, man setzt diesen gleich ab. Dies ist auch an sich schicklicher, als das vielfach pedantisch herauskommende: die Fabel lehrt,

[1] Gar anmuthig sind oft die Wendungen, die Hebel bei diesen Gelegenheiten nimmt; so zum Beispiel bei der Geschichte „Der Barbierjunge von Segringen" fängt er an: „Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr" u. s. w. Die Geschichte: „Der Herr Wunderlich" beginnt: „Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführt, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst sie der Zufall wieder aus den Fangstricken des Muthwillens. Wie erging es jenem Bauersmann" u. s. w. Diese Ausführungen und Einlenkungen mit Denn und Wie sind eben so individuell als volksthümlich charakteristisch.

am Schlusse. Zudem vergißt der Hörer während der Darlegung des Sachbestandes die anfänglich gegebene Empfindung, etwa wie eine Vorrede bei einem größeren Buche, sie diente nur dazu, eine gemeinsame Stimmung zu bereiten, in der Sache selbst aber stand er für sich da und er mag sich dann geneigt fühlen, nach selbstgebildeter Anschauung die Einleitung und dergleichen wieder zu lesen und mit seiner eigenen Betrachtung in Einklang zu bringen.

Es giebt viele einfach schöne Volksmelodien, deren Verlauf und Schluß nach Fassung der ersten Takte wie von selbst erfolgt; Aehnliches findet man auch oft in dem Satzbaue Hebel's.

Dabei fällt in seiner Sprache nicht nur die Klarheit und Durchsichtigkeit, die Einfachheit bei allen abspringenden burlesken Wendungen auf, wir treffen auch oft den körnigen Ton des Volksliedes und alten Volksbuches, eigenthümliche, frappante und doch natürliche Beiwörter. So wenn er vom „zornigen Säbel," von „gesprächiger Antwort" spricht, wenn er den Buben, der einen Baum zu eigen besitzt, auf sein „Capital steigen und die Zinsen eintreiben läßt u. s. w.[1]

Auch formell wird der Leser zur Selbstthätigkeit angeregt, ohne daß man ihn zerstreut.

[1] Daneben verschmäht Hebel spaßhafte oft ungrammatikalische Provinzialismen nicht, so wenn er zum Beispiel in der Geschichte: „Hülfe in der Noth" erzählt, wie „der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte" und dergleichen. Schmeller führt hievon (Die Mundarten zc. S. 369) ein Substantivum „ungazer," einer der nicht gegessen hat, an.

Dies hervorzuheben ist in der Gegenwart von besonderem Interesse. [1]

Das Pikante und Interessante in seinem Verhältniß zur Volksschrift. Der Skandal und das Aufsehenerregende.

Es giebt viele Richtungen des heutigen Geschmacks, die so fahrig in ihrem Wesen, daß sie eben damit noch nicht leicht einer begrifflichen Bestimmung Stand halten. Hiezu gehört auch die Richtung nach dem Pikanten und Interessanten. Suchen wir daher einige Merkmale dieser Richtung festzuhalten um daraus ihr Verhältniß zur Dichtung für das Volk zu ermitteln. Die Volksliteratur theilt Luft und Licht und alle äußeren Bedingungen mit den Bestrebungen, die für die höheren Gebiete des Geistes sich regen.

Das sogenannte höhere Gesellschaftsleben bewegt sich fast ausschließlich zwischen den positiven und negativen Polen, die da heißen: Amüsiren und Ennüyiren. Die Literatur des Interessanten und Pikanten schlägt hier hinein.

[1] Einen eigenthümlichen Vergleich zu Hebel bietet der Wandsbecker Bote Claudius überhaupt und hier besonders in sprachlicher Hinsicht. Claudius schreibt bald selbst, bald läßt er seinen Vetter und diesen dann in ganz populärer Weise auftreten. Diese Trennung mag zum Theil auch davon herrühren, daß in Claudius' Botenbereiche die Volkssprache ganz getrennt ist von der Bildungssprache, während in Oberdeutschland der Dialekt der Schriftsprache ganz nahe steht und in sie einfließt. Im Uebrigen liegt dies auch in der Persönlichkeit von Claudius, der zugleich auch mehr kritisch bewußt, von literarischen Vorerörterungen ausgeht, was ebenfalls provinziell charakteristisch ist.

Pikant ist das Unvergohrene, oder das durch einander Gehackte, das scharf Gebeizte; es soll nicht sättigen und nicht tränken, es soll nur den Gaumen reizen, die verlorene Genußfähigkeit anregen.

Welch einen eigenthümlich beliebten haut gout verleiht da eine recht wilde Subjektivität. Bringt nur Alles vor, wie es euch in den Sinn kommt, seid nicht so pedantisch, es an einem unvergänglichen Maßstab zu prüfen und nur das Wirkliche und Wahrhafte zur Erscheinung kommen zu lassen, laßt euch nur ganz gehen, gewiß, ihr seid pikant.

Im Pikanten stellt sich das Unvereinbarste neben einander. Man giebt sich nicht die Mühe, oder hat die Kraft nicht, es zu einem in sich geschlossenen Ganzen zu verarbeiten — das eben ist ja gerade pikant.

Hat der Darsteller des Pikanten eine Tendenz, so werden die von ihm Verfolgten ihn gewiß am meisten lesen; sie fühlen es dunkel, daß er sie nur amüsiren und ihnen weiter nichts anhaben kann, weil der sittliche Boden fehlt, von dem aus sie allein getroffen werden können, weil ihnen nie der heilige Zorn entgegenflammt, der ihre vornehme Hohlheit in sich zusammenbrechen macht.

Wenn der Pikante alle die seltsamen und oft brillanten Wunderlichkeiten seiner Subjektivität ausgebreitet hat, so ist er im Stande und wirft zuletzt noch seine Leser, seine Gebilde und sich selber oben drein über den Haufen. Er hat keine Liebe, weder zu sich noch zu seinem Werke, die ihn aufrecht erhält; das wäre ja altväterisch und langweilig.

Nun aber tritt sein Halbbruder oder sein eigentlicher Doppelgänger auf, der mit verschränkten Armen, blassen Antlitzes dort an eine Säule gelehnt steht, es ist das Interessante.

Das Interessante ist der gesellschaftsfähige, modisch aufgestutzte Katzenjammer. Wenn ein Gegenstand, ein Ereigniß, ein Mensch, eine vorübergehende Erregung zu Wege bringt, ohne dadurch das thatenlose Gleichgewicht zu stören, ohne eine tiefere Betheiligung zu erregen, sondern nur die lahme Maschinerie eine Weile in Gang bringt, so nennt man das interessant. Ein leidender Zug ist erforderlich, er darf aber nicht so stark sein, um zum wirklichen Mitleiden zu erregen. Ausgebrannte Wüstlingsnaturen vorführen, mit dem scheinbar nachlässig drapirten Schleier eines Geheimnisses — wie reizend und interessant ist das!

Zu dem Interessanten gehört nothwendig, daß man nie aus der Zuschauerstellung herauskommt, denn Amüsement, Genuß, ist hier der Hauptzweck. Man betrachtet sich das Schauspiel und fühlt sich dabei recht wohl in seiner eigenen Haut.

Der einzige Ehrenpreis der pikanten Bewegung ist wesentlich: Aufsehen erregen.

In der literarischen Form trifft das Pikante und Interessante fast ganz zusammen: man ist bei jedem einzelnen Satze am Ziel, weil man keines hat, abbrechen kann, wo man will; es geht nicht, je nach dem Erforderniß, in Schritt, Trab oder Galopp; wo eine Nebenliebschaft wohnt, macht die Sprache Männchen — man erregt auch im Einzelnen Aufsehen. In der

pikanten Schreibart macht jeder Satz, ja oft jedes einzelne Wort für sich einen besondern Anspruch. Die Sprache unterordnet sich nicht mehr dem einheitlichen Gedanken des Ganzen, weil dieser nicht da ist.

Nie und nirgends ist mehr von „brillantem Styl" und „eleganter Schreibart" als etwas ganz Besonderm die Rede, als beim Interessanten und Pikanten, weil es sich dabei nicht um Hervorbringung eines Neuen handelt, sondern wesentlich nur um den virtuosen Vortrag.

Wie verhält sich nun alles dies zur Dichtung für das Volk?

Es giebt keine besondere Aesthetik des Volksthümlichen, die Zustände und Motive sind hier nur noch einfacher, ursprünglicher.

Das sauersüße Lächeln, das Aufgeregtsein ohne bestimmtes Wollen und Wünschen kann und darf hier nicht Raum greifen. Hier herrscht noch das einfache Lachen und das einfache Weinen, und dabei soll es bleiben.

Das Pikante muß schnell verschlungen werden, Leser und Zuschauer darf gar nicht zur Besinnung kommen, der Dämon des Ennüyirens jagt mit geschwungener Geißel — im Volke darf man noch einer gewissen behaglichen Ruhe gewiß sein.

Die raschtaktigen Gallopaden sich auch schon auf dem Lande heimisch geworden, aber man bewegt sich doch noch vorzugsweise gern nach den sanften, behaglichen Schwingungen des Ländlers.

Auf dem Lande klettert man nicht die dürre Turnstange hinan und läßt sich wieder herab, Alles blos

der Uebung zu lieb; man steigt einen lebendigen Baum hinan, um eine Frucht zu pflücken, ein Nest auszuheben — die Kunst und die Uebung des Kletterns ergiebt sich schon von selbst.

Das Geistreichisiren ist hier nicht am Platze.

Wie man im Volke nicht leicht spaziren geht, um sich Bewegung zu machen, ziellos, so ist auch die geistige Bewegung nicht bloßes Spazirengehen; man will wohin kommen, oder sich nach dem Seinigen umschauen, wie es mit der Saat oder mit der Ernte aussieht und wo man am Werktag zugreifen muß.

Kann das Pikante nur rasch, so kann es auch meist nur Einmal genossen werden. Die Volksschrift aber muß ihrem innersten Wesen nach oft und oft gelesen werden können.

Im Volke wird eine ruhige, logisch gehaltene Darlegung noch nicht so leicht von einem feingespitzten Witzwort ausgestochen; man will sich noch überzeugen lassen und findet das noch nicht langweilig oder uninteressant.

Die ganze abgezehrte Interessantheit hat Gottlob im Volke noch keinen Raum. Das Laster ist noch ganz, tiefgewaltig, noch nicht raffinirt, parfümirt und anziehend. Gestank bleibt Gestank. Und vor Allem: im Volke ist nicht wie in der Welt der Interessantheit das Bewußtsein der Pflicht abhanden gekommen; das Leben ist noch nicht blos Genuß, sondern auch eine Pflicht, das Nachdenken ist eine Pflicht, die zur That führen soll.

Tugend und Rechtschaffenheit sind hier noch keine

langweiligen altväterischen Worte und Sachen, und sollen es, will's Gott, nie werden.

Die Geilheit der bloßen Genußsucht, auch in geistigen Dingen, die keinerlei Anstrengung, keinerlei emsiges Thun mehr will, die dilettantische Topfguckerei kann und soll nicht in's Volk dringen.

Auch ist das nicht so leicht zu fürchten, da man hier noch weiß, daß wer ernten will auch pflügen und säen muß. In und aus der Arbeit muß der Genuß kommen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß auch der Volksschrift die rechte Würze nicht abgehen darf; nur ist Gewürz keine Speise. Die Volksschrift muß mehr lehren wollen als anregen und reizen, ihre Aufnahme muß ein Thun sein und zum Thun hinführen. —

Im Zusammenhang mit dem Streben nach Pikantem steht auch die Freude am Skandal und die Sucht nach Aufsehen Erregendem.

Wohl noch keine Zeit kannte einen so raschen Verbrauch öffentlicher Charaktere wie die unsrige. Die Furcht vor Abgenutztheit erregt daher leicht zu Ausschreitungen aller Art, die vor einem jähen und spurlosen Versinken in dem Strome des Tageslebens wahren sollen. Dagegen finden sich andererseits gediegene Charaktere, die sich verstimmt und trauernd in ihr Inneres oder auf kleine Kreise zurückgezogen haben. Es ist aber nicht immer blos selbstsüchtiger Ehrgeiz, sondern gewiß eben so oft warme Theilnahme an dem Gemeinwohl, wenn minder Empfindliche nichts scheuen um die Augen der Welt auf ihre Betrachtungen zu

lenken, und müssen sie auch selber nach kurzer Beachtung zum Opfer dafür fallen.

Der Hang zu Aufsehen Erregendem in Thaten, Worten und Schriften ist allgemein und ein Zeichen von der fieberischen Krankhaftigkeit einer Epoche, die sich erfolglos abkämpft und sich mindestens an kecken Fanfaren erlustigen will.

Man betrachte die Theilnahme, die die Verhandlungen öffentlicher Versammlungen finden; die emsigsten und anhaltendsten Arbeiten gehen oft spurlos vorüber, bricht aber einmal ein Krakehl los, da spannt sich überall die Aufmerksamkeit.

Man kann diesen Zustand der Gemüther nicht schlechtweg als einen verwerflichen betrachten; in der Natur wie im Menschenleben zieht das Ungewohnte die Blicke Vieler auf sich, die genauere Betrachtung des Gewohnten, still sich Entfaltenden, erheischt einen tieferen Sinn. Dazu kommt, daß wer sich unbefangen, ohne Amt und Eigennutz an den Zuständen der Gegenwart betheiligt, fast durchweg in dem tiefsten Widerspruche mit denselben steht; jede Kundgebung hievon wird daher freudig aufgegriffen.

Wie wir es aber als eine Aufgabe der Schrift aus dem Volke erkannt haben, die stille Entfaltung des Lebens in unscheinbaren Stellungen darzulegen, so muß auch die Schrift für das Volk in den Wirksamkeiten für das Allgemeine jenes emsige Thun hervorheben und würdigen lehren, das keinerlei Aufsehen Erregendes hat, dennoch aber die Gesundheit und Fülle des Lebens in sich schließt.

Wenn am Bau der neuen Zeit einst der blüthenreiche Kranz den Giebel ziert, wenn einst der Bauspruch verhallt ist; dann gilt es erst das leere Gebälk auszufüllen und zu schmücken und eine wohnliche Stätte fort und fort zu erhalten und zu verbessern; da ist viel bescheidene, selten bemerkte Arbeit vonnöthen. Wir müssen einstweilen darauf hinwirken, die Geschicktheit zu solchem zu erhalten und zu bilden und die Würdigung desselben nicht vergessen zu lassen.

Der Humor in der Volksschrift, die pure Lustigkeit, die Poesie der Dummheit, der Spaß und Schwank.

Von jeher bildet der Humor einen Grundzug in der deutschen Volksschrift. Nur die abgestandene Pietisterei oder die vertrocknete Verstandespedanterie könnte ihn verbannen und verdammen wollen. Die Romantiker haben dem humoristischen Element wieder zu seinen Ehren verholfen, aber sie gingen auch hierin wie beim Mährchen zu weit. Der Humor wie das Mährchen, ist nicht blos inhaltsloses Spiel; wie das Mährchen von Einkleidung religiöser Gedanken und Naturanschauungen ausging, so hat der Humor das satyrische Widerspiel des Lebens zu seinem Ausgangspunkt, und wie das Mährchen schweift er bald mit Absicht, bald ohne dieselbe davon ab und ergeht sich ungezügelt in allerlei Wunderlichkeit. Der Humor und das Mährchen sind ursprünglich in einander verschlungen, denn die phantastische Welt bot sich von selbst als schrankenloser Tummelplatz der Gegensätze dar.

In der Gegenwart sind wir Deutschen an wahrhaftem Humor ärmer als irgend eine Zeit und Nation.

Gewiß, der Humor steht nur dem Freien zu, dem, der sich entweder getragen fühlt von den Zuständen der Gegenwart, oder der sich individuell über sie hinausgeschwungen hat. Nicht umsonst sind wir daher so arm an heiteren und erheiternden Schriften.

Der gesunde Humor ist eine Blüthe der Freiheit, da weicht die Empfindlichkeit im innern und die Rücksichtnehmerei nach außen. Nur der Freie, sei es ein Individuum, eine Genossenschaft, ein Staat, kann sich selber zum Besten haben und zum Besten geben.

Wir können viele Zustände nicht mit Lächeln behandeln, weil sie noch unter Bann und Druck naturwidriger Gesetze liegen; die tragische Kehrseite drängt sich uns schnell auf, und wir müssen Anstand nehmen, Dinge und Personen lächerlich darzustellen, für die wir erst um Anerkennung vor dem Gesetze zu kämpfen haben; wir müssen deßhalb immer die starken und preiswürdigen Seiten hervorkehren. Mit dem Verluste der Freiheit weicht auch die harmlose Freude, und wer mag in der freien Jagd nur ewig Hasen schießen, wenn er nicht auch das Hochwild, das ihm begegnet, auf's Korn nehmen darf? Welch reichlichen Stoff für den Humor böten z. B. die Napoleonischen Zeiten und die unmittelbar darauf folgenden, da ganze Länderstriche hin und her geschoben und transchirt wurden, bald mit ihrer Liebe warten mußten, bald aus Enthusiasmus für den angestammten Fürsten heute diesem, morgen jenem jubeln sollten. Welche possirliche Wendungen

ergäben sich da. Aber die tragische Seite liegt zu nahe und noch hat der freie Humor keinen Spielraum, weil noch nicht allseitig anerkannt ist und gesetzlich feststeht, daß sich die Herzen der Völker nicht nach der politischen Transchirkunst richten, und daß die Völker etwas mehr sind, als hölzerne Figuren auf dem Schachbrett der Diplomatie u. s. w.

Der Humor heftet sich daher für jetzt in der Regel an kleine Lebenszustände, wenn er nicht im Unmuth ganz in sich versäuert.

Der deutsche Volkshumor verknüpft sich weder wie der französische mit dem Schlüpfrigen, graziös Zweideutigen, noch wie der englische mit dem Gemeinen, Carikirten. Der deutsche Volkshumor ist derb aber lustig.

Der Humor ist ein nothwendiges Element der Volksschrift, aus geschichtlichen wie aus rein psychologischen Gründen.

Es wird wohl schon Manchem vorgekommen sein, der darauf ausging, ein getreues Wort mit dem Volke zu reden, oder harmlos froh mit ihm zu sein, daß man erst recht vertraut mit einander wurde, wenn man recht herzhaft mit einander gelacht hat. Das schüttelt die Seelen, lockert sie auf und bewegt sie, während sie sonst lange in steifer Ungelenkheit und Abgeschiedenheit verharrten.

Ein gemeinsames Lachen vereinigt die Herzen mehr und schneller, als die gemeinsame Empfindung eines Schmerzes; weil beim Schmerze noch jeder seine besondere Anschauung und Lebenserfahrung im Hintergrund

hat, während beim Lachen nach Ursprung und Ergebniß dieselbe Regung im Gemüthe hervorgebracht wird.

Das Leben im Freien und die angestrengte Leibesthätigkeit bringt es dahin, daß man im Volke, wenn man nicht krank ist, gesund ist, und nicht wie in den sogenannten höheren Ständen so oft kränklich, weder gesund noch krank, in's Unbestimmte hinein verstimmt. Der eigentlich Gesunde ist leicht zu Heiterkeit aufgelegt und darum lacht man im Volke noch so leicht und oft. Versucht es nur bei einer spröden Auseinandersetzung, einem Mißverständnisse, die Sache vorerst in's Heitere hinüberzuspielen und ihr findet alsbald willfährige offene Gemüther. Der Stolz, der um so hartnäckiger ist, je beschränkter die Weltanschauung und die Lebensstellung, ist durch die Gemeinsamkeit des Lachens verschwunden.

Eine glückliche Begabung, getragen von heiterem Weltsinn, ließ Hebel das Herz des Volkes mit fröhlichen Geschichten erfreuen. Weil er ein harmloser Mensch war, darum war er zu Spaß und Schelmenstreichen aufgelegt. Sein Humor ist nicht jener säuerliche, aus Trübsinn und Weltverachtung hervorgegangene, es ist jenes sanfte und weise Lächeln dessen, der die Welt überwunden hat oder von vorn herein in Frieden mit ihr lebt, indem sein Auge vorherrschend von den lichten Seiten des Lebens angezogen ist. Das Harmlose, Friedfertige Hebel's geht auch auf den Leser über. Wie in dem idyllischen Sinn für das Kleine, so hat er auch den Humor mit seinem, auch von ihm hochverehrten Zeitgenossen Jean Paul gemein; nur daß Hebel dabei

immer auf dem festen Lebensboden steht und seine Gestalten nägelbeschlagene Schuhsohlen haben.

Schon beim Beginn der Erzählung merkt man oft bei Hebel das Lächeln, mit dem er anhebt. Der Hausfreund war darum doppelt willkommen, weil er mit dem Volke zu lachen verstand.

Es wird das ganze Jahr so viel losgedonnert auf das Volk, in Predigten und Verordnungen, daß es mit Recht von dem, der sich ihm anschließt, erwarten kann, er solle ein heiterer Geselle sein und nicht wiederum blos zu schelten und zu corrigiren haben. Die beiden Extreme des Radikalismus, die pietistische Betbrüderei wie die atheistische Verzweiflung, möchten gern das zwecklose Lachen verbannen, weil es ja auch das Elend der Welt vergessen macht; in Sack und Asche soll man durch dieses Jammerthal wandeln, bis jene zu ihrem Jenseits nach dem Tode und diese zu ihrem Jenseits nach der gegenwärtigen Geschichte gelangt ist; aber die Welt läßt sich's nun einmal nicht nehmen, den Augenblick zu fassen und ihn mit Heiterkeit auszufüllen so gut es geht. Und das von Gottes und Rechtswegen.

Wir können hiebei auch wiederum auf die mündliche Rede zurücksehen. Die eindringlichste Volksrede ist die, in welcher bisweilen ein Witz ausschlägt. Aufmerksames Zuhören ist kein leichtes Geschäft, es ist oft mühseliger und ermüdender als die schwerste Händearbeit; wenn nun die Leute, die, wie man sagt, beim Zuhören Maul und Augen aufsperren, plötzlich in eine freudige Erschütterung gebracht werden, so verschwindet jene Beklemmung des angehaltenen Athems und frisch

gekräftigt erhebt man sich aus der Erschütterung des Lachens zu neuer Hingebung.

Eine Klippe beim Humor ist die Selbstpreisgebung. So ganz und gar auch die Persönlichkeit aufgehen soll und kann in die Schrift, muß sie sich namentlich beim Humor eine gewisse unangreifbare Würde bewahren. Gegen Niemand ist die Welt und die Gesellschaft undankbarer, als gegen den, der fortgesetzt sich selber zum Besten giebt, um dadurch zum Lachen zu reizen. Hat er sich abgespielt, läßt man ihn wie ein verbrauchtes Spielzeug zur Seite, und will er sich dann gar einmal ernst gebahren, lacht man ihm in's Gesicht. Diesem Undank liegt ein natürliches Gesetz zu Grund. Das ergötzliche Spiel kann nicht alleiniger Zweck eines Daseins werden; eine ganze Persönlichkeit ihm opfern, heißt diese von vorn herein erniedrigen. Wie der Spott sich auf die Gutherzigkeit, so muß auch der Humor sich auf den Lebensernst aufbauen.

Hebel verstand es, trotzdem daß er oft als Schalk auftritt, sich doch persönlich in seiner Würde zu erhalten, so daß ihm die Eindringlichkeit bei ernsten Gelegenheiten nicht abgeht.

Zu den reichsten Ergötzlichkeiten des Volkshumors gehört auch das sinnvolle Räthselspiel, oft vereint mit muthigen Heldenthaten, oft allein auf sich gestellt. Von den Räthseln, die Simson aufgab, von denen, die Oedipus lösen mußte, durch alle volksthümlichen Epen und Geschichten, ist dieses Element je nach Zeit und Ort neu aufgegriffen, um Verschlagenheit und List oder weisen Tiefsinn daran zu offenbaren.

Durch eine besondere Naturbegabung und Neigung war Hebel dazu geeignet, hier solches zu schaffen, was ganz in den Mund des Volkes überging. Ich meine hier nicht zunächst die gewiß vortrefflichen Räthsel, sondern diejenigen, die mit Geschichten verbunden, wie „Einträglicher Räthselhandel,“ „Drei Worte.“

Beim Humor zeigt sich auch die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit der Schrift, es giebt viele köstliche Geschichten, die nicht bloß ihres Inhaltes wegen, sondern rein weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Ton liegt, nicht aufgezeichnet werden können, oder wenigstens alsdann platt erscheinen; hier kann sich nur das Drama die Wirkung aneignen und in manchen österreichischen Volksstücken ist dies Element auch erfolgreich angewendet worden.

Noch ein weiteres allgemeines Volkselement können wir an Hebel wahrnehmen, es ist die reine Lustigkeit. Die Lustigkeit ist mit dem Humor vielfach eins, sie stellt sich nur besonders als Gegensatz gegen das komisch Witzige heraus. Dieses letztere bedarf eines Gegensatzes, eines Stichblattes, eines Widerspiels in Gedanken oder Situationen; das Lustige aber kommt von innen, aus einer innern Harmonie; es ist die harmloseste Freude, wie der Gesang, der, nach den schönen Worten eines Alten, darum die edelste Freude ist, weil Niemand wie beim Spiel und dergleichen dabei besiegt zu werden braucht. Es giebt viele von Witz erfüllte Regionen, die die Lustigkeit, den reinen Spaß gar nicht kennen. Das eigentlich Lustige und Spassige bedarf keines großen Gegenstandes, keines Apparats; in der Art, wie das

Nächste Beste angefaßt wird, liegt sein eigenthümlich Erheiterndes.

Ist es ein landmännisches Vorurtheil, wenn man sagt, daß Hebel darin ein süddeutsches Element vertrete?

Zur Beruhigung für etwaige Eifersucht der Norddeutschen möge noch auf ein weiteres Element hingewiesen werden, das man vielleicht gern ausschließlich uns Süddeutschen überläßt, und das auch Hebel aufgenommen hat. Ich kann keinen andern Ausdruck dafür finden, als es ist: die Poesie der Dummheit. In der Gesellschaft, im schnell verhallenden anspruchlosen Wort läßt man den Mummenschanz der Vernunft leichter hingehen; schwieriger wird man bei dem Geschriebenen. Dennoch gehört es auch hier zu den echten Ergötzlichkeiten. Wir stehen da oft plötzlich vor einer kolossalen fast unglaublichen Einfalt, man stutzt, bis ein olympisches Gelächter ausbricht. Diese Gattung des Humors läßt sich nicht leicht unter einen Begriff bringen. Wenn Hebel erzählt, wie der Zundelfrieder aus dem Zuchthause entkommen, die ihn anhaltende Wache herzhaft fragt: „Könnt ihr polnisch?“ Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden.“ „Wenn das ist,“ sagt der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegen einander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor da sei?“ Die Schildwache holt den Thorwächter, es sei ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam, entschuldigte sich aber zum Voraus, viel polnisch verstehe er nicht. „Es geht

hier zu Lande nicht ab," sagt er, „und es wird im ganzen Städtel schwerlich Jemand sein, der capabel wäre, es zu dolmetschen." „Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel gefunden hatte, „so wollte ich lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am Besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward.

Wenn Hebel solches erzählt, so ist das eine so schöne Dummheit, daß es schade wäre, wenn wir ihrer entbehrten, so sehr man geistreicherseits die Nase darüber rümpfen mag. Es ist, Gottlob, dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß wir auch die Poesie der Dummheit auf Erden behalten. Es kann dem Gescheitesten so was passiren.

Die Gaunergeschichten und die Lügenpoesie.

Zu den ausgiebigsten Gegenständen der Dichtung gehört allezeit die Darstellung des Energischen, des Freien im höchsten Sinne, indem ein Individuum, rein auf sich stehend und aus sich handelnd, die ihm entgegenstehende Welt entweder sich unterwirft oder daran untergeht. Hier gelangt die ungebändigte Vollkraft des Individuums zur rücksichtslosen Ausbreitung. Man tritt in jenen Zustand vor dem Gesetze, da noch alles Handeln der Menschen aus sich berechtigt und naturnothwendig ist wie Leben und Thun jedes andern Natur-

erzeugnisses. Der reine Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb steht hier in seiner naturrechtlichen Unmittelbarkeit. Geschichtlich und im Verhältniß zur Menschengemeinschaft betrachtet wird jenes Leben zu einem Thun außer dem Gesetze oder gegen dasselbe, weil Geschichte und Gemeinschaft jedem Individuum alsbald Beschränkungen auferlegen; das Leben erhält ethische Grenzen und Zwecke, die nicht bloß mit dem von der Natur gesetzten Ende der Macht zusammenfallen, sondern man muß sich innerhalb der Grenzen der Naturmacht Beschränkungen auferlegen, wie sie der eben so berechtigte Selbsterhaltungs- und Selbstbefriedigungstrieb Anderer erheischt. Hiemit tritt die Herrschaft des Gesetzes ein.

Die Dichtung aller Völker hat die ungebändigte Subjectivität in ihrer naturrechtlichen Machtvollkommenheit in Sagen und Ueberlieferungen festgehalten. Mit dem Fortgang der Cultur ward aus dem ursprünglichen Kampf mit den Elementen u. s. w. ein Kampf mit menschlichen Einrichtungen, das Heroenthum in gutem und bösem Sinn.

Ein solches Heroenthum der modernsten Art hat Schiller in seinen Räubern aufgestellt. Die geregelte moderne Welt hat keinen Raum für die allseitige Bethätigung der ungebändigten Subjectivität; es bleibt dieser nichts übrig, als sich freiwillig der Welt gegenüber zu stellen. Schiller hat seinem Helden dabei einen ethischen Standpunkt gegeben, er läßt ihn nicht bloß in die naturrechtliche Selbstbefriedigung, unbekümmert um die Welt, treten, er will vielmehr nach seinem

subjectiven Drange die Welt in's rechte Geleise bringen u. s. w.

Die Romantiker gingen weiter, sie nahmen die naturrechtliche Subjectivität als solche auf. Die übermüthigen sogenannten Taugenichtse, die aus bloß subjectivem Belieben im Kampf mit der Welt leben, sollten durch das geregelte polizeiliche Staatsleben aus dem Revier der Wirklichkeit ganz verschossen werden; die Romantiker nahmen sie in ihr dichterisches Gehege auf. Sie hatten ihre Freude an den Wildlingen.

Hier wurden die Romantiker wiederum einem Zuge des Volksgeistes gerecht.

Wie man in den sogenannten höheren Ständen das Pikante, Waghalsige, auf die Messerschneide Gestellte liebt, um dadurch einen Nervenreiz zu gewinnen, so wird, und gewiß mit größerem Recht, im Volke die Kraft als solche mit der unversehenen, keck hervorspringenden Fülle ihres Inhalts staunend angeschaut. Dem Energischen, Machtvollen — ganz abgesehen von seinen sittlichen Beweggründen — wird eine gewisse Achtung gezollt. Die reiche Erfindung an Abenteuern und witzigen Verwicklungen, die sich hier aufthut, die Kraft in deren Besiegung, erfüllt den Geist des Lesers und Hörers unbewußt mit der angenehmen Empfindung seiner eigenen Kraftfülle und er sieht harmlos darüber hinweg, wozu sie hier angewendet wurde.

Der Genuß liegt hier nicht bloß in der Spannung des Lesers und Hörers, in der Aufregung, die das Schweben zwischen Furcht und Hoffnung erzeugt. Wie man in den verfeinerten Kreisen ein Talent als solches

verehrt — und bis zu einer gewissen Grenze mit Recht, weil es als schönes Naturerzeugniß dasteht — so erfreut man sich in den Volkskreisen an der Dehnbarkeit des Geistes, der allerhand Teufeleien in sich schließt und losläßt.

Die Freude an dem thätlich Kecken, subjectiv Uebermüthigen — was in der modernen Welt leicht zum Gaunerischen wird, wenn es nicht mit großer Heeresmacht und dergleichen auftritt — ist ein Grundton im Volkscharakter überhaupt und dem deutschen insbesondere. Das wird leicht als Auflehnung gegen Moral und Gesetz verdammt, aber es führt uns auf jenen nie versiegbaren Quell der ungebändigten Subjectivität, die ideell auch ihr Recht will. Wenn die alten Heroen mit Riesen und Drachen kämpften, so schlägt sich jetzt die ungebändigte Subjectivität mit der Staatsordnung und ihren bindenden Gesetzen herum, sie bricht der Polizei bald da bald dort durch den Zaun und lacht sich ins Fäustchen. Das ist die ewige Urmacht der Subjectivität, die von keinerlei objectivem Gesetz etwas will und weiß. Der Kasperle im alten Volksspiel parodirt nicht nur die ernste und sauertöpfische Ordnung, er behält auch Recht und betrügt die ganze Welt, nimmt der Polizei ihren Stock weg, prügelt sie durch, sperrt sie statt seiner in's Loch, lebt fröhlich und stirbt selig, und dreht zuletzt noch dem Teufel, der ihm dienen mußte, eine Nase und — hast ihn gesehen ... fort ist er.[1]

[1] Pückler berichtet in seinen Briefen eines Verstorbenen (Th. 3. S. 137) wie sehr sich der englische Punch, der Bruder des Kasperle,

Es gehört eine sichere Hand dazu, um solche Teufeleien anzufassen und durchzuführen.

Der Poesie an sich wird Niemand das Recht bestreiten, das Schöne und Kraftvolle, ohne Rücksicht auf Moralzwecke und herrschende Gesetze darzustellen. Man kann zum Beispiel, von allgemein sittlichem oder auch von staatspolizeilichem Standpunkt aus, gegen die Raufereien, Schlägereien, Kiltgänge u. s. w. ankämpfen, der Dichter aber hat ein Recht, sie als bloße Naturerscheinungen zu fassen, sich wie der Maler an den schönen Bewegungen, an den Kraftäußerungen, die sich dabei kundgeben zu erfreuen und solche festzuhalten.

Für die Dichtung aus dem Volk bleiben daher derartige Momente in ihrer reinen Naivetät stehen, die aber bei einer Schrift für das Volk manche Aenderung und Einlenkung erleiden mag. Vielleicht kommen wir von hier aus dann wieder zu jener Harmlosigkeit des alten Volksspiels, das sich nirgends scheut, eine gesunde Prügelsuppe einzubrocken.

Hebel stimmte insofern mit den Romantikern überein, als auch er das Gaunerische und Uebermüthige aufnahm.

Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß er in sich

diesen Uebermuth erhalten hat, Alles todtschlägt und zuletzt sogar den Teufel spießt.

In Deutschland ist das Puppenspiel zur völligen Parodie herabgesunken, das Kölner allein, mit seinen stehenden Figuren von Henneschen, Bestevater und Marizibill, macht hievon bisweilen noch eine Ausnahme.

selber eine Lust zu derlei tollen Streichen verspürte und sich nun im Ausdenken derselben gefiel. Hier stimmte nun wieder seine eigene Natur mit der allgemeinen des Volkes zusammen. Darum konnte er auch mit so breitem Behagen die Gaunereien seiner Landstreicher: des Zundelfrieder, rothen Dieter, Heiner und Zirkelschmied schildern; darum konnte er in ihnen unverwüstliche Typen des Volkslebens feststellen. Indem er sich an dem heitern Spiel des Lebens ergötzte und die Gaunerstreiche erfand und übertrug,[1] erfüllte er ein inneres Bedürfniß der Volksschrift, der der verschmitzte Schelm nicht fehlen darf. Das Anekdotische setzt sich musivisch zu einem größeren Bilde zusammen.

Oft, wenn er einen seiner durch die Staatsordnung verfehmten Lieblinge vorführt, ist es als ob er sich plötzlich besinne, daß er eigentlich für das Volk schreibe, zum Zweck der Belehrung. Es ergeht ihm dann, wie wenn man einen muthwilligen Schwank erzählt und auf einmal sich erinnert, daß etwa Kinder zuhören, die die Sache falsch verstehen könnten;

[1] Auch hier hat Hebel Einzelnes aus den alten Volksbüchern entlehnt und neu geschaffen, wie man auch früher Motive und Geschichten aus Aesop u. s. w. neu gestaltete. Bei der Geschichte: „Die drei Diebe," sagt er selber: „Sie ist in einem schönen Buche beschrieben und zu Vers gebracht," und in dieser Geschichte führt er seine Schelmen zuerst ein. Anderes hat Hebel, ohne es anzumerken, älteren Gedichten nachgebildet, so ist die Geschichte: „Drei Wünsche" in der „Mähre," die Wackernagel (Altd. Lesebuch Bd. I. S. 570) nach einer Heidelberger Handschrift aus dem 13. Jahrhunderte mittheilt, wesentlich enthalten. Hebel nimmt die Sache heiterer und vielleicht lebte sie auch in dieser Weise in mündlichen Berichten fort.

man giebt der Sache eine moralische Wendung, die aber meist paßt wie eine Faust auf's Aug'. So geht es Hebel, wenn er diesen Sachen eine Moral anhängt oder gar von vornherein durch das Bekenntniß, daß sie erfunden seien, ihnen die Spitze abbrechen will.[1]

Es geht hiebei wie bei dem Mährchenhaften: es ist unendlich schwierig, die reine Poesie walten zu lassen und doch den lehrhaften Zweck nicht aus dem Auge zu verlieren.

Je mehr die Mündigkeit des Volkes steigt, um so freier wird sich die ursprüngliche Unschuld des Phantasiespiels entfalten können. —

Mit der Spannkraft und Dehnbarkeit des Geistes, die das Gaunerische zum Ergötzlichen macht, hängt auch die Lügenpoesie zusammen, mit ihren sinnreichen Erfindungen. Sachen vorbringen, daß sich die Balken biegen, ist auch ein Ergötzen, wenn es auch keinen moralischen Zweck hat.

In der Lügenpoesie bekundet sich ebenfalls das schrankenlose Ausgreifen der Lustigkeit, die gern das drehend gewordene All mit freiem Willen auf den Kopf stellt. Schon die alten Volkslieder bieten hierin über die Maßen Possirliches, da es heißt:

[1] Die Erzählung: „Die drei Diebe" beginnt zum Beispiel: „Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkömmt." Am Schlusse der Geschichte: „List gegen List" sagt der Frieder: „Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte, daß ich der einzige wäre. Denn eifersüchtig ist er" — schließt Hebel schalkhaft.

Ein Amboß und ein Mühlenstein
Die schwummen zu Köln wohl über den Rhein,
Sie schwummen also leise;
Ein Frosch verschlang ein glühend Pflugschar
Zu Pfingsten auf dem Eise.

Dieses Gerechtwerden gegen den Uebermuth im Volksgeist hebt aber den Nachdruck der sittlichen Motive durchaus nicht auf. Man sagt wohl: das Lachen giebt ein Loch in den Respect; dies gilt aber nur von jener Würde, die eine äußerliche und unnatürlich aufgedunsene ist. Hebel bietet hierin wieder das Beispiel, daß man bei aller Scherzhaftigkeit und übermüthigen Laune sich die Würde für die höchste, die religiöse Einwirkung wahren kann.

Das Religiöse in der Volksschrift. — Ein Wort über die Volkspredigt. — Das Subjective in der Religion — Positives und Oppositionelles.

Die tiefe Innigkeit des deutschen Volksgeistes hegt vor Allem das religiöse Element in sich.

Meißelt der Humor auch lustige abenteuerliche Figuren in die großen Dome, so hebt diese kecke Laune doch die gewaltige einheitliche Andacht nicht auf, die das Ganze hält und trägt.

Der religiöse Grundzug des Volksgeistes giebt daher auch der Volksschrift Maß und Richtung. Der religiöse Grundzug ist an keine gewohnte und bestimmte Formel gebunden. Es wird daher nicht, wie so Manche wähnen, mit Verschwinden dieser

oder jener Erscheinungsart eine Haltlosigkeit über die Gesammtheit kommen und deren innerstes Wesen verzehrt werden, ebensowenig als wie Viele glauben, mit Verschwinden von Trachten, Bräuchen und Sitten das Volksgemüth sein innerstes Leben verliert. Das Leben, der Geist schafft sich allezeit neue Formen. Der deutsche Volksgeist ringt nach neuer Belebung des religiösen Grundzuges.

In den engen Kreisen unseres Stadtbürger- und Bauernlebens bewegt sich Alles fast ausschließlich in der familienhaften Umgrenzung. Die poetische Wiedergestaltung muß sich daher auch innerhalb dieser Linien halten, um verstanden und erfaßt zu werden. Die Interessen, die über das Familienleben hinausragen, überspringen in der Regel die Mittelstufen des Gemeinde- und Staatslebens und drängen sich alsbald an den Endpunkt menschlicher Entwickelung, an das religiöse Leben. Das politische Interesse sproßt noch nicht aus der tiefsten Wurzel des Gesammtbewußtseins; dazu wäre nöthig, daß es eine feste Gestaltung gewonnen hätte, in Instituten und Persönlichkeiten. Nur diese geben dem Gemeinbewußtsein Handhaben und Stützpunkte. Wo daher diese sind — wie zum Beispiel in den Rheinlanden das öffentliche Gerichtsverfahren, in einigen constitutionellen Ländern hervorragende Persönlichkeiten — da ist eine alle Schichten durchdringende Betheiligung am Rechts- und Staatsleben. So lange aber die Idee der vaterländischen Freiheit und Größe blos noch Idee ist und auf Gestaltung harrt, kann sie wohl die Gebildeten, an Abstraction und Reflexion

Gewöhnten, entzünden, das Volk im großen Ganzen aber nicht.

Anders aber verhält es sich mit der Religion: von ihr wird die Seele eines Jeden von Jugend auf erfüllt und eingenommen, sie hält den Menschen fest und stellt sich ihm in einem geschlossenen Institute dar, das er nicht erst aus der Idee zu erzeugen hat.

Schon dieser thatsächliche Zustand weist uns auf die besondere Aufgabe des deutschen Volksgeistes und der aus ihm wirkenden Volksschrift hin. Nur was aus der religiösen Kernwurzel treibt, gewinnt Macht und Gestalt und berührt ein lebendiges Interesse in Allen.

Es giebt viele Politiker, denen es sehr in die Quere kommt, daß dem so ist. Sie möchten gern nach französischem Muster einzig auf Veränderung der Lebens- und Staatsformen hinarbeiten, ohne viel nach dem Halt, den sie in den Tiefen der Gemüther haben, zu fragen; sie stehen auf politischem Boden in gleicher Linie mit den Kirchenmännern, denen es blos um Satzungen und Formeln zu thun ist.

Der Volksgeist modelt sich aber nicht nach den Wünschen Einzelner. Ein Liberalismus, der weiter nichts könnte und wollte, als jetzt auch wieder von oben herab, aus der Abstraction heraus, Gesetze zu dictiren und Alles am Schnürchen zu leiten, ein solcher wäre weiter nichts, als der links gewendete Uniformrock der Büreaukratie.

Es gilt daher, den Regungen des Volksgeistes nachzugehen und durch denselben die Freiheit zu begründen.

Dem religiösen Grundzuge gerecht zu werden ist daher unsere besondere Aufgabe und gewiß eine erhabene.

Der Cultus muß Cultur sein, die Religion muß Bildung werden, innere Befreiung und Erlösung des Menschen, seine wahre Wiedergeburt; nicht in Worten und Bräuchen, sondern in der That, im Charakter, in der Gesammtheit des Lebens, in der Reinigung und Heiligung alles echten menschlichen Wirkens.

Die staatliche und sociale Ausgleichung der Mißstände wird dadurch eine Weihe erhalten, die von innen kommt und unverwüstlich ist.

Es gehört zu den schmerzlichsten Betrachtungen, daß gerade von der Seite, von der aus alle Noth von den Herzen des Menschen genommen werden sollte, sei es aus Mißverstand oder aus Bosheit, der Menschheit die drückendsten Martern angethan wurden und werden.

Wenn bis jetzt Tugend und innere Heiligung vielfach dem Formelglauben und der vorgeschriebenen Werkthätigkeit des Kirchenthums geopfert wurden, so ist der deutsche Boden der Religiosität doch so tiefgrundig, daß er die edelsten Keime im Verborgenen hegt, die einst zur schwellenden Saat aufschießen können.

Es kommt hier nicht auf die Entscheidung an, ob die Religion mit in der rein menschlichen Bildung inbegriffen oder ihr letzter Endzweck sei; es kommt hier nur darauf an, daß sie überhaupt Bildung sei und werde.

Bei Besprechung der freien poetischen Gestaltung volksthümlicher Zustände und Charaktere wurde darauf

hingewiesen, daß die Religion die meist tragische Schlußwendung auffangen und in das Geleise der Versöhnung leiten könnte; hier nun, bei der Einwirkung auf das wirkliche Leben, soll und muß sie das Rad der Geschichte hemmen und in friedliche Bahnen lenken, bevor es in den Abgrund eilt.

Die Mißstände der Gegenwart können und sollen durch die Religion gesühnt werden, die die Herzen der Bevorzugten zur freien Hingabe und die Herzen der Belasteten zur friedlichen Ausdauer stimmt.

Das Wohlthun, in der umfassendsten Bedeutung des Wortes, muß zur Religion werden. Der neuen Zeit genügt es nicht mehr an stimmungsweisen und verzettelten Kundgebungen der Wohlthätigkeit, sondern sie sucht dieselbe in festen Einrichtungen zu begründen. Jedes unselbstische Wirken für Andere muß sich als wesentlicher Inhalt der Religionsbethätigung geltend machen. Nicht durch mittelalterlich geschlossene Formen und Bande, sondern durch zeitweilig wiederkehrende freie Willensbestimmung muß das neue Religionsleben sich seine sittliche Weihe erhalten.

Der Satz, daß die Religion wesentlich That sei, ist eben auf den Kanzeln zur abgenutzten bloßen Phrase geworden.

Es gilt jetzt, nun einmal vor Allem die That festzusetzen und fort und fort zu erneuern. Es handelt sich jetzt nicht mehr um Dogmen und metaphysische Probleme, ohne Einfluß auf das diesseitige Dasein, sondern um frische Bethätigung.

Religion ist Selbstüberwindung, die höchste menschliche Kraft, Unterordnung unter das höhere Wesen, Gott, das in unserm innersten Dasein lebt und über uns herrscht; die Religion allein, und nicht ein wenn auch noch so feingefugtes Nützlichkeitssystem, kann die neue Menschheit zu Friede und Schönheit des Daseins führen.

Wir Deutschen müssen darin vorangehen.

Die Religion als Selbstüberwindung erheischt aber nicht Opferung und Vernichtung unseres Seins, die zerknirschte Demuth, um etwa fremde Willkürlichkeiten und Autoritäten über uns schalten zu lassen; die Religion lehrt gerade das eigene Sein geltend machen als ein göttliches, ewiges; sie lehrt die Selbständigkeit heiligen und über die bloßen Subjectivitäten hinweg zu dem reinen Sein hindurch dringen und aus ihm handeln.

Die Verteufelung der Menschennatur mit all ihren Neigungen und Bestrebungen aus der Erbsünde heraus führt ebenso zur Gottlosigkeit, wie die Vergötterung alles und jeglichen Thuns auf der andern extremen Seite.

Ein moderner Nihilismus versucht es bereits vielfach, die atheistische Verzweiflung im Volke auszubreiten; er denkt nur an Untergrabung der faulen Zustände und kümmert sich nicht um die von ihm verbreitete Bodenlosigkeit aller Zukunft.

Es wird ihm nicht gelingen, allen sichern Stand aufzulösen, wenn die Religion frei und frisch in's Leben überzugehen trachtet, den Angriff im freien Felde wagt und sich nicht in die polizeiverschanzten Kirchenburgen zurückzieht.

Die aus Verzweiflung hervorgegangene und an die Verzweifelnden gerichtete Literatur mußte sich als Gegensatz zu dem zeitgenössischen Staate herausstellen, der sich auf keine sittliche Grundlage, auf keinen Halt in den Gemüthern mehr stützen will, sondern sich nur als thatsächliche Gewalt geltend macht. Solchem gottlosen, entsittlichten Verfahren gegenüber, ist die Aufstellung einer entgegengesetzten thatsächlichen Gewalt in sich begründet. Der Staat, wie alles Leben der Zukunft, muß aber auf sittlichem Boden beruhen, die Neugestaltung auch aus sittlichen Motiven hervorgehen. Diese allein verleihen Hingebung zur nachhaltigen That.

Der Feindschaft gegen die Verunstaltungen des Menschenthums muß die Liebe zu diesem zu Grunde liegen.

Dem sogenannten religiösen Quietismus gegenüber, der in einseitiger Demuth nichtsthuerisch dahinschlendert, muß die Vollkraft der Selbständigkeit wach gerufen werden. Es sollte aber ein längst überwundener Standpunkt sein, diese Selbständigkeit als eine ungöttliche zu betrachten. Die getrennten und als Gegensätze geltend gemachten Standpunkte, auf denen man einerseits die Autonomie des Menschengeschlechts, andererseits eine außermenschliche, göttliche Fügung zum Princip der Geschichte macht, diese Gegensätze vereinigen sich wieder unter einem höheren Gesichtspunkte. Alle freie selbständige Wiedergeburt, der Einzelmenschen wie ganzer Nationen, die sich in ihrem innersten Wesen zusammenfassen und demgemäß aus der Selbständigkeit ihr Leben gestalten, beruht wiederum in Gott, der dieses

innerste Wesen gesetzt hat und dessen Selbständigkeit ausmacht. —

Es giebt keine Volksbildung überhaupt und keine deutsche insbesondere ohne die religiöse Bildung.

Auf diesem Wege ging Hebel ebenfalls voran. Er suchte aber nicht, wie so Manche, hier seine Predigten los zu werden oder jeden Balken am Bau einer Erzählung zu einer Kanzel zu verwenden, um von da aus predigen zu können. Leicht und ungesucht, ohne plötzlich aus einer höher gezwängten Tonart zu sprechen, sondern einfach und innig geht er zu dem Höchsten über, zu Ausspruch und Erweckung des Religiösen.

Nichts ist leichter, als auf der Kirchenorgel das Register der hochtönenden allgemeinen Redensarten von der Herrlichkeit, Allliebe, Allgüte und Allweisheit Gottes zu ziehen. Nichts ist auch häufiger, weil man die Theologie lernt, statt das Gottesbewußtsein, die ewige Herrschaft des unendlichen Geistes, in den tausend Einzelheiten des Weltlebens selbständig zu finden und darzustellen.

Hier tritt nun bei Hebel die poetische Begabung, mit ihrer Anlehnung an ein kleines plastisches Ereigniß in ihrem schönsten Glanze hervor. Ich erinnere beispielsweise nur an „Die Baumzucht," an die „Betrachtung über ein Vogelnest," an das „Morgengespräch des Hausfreundes und seines Adjunkts." Die lichte Heiterkeit, der fröhliche Gottesschein liegt hier überall ausgebreitet; denn die Religion ist eine Religion des Lebens und nicht des Todes.

Es ist ein in sich verkehrtes und in seiner An=

wendung fast nur peinigendes Verfahren, wenn man, wie so oft geschieht, in Predigten und poetischen Volksschriften den Todesschweiß und das letzte Stöhnen des Sterbenden, das dumpfe Rascheln der Erdschollen auf dem Sarge vor die Seele führt; wenn man das fleischlose Todtengerippe als schreckbare Vogelscheuche in den blühenden Garten des Lebens stellt. Das sind Bilder, um Menschen zu rühren, die, wie man sagt, Nerven wie Batzenstricke haben.

Aber die Religion in Schrift und Wort soll nicht vorzugsweise niederdonnern, sondern erheben und kräftigen, das frische Leben heiligen. Gewiß, wir lernen das Leben in seiner wahren Bedeutung aus dem Tode verstehen, seine Endschaft und seine Unendlichkeit. Wir müssen uns bisweilen hinausschwingen an jenen letzten faßbaren Punkt, um von da aus als Sieger in die Welt zurückzukehren, die uns nichts mehr anhaben kann. Es wäre aber bloßes quälerisches Behagen und kraftlose Selbstauflösung, vorzugsweise an jenem Endpunkte zu verweilen. Dieses Moment sollte also nicht aus der Volksschrift verbannt, sondern nur auf jenen Raum beschränkt werden, der als Punkt außerhalb des Lebens gelten kann, um dieses selbstthätig zu bewegen; dann aber soll die „seufzende Creatur,“ sollen diejenigen, die unter des Tages Mühe und Noth schmachten, hinausgeführt werden auf den sonnigen Plan des Lebens, um nieden Freude und Seligkeit zu schöpfen. Hier zeigt es sich dann, ob die Gotteserkenntniß blos in der Abstraction und aus Büchern gewonnen, oder im Leben erfaßt wurde.

Wie menschlich fromm Hebel den Predigerberuf auffaßte, zeigt sich besonders auch in dem hinterlassenen Bruchstücke seiner Antrittspredigt, die er sich aufgesetzt hatte, um einst (bei der ersehnten Rückkehr auf eine Dorfpfarrei) sein Verhältniß zu seinen Pfarrkindern damit festzustellen. Da ist nichts von jenem salbungsvollen Hochmuth der Schriftgelehrten; es wird keine von Außen überkommene Weihe in Anspruch genommen, sondern nur die aus dem geläuterten Herzen sich erschließende. Einfach und schlicht erzählt Hebel, wie er gelebt, wer er sei, wie ihn Gott geführt, wie er dessen Heiligkeit erkannt und — was er nun zu erstreben suche. Er tritt herab von seiner erhöhten Stufe und stellt sich unter die Seinigen als Gleicher; er zeigt ihnen die frommen Gedanken, die seine Brust bewegen und will menschlich vereint, Gott dienend mit seinen Brüdern leben und sich heiligen. Er macht keinen weitern Anspruch für sich als den, daß er treu und redlich den Gesetzen Gottes in dem eigenen Leben wie in dem der Menschen überhaupt nachzuforschen trachte.

Allerdings tritt hierdurch das Subjective ganz in den Vordergrund, aber wenn es sich so und nicht als Autorität giebt, wenn es sich in den Urgrund des eigensten Wesens vertieft, wenn es seinen reinen klaren Inhalt ausbreitet, so ist das die echte Bereicherung menschlicher Gotteserkenntniß. Durch das Subjective, durch das Bekenntniß, wie man selbständig die ewigen Wahrheiten wieder gefunden — ist die freie Wiedergeburt des Religiösen gegeben. Und dann: sind jene, die immer im Namen der Kirche oder im Namen

Gottes sprechen, minder subjectiv? Oder haben die Propheten und Apostel, die eine ihnen gewordene Offenbarung verkündeten, nicht ihre subjective Wahrnehmung dabei ausgesprochen?

Das System, die reine Wissenschaft läßt alles Subjective hinter sich und baut auf ein abstractes gemeingültiges Princip das allgemeine Gebäude (obgleich auch hier die Entstehung des Princips in dem die Wissenschaft bauenden Subjecte dem Nachconstruirenden zum besten Anhaltpunkte dienen kann), die unmittelbar praktische Wahrheit braucht nicht von dem Subject abgelöst zu werden; es kann solche in sich zu einem System ausgebildet haben, in der Einzeldarlegung aber erscheint sie wieder als subjective.

Was die Religion durch solches Subjective an kirchlicher Uniformität verliert, das gewinnt sie an lebendiger innerer Einheit und wird von dieser weit aufgewogen. Die Propheten und Apostel stellen die von ihnen erkannten Wahrheiten auch subjectiv dar und doch hängen sie innerlichst zusammen. Gerade daß der biblische Codex die Auffassung Vieler in sich schließt, gerade das giebt ihm seine universelle Anwendung.

Da tritt nun ein vielerfahrener Mann vor eine Versammlung, und zeigt ihr das Ewige im Wandel der Dinge, wie er es selber erfahren, nicht als Schulweisheit, nicht als Gelehrsamkeit, sondern als wirkliches Leben, und es geht wieder ein in das Leben.

Die Theologie behält ihre Bedeutung als Wissenschaft, als Kunde von der Entwicklung des religiösen Bewußtseins in der Menschheit im Laufe der Zeiten;

sie führt auf Tiefen, die sich dem subjectiven Einzelleben vielleicht nie aufgethan hätten, sie macht theilhaftig der Arbeit und Errungenschaft aller Zeiten und gestaltet das Menschenthum zur Einheit — dann aber muß die Religion subjectiv lebendig werden.

Der Staat kann freilich nur Prüfungen veranstalten, in denen sich das Wissen kund giebt; er muß sich damit begnügen. Das Höchste und Innerlichste läßt sich aber nicht in Schulen lernen und nicht im Examen abfragen.

Wie in der modernen Welt vielfach das, was ehedem Wesen war, Form geworden ist, äußerlich zu erringendes Wissen und Geschicklichkeit — so ist auch mannigfach das, was ehedem Beruf war, Amt geworden. Nicht die Naturbefähigung ist entscheidend, sondern die erworbene Geschicklichkeit, die Formfertigkeit. Darum ist so viel Verdumpftes, Hohles, in reingeistigen Verhältnissen. Tausende sind Richter, Prediger u. s. w., nicht weil es ihr Beruf, sondern weil es ihr Amt ist; sie vollführen ihre Obliegenheit als etwas Erlerntes, im gewohnten Schlendrian. Ein lebendigeres, von der Theilnahme Aller getragenes Staats- und Religionsleben kann hier allein abhelfen. Das Rechts- und Religionsbewußtsein wird dann dem Volke nicht mehr blos von außen zugetragen werden; man wird auch die eigene Stimme vernehmen, in selbstthätigem Ausspruch, oder als Widerhall von erhöhter Stufe.

In der Wahl des Ausdrucks steht die Volkspredigt in gleicher Linie mit der Volksschrift. Das Volksthümliche besteht nicht darin, daß man sich in Wort und

Ausdruck an die gäng und gäben Redensarten halte; diese können oft als schlagende Beweise angeführt werden, um Anfang oder Ergebniß eines umfassenden Gedankenganges zu veranschaulichen. Eine Mosaik von Volksausdrücken wäre aber hier wie dort unanwendbar. Es muß immer wiederholt werden, daß Schrift und Wort Erhebung bieten sollen, in Gedanken wie in Worten. Es ist ein besonderer Vorzug des deutschen Volkes, daß bei ihm das Ideale volksthümlich ist, der kühnste Schwung reißt die Herzen am meisten hin, nicht das Platte, das Alltägliche; darum ist auch Schiller in seiner schwunghaften Idealität der volksthümlichste deutsche Dichter und wird es immer mehr werden.

Auf dem Standpunkt, auf dem die Religion Bildung zu werden strebt, erhebt sie sich unmittelbar über das Confessionelle. Da Anfang und Ende hier wieder eins sind, kann man eben sowohl sagen: die Religion bewegt sich hier in dem Gebiete, wo das Gottesbewußtsein noch nicht in geschiedenen Formen erstarrt ist, oder in jenem, wo sie den Durchgang durch die geschiedenen Besonderheiten bereits vollendet hat. Daher ist dieser Standpunkt der rein positive, sei es nun vor oder nach der Negation, sei diese bereits überwunden oder noch nicht vorhanden.

Jede wahre Position wird dabei auch von selbst zur Opposition, so still und naturgetreu auch ihre Bewerkstelligung sein mag. Der Baum stößt die Blätter ab, erst wenn sich neue Keime angesetzt haben, dann aber auch unausbleiblich. Müssen die neuen Keime in den geschlossenen und zugleich schützenden Hüllen noch

einen Winter lang in lebloser Erstarrung ausdauern, und uns das scheinbare Bild der kahlen Abgestorbenheit vor Augen lassen: die junge Frühlingssonne sprengt die braunen Panzerschuppen, regt die Triebe in den erstarrten Keimen, und macht sie aufgehen zu saftfrischer Blüthen- und Blätterpracht.

Nach einer nordischen Sage schloß einst Gott mit dem Teufel einen Vertrag, wonach alle Seelen, die zur Zeit da die Zweige entblättert sind, dahinfahren, dem Teufel gehören sollten. Nun hält aber fortan das niedere Gehölz und der kurzästige Baum die dürren Blätter fest, bis neues Laub da ist; sie können sich nicht mit Zukunftsknospen begnügen. Der Teufel ist geprellt. — —

Alles Leben ist der stetigen Wandlung unterworfen. Es kann in seinen Erscheinungsformen absterben, in seinem innersten Wesen aber nie.

Ist es schon gegenüber dem in Formen erstarrten Staatsleben, das nur die äußere That in seinen Bereich zieht, nicht möglich, ideell positiv zu verfahren, ohne alsbald in Opposition zu gerathen, so ist dies auf dem Gebiete der Religion, die an und für sich nur ideell positiv sein soll, noch weit weniger der Fall. Der nicht an die gewohnte Form gebundene Gedanke gilt hier unmittelbar als Feind.

Hebel, der die humane Anerkennung aller Religionsformen im Auge hatte, ohne dabei auf eine Neugestaltung aus diesem Princip hinzuarbeiten, hielt sich in seinen Volksschriften vom Confessionellen fern. Er tritt in religiösen Dingen rein und allgemein positiv auf,

aber auch bei ihm wurde dies zur Opposition, oder mindestens von den an der Besonderheit Haftenden so aufgefaßt.

Aus seiner Biographie ist bekannt, daß Hebel für den Jahrgang 1814 des Hausfreundes eine Erzählung „Der fromme Wunsch“ geschrieben hatte. Diese Erzählung wurde auf Betreiben der katholischen Geistlichkeit unterdrückt und Hebel darüber so verstimmt, daß er den Kalender aufgab. Er war in keiner Weise eine kämpfende Natur, außerdem durch Ueberhäufung mit Amtsgeschäften mißmuthig; und die Erfahrung, daß es nicht möglich ist, positiv in der Religion sich zu verhalten, ohne unversehens mit einem Kirchenthum in Widerstreit zu gerathen, mochte ihn in sich zurückscheuchen.

Der friedfertige, harmlose Hebel verfiel dem erbitternden oder doch verschüchternden Einflusse der Censur.

Die Bibel als deutsches Volksbuch. — Der Bibelton in der Volksschrift.

Es ist mehr als bloße äußerliche Zufälligkeit, daß mit der Bibel zuerst sich die neuhochdeutsche Schriftsprache festsetzte. Die Bibel wurde dadurch nach Gehalt und Gestalt der Codex des neuen Schriftenthums und wirkte besonders auf den eigenthümlichen Charakter der deutschen Volksschrift ein. Der Bibelton ist der verständlichste und volksthümlichste, Anknüpfungen an Geschichten und Bilder aus der Bibel finden die allgemeinste Aufnahme.

Ganz abgesehen von ihrer theologischen Bedeutung, rein ästhetisch betrachtet, bleibt die Bibel noch immer

das Muster eines Volksbuches. Ihre Poesie kann von der Exegese der Schriftgelehrten, die aus jedem Wort und jeder Wendung ein Dogma herausquälen, nicht zerstört werden. Sie giebt die concrete Anschauung eines Naturvolkes, stellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergiebt sich von selbst, nicht in kalter Abstraction oder in überschwänglichen Ergießungen. Alles ist hier noch eins, das Allgemeinste und Höchste stellt sich in dem Besondern dar. Vor Allem aber zeigt sich das Walten der höheren allgemeinen, das Individuum beherrschenden Macht in naiver Gegenständlichkeit.

An der Bibel arbeitete eine ganze Nation, durch mannigfache Wandlungen der Geschichte. Das verleiht ihr eine Inhaltsfülle wie kein anderes Buch sie besitzt, und menschlich gefaßt ihre göttliche Bedeutung. Der Geist eines ganzen Volkes liegt in diesem Buch eingeschlossen. Kein Einzelmensch kann ein solches vom Volksgeist erzeugte Buch hervorbringen; gleicherweise wie — mit modernen Ergebnissen verglichen — kein Einzelner eine solche Fülle und Tiefe aus sich entfalten kann, wie wir sie in einer Volksliedersammlung finden.

Die Bibel, dieses älteste Volksbuch in doppelter Bedeutung, das zum Buch der Völker geworden ist, suchte Hebel zu nationalisiren, deutsch zu machen. Waren die „Biblischen Geschichten“ zunächst auch blos für Kinder abgefaßt, so ist doch die Grundabsicht, diese Geschichten der deutschen Auffassungs- und Anschauungsweise näher zu bringen, eine höhere volksthümliche.

Hebel ging von dem gewiß unbestreitbaren Grundgedanken aus, daß auch die nachbiblische Völkergeschichte und die daraus erwachsene Volksanschauung gleicherweise als heilig betrachtet werden könne und solle. Hierbei muß aber stets bedacht werden, daß die unmittelbare Beziehung aller Lebensäußerungen auf Gott der abendländischen Weltanschauung und Weltthätigkeit nicht entspricht, weil hier, im Gegensatz zum Orient, das Individuum in den Vordergrund tritt und erst in der Reflexion die Unterordnung des Einzelnen unter das Allgemeine und Ewige sich herausstellt. Im Occident tritt die freie Selbständigkeit des handelnden Individuums hervor, während es im Orient aufgelöst ist in die Staats- und Gottesidee und diese als das Bestimmende in jeglichem Thun vorherrscht. Es widerspricht zum Beispiel ganz der abendländisch volksthümlichen Empfindungsweise zu sagen: Gott führte die Allemannen, Gott schickte Attila, Gott schlug Napoleon u. s. w., obgleich die Philosophie der Geschichte dies bei den Allemannen und dergleichen eben so gut anerkennen muß, als bei irgend einem jüdischen Stamme oder Fürsten.

Mit dieser veränderten Betrachtung unserer geschichtlichen Thatsachen steht auch die Bildungsgeschichte in genauer Verbindung. Je weiter die moderne Bildung fortschreitet, desto mehr geht sie vom Individuellen aus, das erst aus dieser seiner Besonderheit sich zusammenschließt mit dem Allgemeinen, mit dem Staat, mit der Einheit in Gott. Umgekehrt war es bei den alten Völkern und hier namentlich bei den Juden; je mehr

sich die Bildung individualisirte, je mehr der Einzelne sich ablöste und in sich abrundete, desto mehr bereitete sich der Zerfall vor. Das alte Religionsleben geht von der Offenbarung, das moderne von der Bildung aus. In der modernen Welt steigt das Ich auf zum All, in der alten war das All zuerst gesetzt und umschloß das Ich. Dort geht man vom Selbstbewußtsein, hier ging man vom Gottesbewußtsein aus. Dieses letzte verleiht eben der Bibel ihren vorherrschend theokratischen Charakter.

Die Bibel durch Umarbeitung abendländisch nationalisiren wollen, führt eben so sehr zur Verletzung des Geistes, in dem sie ursprünglich abgefaßt ist, als man auch dem modernen Nationalgeiste, dessen Gepräge sie tragen soll, nicht gerecht werden kann.

Es mag aber auch noch eine höhere Bedeutung darin liegen, daß die Bibel in den Händen der verschiedenen Nationen sich ihre Ursprünglichkeit wahre. Als die Zeit der Nationalreligionen zu Ende ging und die Religion der Menschheit und Menschlichkeit an deren Stelle treten sollte, als die neue Epoche der Weltgeschichte anhub, in der fortan, im Gegensatz zur alten Welt, verschiedene Nationen neben einander Träger des geschichtlichen Fortschrittes sein sollten, da ward den Völkern die Bibel in die Hand gegeben. Es wäre in der alten Welt nicht denkbar gewesen, daß ein Volk aus einem Buche fremden Ursprungs, fremder Sitte und Anschauungsweise, die wesentlichen Momente seiner Weltbetrachtung entnehme. Das ist aber gerade ein hervorstechender Zug der neuen Völkerfamilie, daß man das Nationale, was zeitlich und räumlich draußen steht, in

seiner Besonderheit anerkenne und in seinem rein menschlichen Gehalte in sich aufnehme. Als die Nationalitäten aus der starren Ausschließlichkeit und der Mißachtung alles Fremden erlöst wurden, um das allgemein Menschliche in sich zu beleben, da war die Bibel in ihrer scharfen nationalen Ausprägung das trefflichste Mittel. Die Bibel ist nicht nur ein Volksbuch, sondern ward auch das Buch der Völker; sie läßt sich daher auch aus dem Grunde nicht nationalisiren, weil es sich mit in ihre Aufgabe schloß, den Nationen ein Buch zu sein, woraus sie fremdes, und hier vergangenes, Nationalleben in seiner gerechten menschlichen Bedeutung anerkennen lernen mögen. Hebt man die Originalität der Bibel auf, wird sie von den Deutschen deutsch, von den Franzosen französisch national u. s w. umgeprägt, so verliert sie eben damit die bezeichnete Bedeutung. —

Daß und wann füglich die neue Volksschrift den Bibelton anschlägt, bezeichnet Hebel gar schön in der Erzählung: „Einer Edelfrau schlaflose Nacht“, indem er dort sagt: „Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth zieht nämlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache.“

Wie in der bildenden Kunst das Studium der Antike von unvergänglicher Bedeutung bleibt, weil hier die reinen Formen menschlicher Erscheinung zur Anschauung gebracht sind, so sind auch in der Bibel die Urformen und Grundlinien mensch-

lichen Seelenlebens gegeben; wir werden immer daran zu lernen haben. Die bildende Kunst kann aber nicht immer blos den Charakter der Antike und die Volksschrift nicht immer blos die Bibel nachahmen wollen.

Verhöhnung und Verzweiflung und ein frisches Herz.

Es läßt sich nicht verkennen, daß es eine sehr wohlmeinende Richtung giebt, die im Unmuth über die zeitgenössischen Verhältnisse die scharfe Lauge des Hohns über sie ausgießt, die Spott und Verachtung als Reizmittel der Erweckung betrachtet. Möglich, daß ein derartiges Verfahren nützlich und nothwendig ist — obwohl es noch des geschichtlichen Nachweises bedarf, daß je ein Volk aus Spott über seine öffentlichen Verhältnisse diese anders gestaltete — für die Volksschrift aber dünkt mir ein solches durchaus am unrechten Ort.

Bei einem Volke, das die wahre menschliche Freiheit noch nie besessen, oder wo dem gegenwärtigen Geschlechte die Erinnerung an dieselbe verloren gegangen, da ist die Verspottung des Knechtssinns und der daran haftenden Zustände meist nur zum Selbstgenügen des sich befreienden Autors.

Wäre es aber auch ein Mittel der Befreiung für Andere, so ist es nur äußerst selten und behutsam anzuwenden.

Wie von der Besserung desjenigen Menschen wenig zu hoffen ist, der sich seine Verderbtheit leichthin ins Gesicht hinein sagen läßt, oder sie gar selber redefertig bekennt, so auch bei einer großen Gesammtheit, einem ganzen Volke.

Aber auch die höher Gebildeten, die auf abstractem Wege die Idee der Freiheit gefunden, stumpft der Spott leicht ab.

Es ließe sich sogar darthun, daß auch in den sogenannten höheren Kreisen die literarischen Brandraketen nur wie eine kurzweilige Feuerwerkerei angesehen werden. Die Verhöhnungen des deutschen Michel, was haben sie bewirkt? Haben sie schlummernde Gemüther geweckt? Diese halten solche Anregungen fern, oder betrachten sie aus der literarischen Perspective und lassen sich davon amüsiren. — Haben sie wache Geister zu lebendiger That geführt? Diese begnügen sich meist mit dem Kitzel der Eitelkeit, daß sie Das schon längst gewußt und geahnt, daß aber nicht zu helfen sei, bis einmal wieder eine große Kriegsnoth oder etwas dergleichen komme, auf das man natürlich warten müsse. Und wenn am Ende ein Geniebegabter Alles durchweg verneint und verhöhnt, ohne uns je einen ethischen Hintergrund erkennen zu lassen, der zu solcher Negation berechtigte und auf dem sich ein neues Leben auferbauen könnte, ohne für irgend etwas noch Liebe zu empfinden, die zu heiligem Zorn zu entflammen vermöchte; wenn Alles blos dem muthwilligen Spaß geopfert wird, so reibt sich der Philister schmunzelnd die Hände und sagt: er ist doch eben ein Tausendsasa und brillanten Witz hat er, das ist nicht zu leugnen. Die literarische Kritik lacht sich auch ins Fäustchen und freut sich im Stillen, daß er Diesem und Jenem, der es allerdings verdient, den hochgetragenen Kopf tüchtig gewaschen.

Und am Ende bleibt Alles beim Alten. Dem Philister macht es zu viel Mühe, zur neuen Gemeinderathswahl seine Stimme abzugeben, die Kritik ist zufrieden die Sache gehörig registrirt zu haben.

So weit ist es Gottlob im Volke noch nicht und es wird wohl auch nie dahin kommen. Die literarische Genußsucht mit ihrer lahmen Thatlosigkeit ist hier noch nicht eingerissen, man sucht die Mahnungen und Hinweisungen einer Schrift noch mit dem Leben zu vereinbaren.

Was soll nun die Verhöhnung und Verspottung dem Volke? Ist es doch nicht seine Schuld, sondern vornehmlich die der Pfaffen und Büreaukraten, daß das schöne menschliche Leben verunstaltet und fast verloren ist. Himmel und Erde sind gestohlen. Wozu schlägt man den Beraubten?

Aber nicht nur in Rücksicht auf äußere Anwendbarkeit, sondern auch aus Gründen der innern Entwicklung scheint mir die Stufe der bloßen Satyre, des Hohns und der Verspottung eine Uebergangsstufe, die nur dann allgemein ersprießlich und nicht blos befreiend für das bewegte Individuum wirkt, wenn das Endziel sich bereits kund zu geben vermag.

Wie im religiösen Leben die Stufe des Zweifels und der Verzweiflung (auf der allerdings Viele ihr Leben lang beharren) folgerichtig zu einer vernunftklaren Erkenntniß oder gläubigen Hingebung fortschreiten muß, so kann und muß auch im politischen Leben (in seiner umfassendsten Bedeutung) die Uebergangsepoche

des Zweifels und der Verzweiflung zu einer rüstigen, frohmuthigen Zuversicht sich fort entwickeln.

Wer je die Schmerzen der Welt, die Qual über die immerfort sich erneuende Verunstaltung des Menschenthums im Herzen getragen, der kennt jenes Zittern und Zagen, jenes Bangen und Zürnen, das die Seele mit unendlichem Wehe zu erdrücken droht. Lange kann er todesbetrübt dahin gehen und ihn jammert der Menschheit — bis er endlich und die Menschheit in ihm neu wiedergeboren wird und er gewinnt ein frisches Herz.

Wir sind, trotz äußerer Hinderungen, in unseren Tagen doch zu einer Oeffentlichkeit gelangt, wie sie noch zu keiner Zeit da war. Die flüchtigsten Regungen der Seele gewinnen Wort, die tiefsten Abgründe werden unverhohlen aufgedeckt; wir entwickeln uns vor den Augen der Welt. Trotz mancher lügnerischen Grimassen, trotz mancher Schönthuerei mit erheuchelter innerer Pein, bekundet sich wesentlich darin der Segen der Wahrhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit wird uns frei machen.

Wir sind über die Stufe der Zerrissenheit hinaus, da man sich in allgemeinen unbestimmten Klagen ergoß. Wir haben die Noth bestimmt und klar in's Auge gefaßt. Der in solcher Allgemeinheit mit Unrecht verspottete Weltschmerz verhallt nach und nach zu einer stillen Trauer in den Gemüthern und verleiht ihnen einerseits persönliche Entsagung und Aufopferungsfähigkeit, andererseits Muth genug, sich zur gesunden That zu bereiten. Wer es mit sich und der Menschheit wohl

meint, muß ringen und streben, ein frisches Herz zu gewinnen.

Alle diejenigen, die dem Volke einen erlösenden Gedanken in die Seele legten, von den größten weltgeschichtlichen Befreiern und Erlösern bis zu den kleinen in enger Begrenzung, alle diese haben den Zerfall mit sich und der Welt, den Kampf um die Hingebung, um das Vertrauen auf die Erlösung — zuerst in der Wüste, in stiller Einsamkeit, in der eignen Brust ausgekämpft. Erst wenn sie hier die Heilung für sich und andere gefunden, erst dann sind sie mit frischem Herzen hinausgetreten, strafend, richtend, aber auch erhebend.

Widerstreitet dieß aber nicht der Wahrhaftigkeit, in der allein der Segen der Freiheit ruht? Darf man dem Volke den Zwiespalt und den Zerfall vorenthalten, aus dem die Erlösung sich ergab?

Es mag Zeiten geben, und die Geschichte zeigt uns solche, in denen nur aus einem allgemeinen Untergange, und sei es auch ein ideeller, das heißt eine Zerstörung der ganzen bisherigen Weltanschauung, die Wiedergeburt kommen kann. Ich glaube nicht, daß unsere Gegenwart eine solche ist. Die Keime des neuen Lebens sind bereits vorhanden, nur verschüttet und vielfach verderbt. Das neue Völkerleben hat mit seiner Vergangenheit nicht durchaus zu brechen, vielmehr kann und soll diese in ihrem innersten Princip herübergenommen werden in die Zukunft. Es kann und muß möglich sein, über den Abgrund eine Brücke zu bauen. Wir bedürfen nicht einer völligen Auflösung alles

bisherigen Zusammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber streiten, ob dem Volke die Rathlosigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier ist wesentlich nur von Bedeutung, daß man bereits selbst die Einigung gefunden haben müsse, um jenen in Anderen versuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literarische insbesondere eine Ueberwindung der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. s. w. erheische, so will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren bei den Staatssophisten, wie bei denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo sie doch nicht zu finden ist, dieses Herausstreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu sehen — wie es auf der andern Seite abstößt, nur immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeclamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten abspeisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei dennoch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides zugleich.

Volksschrift und Kinderschrift.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel ein und desselben Buches genannt zu sehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Speculation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes ist von der des gereiften schlichten Mannes durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet, beim Volke aber die bereits ausgebildete Anschauung zu Gedanken und Gesammtbegriffen erhoben werden. Dort muß die Welt erst erschlossen, hier die theils falsch theils zerstreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachsene Mann aus dem Volke bedarf anderer Kost als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind schon diejenigen Kinderschriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt ist, und die kein wiederholtes Lesen vertragen, so ist dies noch weit mehr bei der Volksschrift der Fall.

Darum stößt es auf einen inneren Widerspruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule schickt; er ist kein Neuling in der Welt, er kennt sie längst, weiß sie nur nicht immer im Zusammenhang zu fassen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldaten-

pflicht, fordert Steuern von ihm ein u. s. w. was soll da ein Zurückgehen auf die Uranfänge menschlichen Seins? Das heutige Volk hat die Schule längst verlassen, das jetzige Männergeschlecht hat in der Regel den ordnungsmäßigen Schulunterricht genossen, es will über andere Interessen belehrt sein.

Der schulmeisternde oder gar kindliche Ton der Volksschrift bringt es dazu, daß sich der gereifte Mann höchsten Falls lächelnd abwendet und nichts davon wissen will.

Ich kenne eine Volksschrift, in der das Landvolk mit „Lieber Bauer!“ angeredet wird. Zu solcher süßlichen Schulmeisterei führt ein verkehrter Geschmack.

Wenn auf dem Lande Lesevereine, Leseabende und dergleichen eingerichtet werden, sollte nicht das Schulzimmer, sondern ein Zimmer des Rathhauses dazu gewählt werden. In den Erwachsenen regt sich mit Recht eine Widerspenstigkeit gegen die Anmuthung, sich noch einmal in die Schulbänke einzwängen zu lassen; das Rathhaus ist der Ort für Männer, die sich selbständig am Leben betheiligen. Das Gemeindeleben ist ein sichtbarer Mittelpunkt der Menschengemeinschaft, es wird auch in der Volksschrift seine Bedeutung geltend machen und geht die Kinder nichts an.

Eben so sehr es sich innerlich widerspricht, das Volksleben wieder in die Kinderhaftigkeit hinab zu zwängen, eben so verkehrt ist es aber auch, den Unterricht in der Staatsverfassung &c. zu einem Schulgegenstand machen zu wollen. Was soll den Kindern ein so trockenes Paragraphenwesen, dessen Inhalt sie doch nicht

fassen können? Sollen die Kinder in der Schule noch durch eine weitere Langweiligkeit gemartert werden? Solches Ansinnen beruht auf einer innern Verkennung des organischen Lebens, es hängt, trotz seines liberalen Scheines, mit jenem büreaukratischen Schulmonarchismus zusammen, der alles Wachsthum gern mit dem Schulbakel groß ziehen möchte und den dürren Stock zuletzt noch den Waldbäumen zur Stütze in die Erde rammt.

Es muß für die zu erringende Betheiligung am Staatsleben andere Mittel und Wege geben, als die Kinderschule. Laßt nur ein gesundes Gemeinleben aufkommen, einzelne Klänge werden in den stillen Kreis der Familie hineintönen; dem aufhorchenden Kinde braucht nicht alsbald Alles klar sein, um was es sich handelt u. s. w., gerade solche unversehens empfangene halb verhüllte Eindrücke graben sich am tiefsten in die Seele und werden zu den wurzelfestesten Jugenderinnerungen.

Aber nicht nur durch die nothwendigen Elemente des Gemeinlebens, sondern auch wenn allgemein menschliche Triebe, Tugenden und Laster dargestellt werden, sind Volks- und Kinderschriften verschieden. In den letzteren kann die Darstellung in Einer Farbe in idealer Unvermischtheit sich halten, weil es darauf ankommt, solche Zustände erst kennen zu lehren; bei der Schrift für das Volk aber, das derartige Erlebnisse bereits aus Erfahrung kennt, müssen sie in der Mischung, die ihnen die Wirklichkeit giebt, vorgeführt werden, wenn sie Glauben und Nacheiferung erwecken sollen. Auch sind hier

Geschlechtsbeziehungen und dergleichen nicht zu umgehen, die dem Kinde verhüllt bleiben sollen.

So sehr nun auch Kinderschrift und Volksschrift getrennt sein müssen, so theilen sie doch die Bedingung mit einander, daß die Zustände des Lebens mit sittlichem Auge aufgenommen sein müssen.

Unsere schöne Literatur hat sich vielfach so gestaltet, daß sie nicht im Familienkreise vorgelesen werden kann, weil sie, für neue Lebenswendungen mitkämpfend, rücksichtslos verfährt, weil die staatliche Bevormundung gerade zu Uebergriffen des Subjects stachelt; die polizeiliche Aburtheilung hat das Richteramt des Nationalgeschmacks verdrängt. Ohne darum in englische Zimperlichkeit zu verfallen, hat man sich neuerdings, mit wenigen Ausnahmen, eine Selbstbeschränkung auferlegt, die zugleich auch der Ausländerei einen Damm entgegensetzt.

Bei der Volksschrift tritt solche Zurückhaltung von selbst ein. Das Cynische wie das Lüderliche darf keinen Raum in der Volksschrift gewinnen; sie muß rein gehalten werden. Im Volke gilt noch die heilige Schrift und die Schrift als heilige. Es beleidigt mindestens, trotz seiner Derbheit, den gesunden Sinn des einsam lesenden Bürgermannes, wenn er merkt, daß man ihn mit Niedrigem unterhalten will; er sieht darin eine Geringschätzung. Eine Weile mag er wohl auch darüber lachen, dann aber legt er das Buch kopfschüttelnd weg. Die Schriften, die in den Fehler des Niedrigen verfallen, wie zum Beispiel die im Dialekt geschriebenen von Weizmann und Anderen, haben keinen Halt im

Volke, und nur etwa in sogenannten höheren, aber auch frivolen Kreisen.

Dazu kommt, daß in den Volkskreisen fast nie einsam gelesen wird; man hat selten besondere stille Elternstuben, von Kind und Gesinde getrennt; das Leben ist ein gemeinsames.

Ist in den gewöhnlichen Stadtbürger- und Bauerstuben ein Bücherbrett vorhanden, so ist es nicht verschlossen, das Kind muß das Buch zur Hand nehmen können und wird es weglegen, wenn es ihm unverständlich ist oder fernliegende Interessen behandelt.

Und wie wird in den Volkskreisen eine Schrift meist gelesen? Die Familie sitzt nach vollbrachtem Tagewerk Abends beisammen, der Gesprächsstoff ist erschöpft; nun holt der Vater ein Buch oder den Kalender, reicht's etwa einem seiner Kinder, das noch die Schule oder die Christenlehre besucht und sagt: „Lies vor, meine Augen sind nicht mehr an das Lesen gewöhnt ꝛc.“ Durch den Mund des Kindes, in der Gemeinschaft aller Hausgenossen, wird nun laut, was der Schriftsteller bietet; es ist nicht nöthig, daß dem Kinde Alles verständlich sei (und sogar die Kinder lesen gern solche Schriften, die Vieles enthalten, was ihnen nicht alsbald klar ist) aber jedes Ungehörige in Stoff und Form tritt durch den Kindesmund um so auffälliger heraus.

Die volksthümliche Auffassung der Geschichte. — Eine Versündigung.

Früher wurde bereits darauf hingewiesen, daß der Gesammtheit des Volkes die ganze große Vergangenheit

wie ausgelöscht ist. Sie kann daher erst nachträglich, aus der Schrift heraus, wieder aufgefrischt oder eigentlich neu verzeichnet werden. Es mag dahingestellt bleiben, ob es möglich ist, die Geschichte des gesammten deutschen Vaterlandes dem Interesse und dem Gesichtskreise der sogenannten großen Masse näher zu bringen; behandle man nun allgemeine oder Spezialgeschichte, ein volksthümliches Geschichtswerk ist heutigen Tages wesentlich unterrichtend und Neues lehrend. Wie der Unterricht zum Beispiel in der Erdkunde heutigen Tages zuerst von der Heimatkunde ausgeht, so mag dies auch in der Geschichte der Fall sein; die Stammesgeschichte bildet daher den organischen Ausgangspunkt. Wenn nun auch die volksthümlichen Geschichtswerke vorherrschend unterrichtend sind, so gehören sie doch in das Bereich der Poesie, weil sie sich nicht blos an das rein Thatsächliche halten können, sondern neue Lebensbilder daraus schaffen müssen; etwas vom historischen Roman wird hier einfließen.

Hebel hat die Urgeschichte der Allemannen in eigenthümlicher und in ihrer Art musterhafter Weise behandelt. Er fühlte wohl, wie schwer es ist, bei den mangelhaften Quellen und dem fehlenden Zusammenhange mit den Erinnerungen, hier Leben und Interesse zu erwecken. Er hielt sich aber fern von der pathetischen Aufgeblasenheit, die mit hochtrabenden Phrasen Begeisterung erwecken will und solche bei einer Mittelstufe und einem Mittelschlage der Bildung allerdings momentan zu Stande bringt; er wählte ein anderes und glücklicheres Verfahren, indem er sich mit

modernem Bewußtsein mitten in diese Geschichten stellt, sie wie Familiengeschichten erzählt, sie nicht rein objectiv heraustreten läßt, sondern mit heiterem Blick und mancherlei Seitenwendungen deutet. Hier wie immer behielt er seinen zierlichen und doch schlichten Humor, dessen tiefer Ursprung auch oft hervortritt. „Denn die Deutschen — sagt er zum Beispiel bei dem Kampfe der Allemannen und Franken — wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sei besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nämlichen Sprache reden können."

Man kann es bedauern, daß Hebel diese lebhaften Geschichten nicht fortgesetzt und vollendet hat; es fragt sich aber, ob, wenn auch nicht äußere Verstimmung eingetreten wäre, dies hätte erreicht werden können. Im weiteren Verlaufe wäre alsbald das Grundübel deutscher Geschichte eingetreten, daß selbst die Stammesgeschichte ihr Einheitliches verliert, theils in verschiedene Gruppen auseinander fällt, theils zu Fehden und Hausgeschichten einzelner Herren ausartet.

Die Geschichte der Gegenwart bot Hebel gleichfalls lebendigen Stoff. Er lebte zu einer Zeit, wo Leben und Tod sichtbarlich mit einander rangen, wo eine große Schmach das Vaterland niederhielt und nicht wie heute tausend kleine Schmählichkeiten, gegen die wir nichts haben als halb unterdrückte Worte. Hebel war kein enthusiastisches Herz, wenigstens trug er es nicht in seine Schriften über, er läßt uns nur ein tiefdeutiges

Lächeln und Wirken erkennen, wenn er, die Tagesgeschichte berichtend, sagt: „Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn." Es waren damals trübe und verworrene Zeiten in Deutschland, es bedurfte selbständiger und gewaltiger Naturen, um sich dem thatsächlichen Bestand entgegegenzusetzen, Hebel war keine kämpfende Natur; aus den angeführten Worten läßt sich indeß ersehen, daß er manchen Wunsch auf dem Herzen hatte. Ueber das Verhältniß Hebel's zu Napoleon und den Zeitläuften überhaupt bedürfte es weitläufiger Auseinandersetzung, hier mag nur noch auf den trefflichen Humor hingewiesen sein, der sich in der Komödie vom Franz und dessen Frau Victoria in den „Brassenheimer Siegesnachrichten vom Jahre 1813" kundgiebt. Wie fein lugt da die Schalksnatur Hebel's hervor.

Ein dunkler Fleck trübt die volksthümliche Schriftstellerei Hebel's; es ist das, wie bekannt, sein Aufsatz über Andreas Hofer.

Es ist empörend, mit einem ätzenden, sonst Hebel ganz fremden Sarkasmus einen Mann aus dem Volke verhöhnt zu sehen, der in aufopfernder Pietät Alles für seine Liebe in die Schanze schlug. Wohl sagen die Freunde Hebel's, daß er durch jenen Spott die oberrheinischen, auch ehemals zu Oesterreich gehörigen Ortschaften von ähnlichen voraussichtlich nur unglückbringenden Versuchen abhalten wollte. Mag er auch die häusliche Wohlfahrt über Alles gesetzt, das Gemein-

same als in zweiter Reihe stehend betrachtet haben, nie hätte er diejenigen, die dieses voraufstellen, mit so bitterm Hohn verfolgen dürfen, und noch dazu, weil ihr begeistertes Herz unterm Bauernkittel schlug.

Wenn auch der tapfere Adjunkt, Kölle, (Biographie S. 116) berichtet, daß Hebel zu diesem Aufsatze „von Oben veranlaßt war," so ist das nur ein Erklärungsgrund und wird auch nur als solcher angeführt.

Leider paßt hier auf Hebel, was er schon früher so tief als wahr ausgesprochen: „Langsam und Schritt für Schritt steigt man eine Treppe hinauf, aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde."

Jene Pietät, die aus Hofer einen Helden macht, der sich kecklich neben die glänzendsten Heroen des Alterthums stellen darf, ist ein Denkmal der unverwüstlichen Innigkeit und Treue des deutschen Volksgeistes. Es wird, mit und ohne Willen, daran gearbeitet, sie mit Stumpf und Stiel nach dieser Seite hin auszurotten, sie hat schwere Geschicke gebracht und lange erdulden gelehrt; dennoch aber liegt in ihr ein tief ehrwürdiger Grundzug, der die Zuversicht giebt, daß das, was der deutsche Volksgeist erfaßt, eine Ausdauer und Lebenszähigkeit erhält, die wir für die neuen naturgemäßen Zustände erringen und erhalten müssen.

So offen es nun auch zu Tage liegt, daß Hebel's Verfahren gegen Hofer ein Abfall von seiner Sendung und eine Versündigung an seiner eigenen Natur und der des Volkes war, so dürfen wir darum doch nicht vergessen, was er sonst gethan, wie er so lange und innig

bisherigen Zusammenhangs, um den neuen natur- und zeitgemäßen zu finden.

Mag man indeß auch noch darüber streiten, ob dem Volke die Rathlosigkeit des Zerfalls vorenthalten werden kann, hier ist wesentlich nur von Bedeutung, daß man bereits selbst die Einigung gefunden haben müsse, um jenen in Anderen versuchen zu dürfen.

Wenn ich in Bezug auf volksthümliche Thätigkeit überhaupt und die literarische insbesondere eine Ueberwindung der Verzweiflung und der daraus folgenden Verhöhnung u. s. w. erheische, so will ich damit keineswegs jenes eitle ewige Singen und Sagen von der Größe und Herrlichkeit der deutschen Nation gut heißen, zumal, da gerade dieses Verfahren bei den Staatssophisten, wie bei denen, die das Handwerk auf eigne Rechnung treiben, so beliebt ist. Es ist gleich empörend, den überschwänglichen Lobsalm deutscher Volksehre, deutscher Freiheit und Kraft hören zu müssen, wo sie doch nicht zu finden ist, dieses Herausstreichen und Aufputzen anderen Nationen gegenüber zu sehen — wie es auf der andern Seite abstößt, nur immer von Niedertracht u. s. w. sich vordeclamiren zu lassen.

Es ziemt einem Volke nicht, sich von noch so wohlgemeinter Verehrung hätscheln und mit Zuckerworten abspeisen zu lassen.

Man kann die innere Kraft hoch achten und dabei dennoch die unwürdigen Zustände erkennen, ja man muß beides zugleich.

Volksschrift und Kinderschrift.

Die Widersinnigkeit, diese beiden so oft neben einander auf dem Titel ein und desselben Buches genannt zu sehen, könnte empören, wenn es nicht allbekannt wäre, daß blos äußerliche Speculation und kein innerer Gedanke diese Verbindung zu Stande gebracht hat.

So wenig daher auch zu erwarten sein mag, daß die unnatürliche Verbindung fernerhin vermieden werde, mögen doch einige Andeutungen zur Erkenntniß und Weiterführung durch Andere dienen.

Die Naivetät des Kindes ist von der des gereiften schlichten Mannes durchaus verschieden. Beim Kinde muß die Anschauung erst gebildet, beim Volke aber die bereits ausgebildete Anschauung zu Gedanken und Gesammtbegriffen erhoben werden. Dort muß die Welt erst erschlossen, hier die theils falsch theils zerstreut erkannte Welt berichtigt und ergänzt werden.

Der erwachsene Mann aus dem Volke bedarf anderer Kost als der eigens für den Kindermagen zubereiteten. Sind schon diejenigen Kinderschriften weniger fruchtreich, in denen Alles plan und platt ist, und die kein wiederholtes Lesen vertragen, so ist dies noch weit mehr bei der Volksschrift der Fall.

Darum stößt es auf einen inneren Widerspruch beim Mann aus dem Volke, es beleidigt ihn, wenn man ihn in der Schrift zu den Kindern in die Schule schickt; er ist kein Neuling in der Welt, er kennt sie längst, weiß sie nur nicht immer im Zusammenhang zu fassen und zu deuten. Der Staat ruft ihn zur Soldaten-

Recht fürchtet, es müsse sich an den Kleinlichkeiten zerreiben oder in Schwermuth und Bitterkeit sich selbst auflösen. So sehr fehlt es uns an jedem großen friedlichen Zuge des Gemeinlebens, in dem jede Kraft sich gehoben und geeinigt fühlte. In viele Kreise ist daher auch die Ansicht gedrungen, daß man um so vornehmer erscheint, je weniger man sich — so weit es nicht nothwendig das Amt verlangt — in die Staats- und öffentlichen Angelegenheiten mischt. Die Vornehmen, die nichts gelernt haben und alle Mühe scheuen, etwas zu lernen, und die Studirten, die viel gelernt haben und unverdrossen Alles lernen möchten, wetteifern darin, alle Bethätigung am öffentlichen Leben von sich zu weisen. Und wer nun gar in den Kämpfen und Fragen des Tages öffentlich Wort ergreift oder Hand anlegt, über den rümpft man gar hochmüthig die Nase.

Das hat sich nun — Dank dem erwachten Volksbewußtsein — vielfach geändert. Die besten Männer der Wissenschaft und Kunst sind auch Vorkämpfer im Leben. Es ist kein Ehrentitel mehr, wenn man von Einem sagt: „Er kümmert sich nicht um Politik," und hoffentlich wird das bald eine Schande werden. Die falsche Abstraction von Idee und Wirklichkeit, von Denken und Thun, muß in allen Gebieten sinken.

Aus der in das Privatleben zurückgedrängten Thatkraft, deren Schattenseiten sich in obiger Bemerkung herausstellten, hat sich in den von Wissenschaft und Kunst entfernteren Lebenskreisen, eine Blüthe gebildet, die wir wahren und hegen müssen: die Ausbildung des persönlichen und Familien-Lebens.

Die deutsche Volksschrift wird daher hievon ausgehen und hierauf zurückkehren müssen.

Es ist unstreitig, daß alles öffentliche Leben, alle Ausbildung der Gemeinverhältnisse bodenlos und in die Luft gestellt ist, wenn sie nicht die Privattugend, die Veredlung des Menschen zur Unterlage hat, so wie dieß, von andrer Seite gesehen, auch wiederum Endziel ist.

Erst dadurch wird die Freiheit ein wahres unentwendbares Besitzthum, wenn sie ihre lebendige Wurzel in den Charakteren der Einzelnen, und nicht bloß in gegebenen Institutionen hat. Ein Hinwirken auf diese allein, ohne tiefere allgemein menschliche Ausbildung, wäre daher hohl und halb. Die politische Tugend ist die Frucht der Privattugend, sie ist Zweck an sich, der aber wiederum neue Lebenskeime in sich hegt zu neuer Pflanzung.

Wie die freien Charaktere aber nothwendig freie Institutionen erzeugen, so auch umgekehrt. Das Bewußtsein der innern Würde, das Streben nach menschlicher Veredlung gewinnt eine frohe, frische Triebkraft, wenn Institutionen dastehen, in deren Gesetzen die Anerkennung der Menschenwürde Aller Gestalt und Leben gewonnen hat. Es ist wohl möglich, die innere Ehre bis zu einem gewissen Grade auszubilden, ohne daß noch die äußeren Lebenseinrichtungen ihr entsprechen, dann aber entsteht Zwiespalt und Mißmuth in den Herzen. Innere und äußere Ehre müssen daher einander entgegenkommen. Da regen sich wohlig die Keime in der jungen Erde, wenn die warme Sonne draußen wartet und lockt; da schaut man mit Herzenslust

die frischen Triebe, wenn man nicht zu bangen und zu zagen hat, daß sie im schnell umschlagenden Frost erstarren.

Die heutige thatsächliche Staatskunst macht sich wesentlich dadurch geltend, daß sie alle und jegliche Consequenz des geschichtlich Gewordenen oder sogar des von ihr selbst Gegründeten abzuwenden trachtet, sei es — um den Schein zu retten — mit feinen Sophismen, oder einfacher und unumwundener mit Decreten und Bajonetten. Man hat im Gesetze die Tortur abgeschafft und will nicht zur Consequenz der Geschworenengerichte vorschreiten, oder vielmehr darauf zurückgehen, obgleich schon Justus Möser deren unbedingte Folgerichtigkeit unwiderleglich nachgewiesen hat. Das heutige Männergeschlecht im Volke hat eine Schulbildung genossen, wie sie noch zu keiner Zeit da war; nun aber soll überall gestaut und gestopft werden, da diese Bildung ihre natürliche Frucht in der Betheiligung am Religions-, Staats- und Rechtsleben in Anspruch nehmen will. Die alte Ordnung der Dinge mit dem Princip des Patriarchalismus stützte sich wesentlich auf die Autorität in staatlicher, kirchlicher und gesellschaftlicher Hinsicht; das Princip des neuen Welt- und Völkerlebens ist die freie Bildung, das Individuum muß seinen Schwerpunkt in sich finden, nicht blos durch Anlehnung an ein außer ihm Gesetztes feststehen, und so müssen sich die Selbständigkeiten zu einem lebendigen Ganzen zusammenfugen.

Nun aber will man die freie Bildung wieder in in die alte Autorität zurückbannen, statt sie zu ihrem nothwendigen Endziel zu führen, in dem sie das Gesetz

mit neuer Autorität aus sich erzeugt. Daher jene fieberhafte Aufregung, die man gern eine Krisis nennt und durch allerlei Heiltränklein zu beschwichtigen trachtet.

Wie stellt sich nun inmitten aller dieser Zustände die Volksschrift?

Eine Bibelstelle mag als Anhaltpunkt und Antwort dienen. „Mit der einen Hand thaten sie die Arbeit, mit der andern hielten sie die Waffen" heißt es Nehemias 4, 17. Wie einst, nach diesem bildlichen Ausdrucke, die alten Juden kämpften und bauten, wie heute die nach innerer und äußerer Emanzipation vorstrebenden Juden die innere Veredlung ihrer Glaubensgenossen und zugleich die gerechte äußere Stellung derselben zu erringen trachten — ähnlich stellt sich die Aufgabe des Volksschriftstellers. Wir müssen das Ueberlebte und Abgestandene aus den Gemüthern zu entfernen und dafür das schlummernde Gute zu erwecken trachten; wir müssen dagegen andrerseits die äußeren Hindernisse wegzuräumen und die entsprechenden Lebensformen an deren Stelle zu setzen suchen. Der reiche Inhalt des Menschengeistes soll die Form der Gesetze erfüllen, soll eins mit ihnen werden; dies ist aber nur möglich, wenn die Gesetze sich organisch aus Geist und Leben herausbilden.

Wohl werden die Feinde der Volksfreiheit die gerügten und aufgedeckten Mängel des Volksgeistes als Zeugnisse der Unmündigkeit, als nothwendige Stützen ihrer Willkürherrschaft zu verwenden suchen; das darf aber nicht abhalten der Wahrheit die Ehre zu geben und die Wahrheit wird bekunden, daß die Mängel u. s. w.

wesentlich Folgen der aufgenöthigten und widernatürlich festgehaltenen Lebens- und Staatsformen sind.

Es ist ein verkehrtes, verderbliches Verfahren, einseitig die Menschen bereden zu wollen, daß durch veränderte Staatsformen allein die Freiheit festbegründet würde, daß die Naturwidrigkeit jetziger Gestaltungen allein die Schuld der Unfreiheit trüge. Vielmehr muß zugleich darauf hingewirkt werden, daß das Verrottete und Veraltete in den Gemüthern sich auflöse, damit die Freiheit nicht nur errungen, sondern auch erhalten werde.

Ebenso verkehrt als jenes bloß auf Staatsformen und dergleichen gerichtete Streben wäre es aber auch, wollte man einseitig nur auf die Charaktere wirken. Es klingt fast wie Hohn, ein freies Menschenthum in unfreien Verhältnissen zu fordern.

Darum muß nach Beidem vereint gewirkt werden, nach innerer Veredlung und entsprechender äußerer Freiheit. Menschenbildung und freies Bürgerleben sollen Hand in Hand gehen.

Warum sind so viele nach Freiheit strebende Männer aus dem Volke, alsbald nachdem sie zur Herrschaft gelangt waren, von ihren Anhängern angefeindet und verlästert worden? Der Grund lag nicht immer in deren Abfall von der früheren Richtung, sondern meist in etwas Anderem. Jene Männer suchten vor Allem sich die Liebe und Gunst des Volkes zu erwerben — um jeden Preis; sie ignorirten die Vorurtheile, Mängel und Laster, ja sie schmeichelten ihnen oft, nur um mit allerlei Mächten eine Aenderung zu bewirken. Ist diese zu Stande gebracht, so muß die

neue Ordnung der Dinge natürlich mit den alten außer Acht gelassenen oder gehätschelten Fehlern in Widerspruch und Kampf gerathen; die alte Verehrung ist von beiden Seiten dahin. Man klagt hier über Tyrannei, dort über Unverstand; beides mit Recht.

Die Volksschriftsteller müssen dem Volke seine Mängel vorhalten und sie zu berichtigen suchen, andererseits aber das Bewußtsein seiner Würde und Kraft und der entsprechenden Lebensformen in ihm auferbauen.

Wer wahrhaft gute Menschen bilden will, muß sie zu freien Menschen bilden.

Wie es Aufgabe der religiösen Bildung ist, die Selbstüberwindung und die daraus erstehende Wiedergeburt zu schaffen, so ist es Aufgabe der politischen Bildung im weitesten Sinne, das freie Selbstgefühl des Menschen in persönlicher, gesellschaftlicher und staatlicher Hinsicht zu wecken und zu befestigen. Religiöse und politische Bildung widersprechen sich demnach nicht, sie sind vielmehr in dem geläuterten Individuum wiederum geeint.

Es giebt eine Richtung, die weiter nichts will als Selbstüberwindung ohne den Fortgang zu dem freien mit dem Gesetze eins gewordenen Individuum, und die demzufolge alles Selbstgefühl als sündhafte Ueberhebung und eitle Weltlust verdammt; dieser Richtung gegenüber steht die andere, die alle Selbstüberwindung für eitel Knechtssinn ansieht. Beide Richtungen sind extreme, von denen die letztere das Menschengeschlecht in Subjectivitäten zerspaltet, die erstere die Menschheit einem abstracten Gesetze als Ganzopfer darbringt.

Für die Volksschrift kommt hier nur noch in Betracht, daß sie stets positiv und negativ zugleich wirken muß, sowohl rücksichtlich des innern als des äußern Lebens.

Wie schwierig dies nach jeder Seite hin leuchtet von selbst ein.

Hebel stand hauptsächlich auf der einen, innerlich positiven Seite. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen, daß er that wozu Natur und Geschick ihn berufen hatte? Er ist ein Vertreter der Humanitätsrichtung, die noch vom vorigen Jahrhunderte herüber die allgemeine Menschenbildung, unbekümmert um die Collisionen des Staatslebens und unbehindert von denselben, in's Werk zu setzen trachtete. Er führte diese mehr oder minder abstracte Richtung dem unmittelbaren Leben näher und ward dadurch ein Vertreter des Patriarchalismus.

Ich weiß wohl, daß Manche, die mit Hebel am runden Tisch des Karlsruher Museums gesessen, die ihn allerlei Schwänke erzählen hörten oder gar manche mit ihm ausführten, darüber lächeln werden, wenn ich Hebel etwa als Patriarchen bezeichnen wollte; sie werden darüber lächeln, wie über so manchen in diesen Blättern unternommenen Versuch, den Charakter und die Wirksamkeit Hebel's aus allgemeinen Ursprüngen abzuleiten und damit zu verknüpfen. Aber das Wesen eines Schriftstellers in seinen eigentlichen Grundzügen liegt in seinen Schriften vor. Es kann hier Beziehungen geben, die dem Manne selber nicht deutlich vor Augen standen, die aber ein späteres Geschlecht erkennt, nicht

weil es höher steht, sondern weil es eben das spätere Geschlecht ist.

Hebel vertritt darin den Charakter des Patriarchalischen, daß sein vornehmstes Augenmerk auf Ordnung des inneren Menschen und des häuslichen Lebens gerichtet war. Die Aufgabe des Bürgerlebens stand ihm fremd, er hat es nie völlig ausgesprochen, aber es ist, als ob im Hintergrund seiner Seele der Gedanke lebte: Seid brav und fröhlich, und überlaßt alles Andere Gott und den vorgesetzten Behörden. Das läßt sich füglich als Patriarchalismus bezeichnen. Dazu kommt in Betracht, daß Hebel hauptsächlich lebte und schrieb unter der Regierung Karl Friedrichs, den man als den letzten Patriarchen bezeichnen kann. Die Nothwendigkeit, daß die Bürger selber durch Theilnahme am Staat für ihr Wohl sorgen, trat unter der Regierung jenes menschenfreundlichen Fürsten für Hebel nicht so scharf und bestimmt heraus. Zu diesen allgemeinen Erklärungsgründen kommt bei Hebel noch ein durchaus persönlicher, der mir von besonderer Bedeutung scheint. Wie in seinen Dichtungen aus dem Volke, so versetzte er sich auch in seinen Schriften für das Volk in seine eigene Jugendzeit zurück. Ich habe oben dargelegt, daß das Jugendleben eines Dorfkindes wesentliche Merkmale des Patriarchalischen trägt. Alles gestaltete sich daher für Hebel vornehmlich zu einem Haus- und Familienleben, in das die Bewegung des Gesammtlebens nur einzelne Klänge dringen läßt. Hätte Hebel als gereifter Mann später wieder ganz und fortdauernd unter dem Volke gelebt, so hätte er nothwendig auch

das Gemeinleben in sich verarbeiten und darstellen müssen. Die Verhandlungen in der Gemeindestube und was da von allgemeinen Interessen in dieses kleine Forum hereinragt, alles Dieß hätte mindestens ebenso zur Aussprache kommen müssen, als was zu Hause am Herde laut wird.

Der Hausfreund wußte in der Familienstube, oder auch im Wirthshause beim Schoppen, manches gute Wort anzubringen und manchen Schwank zu erzählen; er will sich aber nicht recht dazu schicken, ein Führer und Wegweiser auf der offenen Heerstraße zu sein, ein Fahnenträger mitten unter den Kämpfern, oder ein Herold, der verkündet und erweckt, was man außer dem Hause zu erwarten und anzusprechen habe.

Mitten in der Kriegszeit wandelt der Hausfreund von Hütte zu Hütte, nöthigt mit heiterm Sinn ein Lächeln auf das verstörte, kummervolle Antlitz der Inwohner, heilt und tröstet und lenkt die Geister in sich zurück.

Wer möchte die Schönheit dieses Berufes und dessen treue Erfüllung verkennen? Müssen wir auch heute noch Weiteres erheischen, so darf das doch nicht zum Vorwurf für den Hausfreund werden.

Hebel hat sich auf einen ähnlichen Standpunkt gestellt oder sich auf demselben erhalten, wie sein größter Zeitgenosse: Goethe. Er hatte das gleiche Bestreben, nur dem ewig Menschlichen in sich und Andere zu lauschen.

Wohl müssen wir es noch heute beklagen, daß jener gewaltige wie dieser sinnig tiefschauende Geist darauf bedacht sein konnte, sich zu „salviren"; wenn aber einst

der Kampf mehr ausgeglichen sein wird, wenn wir nicht mehr bloß um Ehre und Dasein der Nation und die nothwendigen Bedingungen der freien Entfaltung zu ringen haben, dann wird man die bescheidenen Gebilde Hebels wie die großen, gewaltigen Goethe's ohne Rückhalt und störende Nebenbetrachtung frei genießen können.

Der Kampf, die Opposition ist nicht Zweck, die Presse zum Beispiel hat, wenn die Schranken der Censur gefallen sind, noch kein positives Ziel erreicht; es stellt sich dann erst die eigentliche Aufgabe heraus, den befreiten Menschengeist die Fülle des in ihm ruhenden Guten und Schönen inne werden zu lassen.

Jetzt, da wir noch inmitten der Kampfesarbeit stehen, mitten in den Staubwolken des hinwegzuräumenden Schuttes, jetzt können wir noch nicht harmlos die Festesfreuden des Geistes schaffen und entgegennehmen. Eine Weile können wir die Beengungen des Lebens vergessen oder hinwegdenken, dann aber bringt sie der Tag uns stets wieder nahe; nur eine Weile lassen wir uns das Spiel des Menschenlebens in heiterer Sorglosigkeit deuten und erklären.

Wohl ist das Leben ein stetiger Kampf und es ist auch eine Freude, wenn wir alle Kraft sich darin spannen fühlen; es giebt Naturen, die sich in dieser unausgesetzten Spannung wohl fühlen; darf man aber Diejenigen der Mattherzigkeit zeihen, die sich nach Frieden sehnen, in dem die besten Kräfte nicht mehr zu Gegenwehr und Vernichtung, sondern zu freien Schöpfungen aufgebraucht werden?

Hebel war eine friedfertige, zum Frieden geborne Natur, er erhielt sich zeitlebens jene Stimmung, die des Kampfes vergessend oder nicht inne geworden, dem Wechsel des Daseins mit Lächeln und milder Weisheit zuschaut.

Fühlen wir darum auch nicht den großen Pulsschlag der Zeit in den Schöpfungen Hebel's, so können wir uns doch an der menschenfreundlichen Regung erfreuen, die sie durchzieht und solche selbst da erkennen, wo sie — wie bei Andree Hofer — ungerecht gegen einen mächtigen und großen Zug des Lebens wird.

Einzelnes zur Charakteristik Hebel's. — Deutsche Herrenfurcht. — Nachwirkungen des Jugendlebens. — Das Nachgiebige. — Staatsdienst und Schriftstellerei.

Hebel, ein Mann aus dem Volke, hat später, da er als Prälat in der ersten Kammer saß, nie ein kräftiges Wort für die Sache des Volkes gesprochen. Abgesehen davon, daß das Verfassungsleben kaum erst gepflanzt war, giebt uns Hebel dafür einen persönlichen Aufschluß. In der Biographie wird nach seinen eigenen Aussagen berichtet, wie ihm seine Mutter schon frühe die Ehrfurcht vor jedem Schreiber einflößte.[1]

[1] „Ihr habt gut reden," sagte er zu mahnenden Freunden, „Ihr seid des Pfarrers N. Sohn von X. Ihr wart noch nicht zwölf Jahr alt, so hat schon mancher euch Herr Gottlieb geheißen, und wenn Ihr mit Euerem Vater über die Straße ginget, und es begegnete euch der Vogt oder ein Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß zurückgab, habt auch Ihr Euer Käpplein gelüpft. Ich aber bin, wie Ihr wißt, als Sohn einer armen

Man kann wohl sagen, daß eine Ermannung viel vermocht hätte und hätte vermögen müssen, aber es kann hier nur um Erklärungsgründe zu thun sein. Da eröffnet sich uns nun ein gewaltig Stück deutschen Lebens. Dem Volke gegenüber stehen die Beamten, die tausend und aber tausend kleinen Majestäten, oft noch geschiedener als ehedem die unmittelbaren Herren. Man muß es wissen, welch eine Scheu oft den unschuldigsten Bürger, ja selbst das Kind durchzuckt, beim Anblick eines Beamten. Gewiß, manche Beamten haben da und dort durch ihre Persönlichkeit ein besseres Verhältniß erzeugt, aber im großen Ganzen wird es so lange nicht zu Stande kommen, so lange die Staatskunst wesentlich Polizei ist, so lange nicht ein organisches Staatsleben das Selbstgefühl in den Bürgern erzeugt hat, das bei allem Gehorsam gegen die Obrigkeit bestehen kann, ja durch sie gestützt werden soll, so lange nicht die besten Bürger zu Beamten werden.

Wir sehen an Hebel, daß seine bescheidene und stille

Hintersassenwittwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: „Peter, zieh's Chäppli 'ra, 's chumt a Herr;" wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritte nahe kamen: „Peter, blieb doch sto, zieh gschwind di Chäppli ab, der Herr Landvogt chummt." Nun könnt ihr euch vorstellen, wie mir zu Muthe ist, wenn ich daran denke — und ich denke noch oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Staatsräthen, Ministern und Generalen, vor mir die Standesherren, Grafen und Fürsten, und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold, — fast mein Herr."

Natur sich von den empfangenen Jugendeindrücken nicht frei machen konnte.

Noch ein Anderes steht hiemit in Verbindung.

Nur Wenige können ermessen, welche unergründliche Nachwirkung ein gedrücktes Jugendleben auf ein zartes Gemüth ausübt. Jung-Stilling hat dieß mit feinem Tiefblick in seiner Lebensbeschreibung dargethan, oft fast unwillkürlich, manchmal aber auch mit hellem Bewußtsein. Er berichtet einmal, daß bei widerfahrener Unbill und Beleidigung ihm immer das Weinen näher stehe als der Zorn. Ein tief psychologischer Zug bekundet sich hierin. Ein strebsames, feinfühlendes Kind, von Jugend an darauf hingewiesen, die Güte Anderer zu empfangen, sich manchen Unbilden zu fügen, statt gegen sie anzukämpfen, erhält dadurch leicht etwas Nachgiebiges, Fügsames, das zur Weichheit werden kann. Was sich mit der Zeit zur mannhaften Gegenwehr entwickeln sollte, zur rücksichtslosen Wahrung seiner selbst, erhält dafür etwas Unentschiedenes, Rücksichtsvolles, das den Moment nicht keck und zuversichtlich erfassen läßt; das Kind ist oft wie in einen Garten voll Früchte und Blumen gestellt, der einem Fremden angehört. — Wie ganz anders ein Kind, das in höheren, freien Verhältnissen einer selbständigen Familie aufgewachsen ist, das von früh an gewohnt ist, sich nichts gefallen zu lassen, der Welt die Selbständigkeit seiner Individualität entgegenzusetzen, sich nicht von Wohlthätern da und dorthin stellen zu lassen, oft mit Widerspruch des innersten Wesens.

Selbst dem Manne kann etwas von dieser Vor-

geschichte anhaften, wenn auch nicht im ganzen Charakter, doch in einzelnen Momenten.

Hebel war weit entfernt von der Weichheit Jung-Stillings, der so zu sagen mit empfindsamer Haut durch's Leben ging und den die leiseste Berührung elektrisch durchzuckte; aber auch Hebel behielt noch lange eine Nachwirkung seiner frühesten abhängigen Stellung, so sehr er auch mitunter schon mitten in derselben seine ungebändigte Natur geltend machte, wie in der Biographie (S. XIV) ein Schalkstreich berichtet wird.

Ein älterer Schüler Hebel's, der jetzt in einem der höchsten Staatsämter steht, erzählte mir einmal, daß er von Hebel einst im Lyceum hart angelassen wurde; auf eine Auseinandersetzung hierüber wurde Hebel heftiger und behielt fortwährend eine Abneigung gegen seinen Schüler. Später, als dieser ein Freund Hebel's geworden war, wurde die Sache in trauter Stunde erörtert; Hebel gestand sein Unrecht: er habe geglaubt, der Schüler wisse, wie der Lehrer ehedem Unterstützung von dessen Vater genossen und habe sich deßhalb etwas gegen ihn herausgenommen.

So geringfügig dieß auch an sich ist, zeigt es doch, daß in Hebel mitunter die Erinnerung an seine ehemalige Abhängigkeit störend auftauchte. Das konnte aber nur in seltenen Momenten zur äußerlichen Kenntlichkeit hervortreten, im Ganzen schlug heiterer Lebensmuth und Laune in Hebel's Charakter vor.

An die Erkenntniß der bezeichneten Fügsamkeit schließt sich noch ein weiteres Merkmal in Hebel's

persönlichem und literarischem Charakter: der jeweilige Mangel an entschiedener Selbstbestimmung.

Mit welcher tiefquillenden Sehnsucht verlangte es ihn nach der Rückkehr in das Landleben, nach einer Dorfpfarrei, und er konnte sich nicht entschließen und entscheiden und war endlich froh, als ihm die Mißlichkeit der Selbstbestimmung abgenommen, und ihm, wie man es nennt, „von oben" zu erkennen gegeben ward, er möge in seinem nunmehrigen Bestimmungsort und Wirkungskreis verbleiben.

Diese hin und her schwankende Zaghaftigkeit ist ist aber nicht immer, und auch hier nicht, ein Zeichen der Unentschlossenheit, vielmehr wirkt eine vorherrschende rücksichtsvolle Beachtung Anderer darauf ein. Man läßt seine Natur nicht frei gewähren, weil man sich dankverbunden fühlt und weil man früher in gedrückten Zuständen erfahren hat, wie leicht ein Eigenwille verletzend in das Wesen des Andern eingreift; man ist daher eher geneigt, eigene Wünsche aufzugeben, als die Freude und den Wunsch Anderer zu stören. —

Das Staatsdienerleben benimmt gar Manchen die innere Machtvollkommenheit und Selbstbestimmung des Individuums. Da betritt man die untere Stufe als Accessist, Vikar u. s. w. und nach und nach, ohne weiter fortgesetzte Selbstbestimmung, und nur in gewissenhaftem regelmäßigem Arbeiten wird man von Stufe zu Stufe hinaufgewunden, bis man endlich auf einer hohen Stelle oder im friedlichen Pensionszustande endet. Da ist es nicht nöthig, daß man jeden Tag seine Arbeit schaffe und suche; wie durch unsichtbare Macht

treibt die Staatsmaschine den Stoff heran, der aufgearbeitet werden soll; da ist nicht nöthig, daß man jeden Tag die ganze Kraft der Selbstbestimmung wach rufe, täglich das Leben neu schaffe, mit Dasein, Erwerb und Stellung ringe, Alles geht, wie man sagt, seinen geweisten Weg.

Wie viele Selbständigkeiten werden da geopfert, müssen geopfert werden.

In der Staatsdienerschaft gewöhnt sich auch die Seele leicht daran, gewissermaßen nur zeitweiligen Urlaub zu nehmen, sich blos bis zu einer vorgesetzten Grenze zu entfernen, wenn sie sich aus der gewohnten Lebens- und Denkweise herausbegiebt.

Es gehört eine unbeugsame Individualität dazu, da, wo man aus dem Schulleben mit seinen Vakanzen unmittelbar in die Staatsdienerschaft mit deren zeitweiligen Ferien und Beurlaubungen eintritt — sich da noch die Vollkraft und das ungeschmälerte Bewußtsein der individuellen Freiheit zu wahren und sich darnach ein inneres oder äußeres Leben zu schaffen, das rein auf sich selbst gestellt ist. Es erforderte daher eine große Energie, sich plötzlich zusammenzuraffen, aus dem gewohnten Kreislauf herauszutreten und ein Leben zu erobern, das den innersten Regungen gemäß wäre.

Wir gelangen hier an einen Punkt, der neuerdings zu vielfacher Erörterung Anlaß gegeben hat, es ist dies, dem besoldeten Staatsdienst gegenüber: die Schriftstellerei als Stand und Lebensberuf. Niemand wagt es zu bestreiten, daß auf den Frieden gestellte Künste, wie Malerei, Musik, ein volles Menschenleben in

Anspruch nehmen und nicht blos als Nebenbeschäftigung gelten dürfen; von der Schriftstellerei dagegen will man es noch nicht zugeben. Man kann sich auch noch nicht darein finden, daß es studirte Menschen, Gelehrte geben soll, ohne Titel und Amt.

Man will es noch nicht erkennen, welch ein neues Verhältniß die immer höher steigende Theilung der Arbeit in der modernen Welt hervorgerufen. Man weist mit Jammer und Klagen auf die verlorenen Subjecte hin, ohne zu bedenken, daß es mindestens eben so viel im Staatsdienste giebt, nur daß diese nicht so herauszutreten haben, sich nicht jeden Tag Stellung und Unterhalt erringen müssen. Der Staatsdienst fordert vielfach das Opfer der Individualitäten, die Schriftstellerei vielfach die Opfer gesicherter äußerer Existenz — was ist mehr?

Wer sich in der Welt umsieht, wird viele in den Staatsdienst versetzte hochherzige und kraftvolle Geister finden, die bei den endlosen Arbeiten der Büreaukratie ihre Kraft in anstrengenden Thätigkeiten aufbrauchen müssen, welche sie großen Theils nutzlos oder naturwidrig erachten. Diese Seite muß auch hervorgehoben werden. Man findet das aber nicht des Aufhebens werth, man scheint fast nur ein Auge dafür zu haben, wenn einmal ein Mensch, der sich unabhängig gestellt, sich über sich selbst getäuscht hat und verkommt.

Ich weiß wohl, daß sich Vieles gegen die Schriftstellerei als ausschließlicher Beruf sagen läßt — die Entfernung von der wirklichen Welt und ihren Bedingungen, die Fährlichkeiten des Daseins, die aber

Jeder nach seinem Berufe willig auf sich nehmen muß — ich will hier blos noch entgegenhalten, daß eine unmittelbare Beamtung leicht am Detail haften macht, und schöpferisch neu gestaltende Ideen erdrückt. Selten gehen organisatorische Gedanken von den Kanzleien aus und sie werden auch leicht aufgegeben, weil der erste Eindruck, den sie hervorbringen, der ist, daß sie bei ihrer Durchführung das Bewußtsein der Mühseligkeit und einbrechenden Verwirrung erwecken. Man sieht hier vor Allem und zunächst die über einander rumpelnden Aktenstöße in den wohlgeordneten Registraturen, denen der neue Gedanke das Brett wegzieht, man denkt, wie neue Charaktere und Talente erforderlich seien u. s. w. Die noch so fest stehende Wahrheit wird durch einen praktischen Handgriff bei Seite geschoben, die unmittelbare Ausführbarkeit mit Schonung aller Verhältnisse gilt als Maßstab; was sich nicht darnach fügt, ist Ideologie.

Je weiter den Universitäten ihre körperschaftliche Unabhängigkeit entzogen wird und je mehr sie in die Staatsmaschine eingefugt werden, desto mehr gehen alle neuen Lebensgestaltungen von der freien Literatur aus, die widerruflich auf jeweilige Anerkennung in der öffentlichen Meinung angestellt ist.

Es mag sonderbar erscheinen, dünkt mich aber doch bemerkenswerth, daß es für einen Mann wie Hebel das Angemessenste gewesen wäre, wenn man ihn aller Amtsgeschäfte entledigt und ganz seinem schriftstellerischen Wirken für das Volk überlassen hätte. Es ist betrübend, wenn man liest, wie niedergedrückt sich Hebel

— gleich dem kernmuthigen Voß — von den vielfachen Obliegenheiten fühlte: Akten lesen, ebräisch lehren, die Schulen visitiren u. s. w. u. s. w. hätte wohl auch ein Anderer gekonnt, das was Hebel's Beruf war, aber nur er.[1]

Es wird wohl eine Zeit kommen, wo man nicht mehr alles Schreiben auf ungestempelten Bogen für halben Müßiggang ansieht, wo man, auch vom Beamten-Standpunkt aus, einsehen wird, daß ein Wirken auf den Geist mehr regieren hilft als eine ganze Schaar von Menschen, mit der Amtsgewalt angethan; daß die beste Präventiv-Polizei, ja die einzig anwendbare, ein Wirken auf den Charakter und auf die Erkenntniß ist.

Man schätzt die Kunst des Arztes sehr hoch und weiß ihr vielen Dank, wenn sie eine ausgebrochene lebensgefährliche Krankheit heilt; man übersieht aber leicht deren viel höhere Bedeutsamkeit, dann wenn sie dem Ausbruch zuvorkommt und einen naturgemäßen Zustand ohne Krisen herstellt und erhält.

Aehnlich ist das Verhältniß von Staatsgewalt und Literatur.

Staatsleben und Sittlichkeit sollen vereint werden, die Gesetze des Innern dogmatisch äußerlich Gestalt gewinnen, das Individuum soll mit Liebe aufgehen in die Gesammtheit, die allgemeinen Bestimmungen müssen

[1] Neben dem bereits in der Biographie Mitgetheilten geben uns zwei in Schreibers Taschenbuch für Geschichte (1846) enthaltene Briefe weitere Belege. Diese Briefe sind scherzhafter Weise in lateinischer Sprache an Ittner gerichtet, der (1812) zum Direktor des (katholischen) Seekreises ernannt worden war.

der zusammengefaßte Ausdruck der sich selbst bestimmenden Mehrheit sein. Die Poesie ist es dann, die die Menschen sittlich und frei zu machen strebt, sie mit sich und der allgemeinen Vernunft eint, nicht auf dem äußerlichen Wege der Verordnungen, sondern durch innerliche Klärung.

Ich will damit durchaus nicht das unmittelbare Wirken des Geistes in Dienst und Sold des Staates gestellt wissen; der Staat, auch der höhere, sittlich durchdrungene, nicht blos thatsächliche, kann und darf sein Augenmerk vor Allem nur auf Thaten richten. Die Nation allein kann durch freie Theilnahme und Aufmunterung dem geistigen Wirken durch die Presse ihre Anerkennung und Förderung verleihen.

Indem aber Hebel längst im äußern Dienste des Staates stand, hätte dieser wohl sein Wirken für den Geist als solches anerkennen dürfen.

Eine Verkennung alles innern Dranges und echt philisterhaft wäre aber die Annahme, Hebel hätte, äußerlich ganz frei gestellt, weniger für das Volk geschaffen.

Hebel hat erst als gereifter Mann sich der Volksschriftstellerei gewidmet, weil man erst in vorgerückten Jahren sich der wirklichen Welt und der realistischen Literatur zuwendet, während man im früheren Alter, die Welt aus sich schaffend, mehr oder minder freien Phantasiegebilden nachgeht. Der Hausfreund folgte erst auf die allemannischen Gedichte. Was nun so aus fester Lebenskunde mit innerer und äußerer Nothwendigkeit hervorging, dem konnte man nicht so leicht abwendig gemacht werden, als dem, was etwa eine zeitweilige Stimmung mit sich brachte.

Die Lebensfrage der Civilisation. — Der Pauperismus und die Volksschrift. — Die freien Vereine.

„Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen," so lautet der uralte Spruch, und eben darin liegt zugleich auch die Bedingung der menschlichen Besonderheit, gegenüber allem individuell unfreien, bloßen Naturleben.

Arbeit ist das Loos des Menschen, ihm ist die stete Neugestaltung der Welt anheim gegeben, und der Inhalt seines eigenen Daseins erscheint nur als Folge der vorausgegangenen Arbeit.

Je höher die Civilisation steigt, um so mehr scheint sich jener uralte Spruch erst zum Fluche auszubilden, einerseits durch Trennung seines Vor- und Nachsatzes — Arbeit ohne Brod, Brod ohne Arbeit — andererseits durch negative Wiedervereinigung: Mangel an Arbeit und an Brod.

Hier sind die glühenden Fragen des Tages, die sich schwer anfassen und schmieden lassen. Feige Bequemlichkeit wäre es indeß, auf ihre von selbst erfolgende Verkühlung zu harren, in der es dann aber auch zu spät wäre, das Eisen zu biegen.

Noch ist für die Frage, die den Grund unseres ganzen Gesellschaftslebens erschüttert, keine entscheidende Lösung gefunden, um so mehr ist daher Jeder berechtigt und verpflichtet, seine wenn auch mangelhaften Ansichten kund zu thun.

Kindisch oder aberwitzig handeln diejenigen, die, weil sie sich vorzugsweise mit der Frage des Pauperismus beschäftigen, mit besonderem Behagen die Bestrebungen

der von der Gewalt ihnen gern überlieferten Liberalen verspotten oder zu untergraben trachten. Und doch kann nur vermittelst der freien Staatsformen eine Lösung der Privatnoth gefunden werden.

Wir wissen es so gut wie ihr, daß mit Rechtsgleichheit, mit den Garantien der Rechtszustände, daß mit Preßfreiheit, Geschwornengerichten, Ausdehnung des Wahlrechts, freien Volksversammlungen, noch kein wesentliches Ziel erreicht ist, aber nur durch diese Mittel läßt sich eine lebendige Wiedervereinigung der Gesellschaft herbeiführen.

Freilich scheinen England und Frankreich, die mehr oder minder im Besitze jener Formen sind, dem zu widersprechen; aber noch haben, wie selbst von communistisch-socialistischer Seite zugestanden wird, in Deutschland Pauperismus und Proletariat die „classische Höhe“ jener Länder nicht erreicht, und noch darf man hinzusetzen, ist so viel sittlich religiöses Gefühl in deutschen Herzen, daß wir die Freiheit nicht blos zu selbstsüchtigem Behagen, sondern zum Wohle Aller zu erringen trachten. Ist das Streben nach Freiheit sich seines sittlichen Endzweckes bewußt, so kann es nicht in eitle Selbstsucht zurücksinken. Der Kampf um politisch-religiöse Freiheit, der Deutschland bewegt, wird und muß in seinem Siege, eben durch seine Verbindung mit dem wahrhaft Religiösen, sich in aufopfernder Liebe bethätigen. Der auf sittlichem Boden erwachsene Staat kann sich nicht mehr blos im unbehinderten Gewährenlassen jedes Einzelnen begnügen, nicht im ruhigen Zuschauen, wie er sich durchschlage; inwieweit er aber durch Fürsorge, durch lebendiges Eingreifen sich geltend

machen müsse, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erscheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier wesentlich das Verhältniß der Volksschrift zu diesen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die sich zu Gegensätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die Einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menschen soll ihm Sicherheit in sich geben und ihn zu entsprechenden äußeren Zuständen führen. Man will eine „Hebung der unteren Klassen," indem man den Einzelnen durch sittliche Bildung zu kräftigen und eine ökonomische Hebung damit zu verbinden trachtet; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiste sowohl wie im eigenen Lande.

Wesentlich aber läßt man hier den Einzelnen in seiner isolirten Stellung; durchaus an das bestehende Staatsleben anknüpfend, sucht man im Einzelnen zu verbessern und Maßregeln zu erweitern. Diese rein humanistische Richtung ist auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen außerweltlichen Ausgleich, wenn sie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit ankämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menschheit, es gleichgültig mit ansieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Mission" zeigt sich jenes Bestreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Massen in längst erstorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt sich jene

empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden versammeln und sie in ihrem zeitlichen Elend an das himmlische Jenseits verweisen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt sich entgegnen, daß es fast wie Hohn klingt, dem mit stündlicher Angst um sein Dasein Ringenden die Hoheit seiner Menschenwürde entgegenzuhalten, um sich daran zu erheben und sie heilig zu achten. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut dasselbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmlischen Sphärenmusik vertröstet.

Gegenüber der vorherrschend geistig humanen Richtung stellt sich die materialistisch-communistische. Sie will nichts von sittlicher oder auch ökonomischer Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk ist die Gesammtheit, nur von vollständiger Umwälzung der ganzen menschlichen Gesellschaft erwartet sie gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes anschließend, sich aus der abstracten Idee sich aufbauend, steift sich diese Richtung auf eine unbeugsame Consequenz.

Da die idealistische Lösung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das schnurstracks Entgegenstehende zum Princip erhoben. Diese grundsätzliche Ausbildung bis zum Extrem verdankt die materialistisch-communistische Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Als Gegensatz zur hündischen Unterwürfigkeit, die sich im Namen der Religion geltend macht, zum Zertreten der Menschenwürde, das sich damit brüstet, das Leben über-

machen müsse, ohne die individuelle Freiheit aufzuheben, das eben erscheint als noch nicht gelöste Frage.

Ich behalte hier wesentlich das Verhältniß der Volksschrift zu diesen Fragen im Auge.

Zwei Gruppen, die sich zu Gegensätzen bilden, treten uns hier entgegen.

Die Einen erwarten Alles von der Erziehung und Bildung des Einzelnen, innere Klärung und Hebung des Menschen soll ihm Sicherheit in sich geben und ihn zu entsprechenden äußeren Zuständen führen. Man will eine „Hebung der unteren Klassen," indem man den Einzelnen durch sittliche Bildung zu kräftigen und eine ökonomische Hebung damit zu verbinden trachtet; man will eine Urbarmachung brachliegender Gebiete, im eigenen Geiste sowohl wie im eigenen Lande.

Wesentlich aber läßt man hier den Einzelnen in seiner isolirten Stellung; durchaus an das bestehende Staatsleben anknüpfend, sucht man im Einzelnen zu verbessern und Maßregeln zu erweitern. Diese rein humanistische Richtung ist auch noch zum Theil vereint mit dem kirchlichen außerweltlichen Ausgleich, wenn sie auch mit aller Macht gegen jene empörende Lügenhaftigkeit ankämpft, die mit ihrem ewigen Singen und Sagen von Liebe und Verbrüderung der Menschheit, es gleichgültig mit ansieht, wie der Arme hülflos im Elend verkommt. Als Extrem der zum Theil auf humanem Boden ruhenden „innern Mission" zeigt sich jenes Bestreben, die Armuth und die Weltübel zu heilen, indem man die Massen in längst erstorbene Religionsformen zurückbannen will, es zeigt sich jene

empörende Betbrüderei hartherziger Fabrikherren, die ihre ausgemergelten Fabrikarbeiter allabendlich zu Betstunden versammeln und sie in ihrem zeitlichen Elend an das himmlische Jenseits verweisen.

Sogar der rein humanen Richtung läßt sich entgegnen, daß es fast wie Hohn klingt, dem mit stündlicher Angst um sein Dasein Ringenden die Hoheit seiner Menschenwürde entgegenzuhalten, um sich daran zu erheben und sie heilig zu achten. Sprecht dem, dem es im leeren Magen knurrt, von den Wonnen im Reich der Töne, ihr thut dasselbe wie der Religionsheuchler, der beim Gejammer der hungernden Kinder den Vater auf das Halleluja der himmlischen Sphärenmusik vertröstet.

Gegenüber der vorherrschend geistig humanen Richtung stellt sich die materialistisch-communistische. Sie will nichts von sittlicher oder auch ökonomischer Hebung des Einzelnen, ihr Augenmerk ist die Gesammtheit, nur von vollständiger Umwälzung der ganzen menschlichen Gesellschaft erwartet sie gründliche Heilung des Uebels. An kein Gegebenes anschließend, sich aus der abstracten Idee sich aufbauend, steift sich diese Richtung auf eine unbeugsame Consequenz.

Da die idealistische Lösung der Weltübel bis jetzt getrogen hat, wird das schnurstracks Entgegenstehende zum Princip erhoben. Diese grundsätzliche Ausbildung bis zum Extrem verdankt die materialistisch-communistische Richtung aber dem gegentheiligen Extrem. Als Gegensatz zur hündischen Unterwürfigkeit, die sich im Namen der Religion geltend macht, zum Zertreten der Menschenwürde, das sich damit brüstet, das Leben über-

wunden zu haben, indem es solches vernichtet, das ganze Diesseits als bloße Candidatur oder Verwesung betrachtet — als Gegensatz zu all diesem mußte sich das materialistisch-communistische Extrem ausbilden. Ihm zufolge soll der Mensch hier allein auf das Aeußere, auf den Genuß hingelenkt werden, er bedarf keiner Klärung, keiner Selbstüberwindung und Erhebung mehr. Man beredet die Menge, alle Verruchtheit der Zustände komme nur daraus, daß die äußeren Verhältnisse des Besitzes u. s. w. nicht gehörig geordnet seien. Wir sehen hier dasselbe Moment, nur erweiterter, was wir oben beim einseitigen Erstreben bloßer politischen Formen bemerkt haben; man ignorirt die Verderbtheit der Gemüther, man schmeichelt den Leidenschaften und nimmt sie gar zu Bundesgenossen. Dies Extrem ist eben so verwerflich als jenes andere.

Hier kommt ein Punkt in Betracht, den ich bereits früher berührte und der für die Volksschrift von besonderer Bedeutung ist. Man wird von diesem Standpunkt aus leicht geneigt, alles Verbrechen und alle Sünde, alle Verschuldung, die in der selbst erzeugten oder festgehaltenen Niedrigkeit ihre Wurzel hat, als Folge der Zustände darzulegen, alles Uebel den socialen Mißständen in die Schuhe zu schieben, mit Einem Wort: das Laster als Unglück darzustellen und mit einer ruchlosen Sentimentalität aufzuputzen.

Es ist bekannt, wie gern Hoch und Nieder geneigt ist, eigene Verderbtheit durch die Verkettung der Umstände zu beschönigen. Dabei ist auch unbestreitbar, wie oft eine Missethat und sogar ein fortgesetztes Laster-

leben ihren Ursprung in einer drängenden Verwicklung der Umstände, in dem Jugendleben u. s. w. hatten, wie namentlich die groben Laster und Vergehen, die sich im sogenannten niedern Volke finden, mit den Verhältnissen und Zuständen desselben eng verbunden sind. In dem Strafverfahren besonders muß daher die Psychologie des Verbrechens und des Lasters immer mehr hervorgehoben werden, jene Umnachtung des Geistes, wo ein urgewaltiger Zug das Individuum wie mit dämonischer Macht in einen engen Kreis festbannt, ihm die Rettung und Erhebung abschneidet. Dieses ist namentlich dem starren Gesetze gegenüber geltend zu machen, dessen nothwendige Unbeugsamkeit eine momentane Besonderheit und selbst eine allgemeine Milderung erfahren muß. Aber es heißt allen sittlichen Boden unterhöhlen, eine unabsehbare Corruption vorbereiten, wenn man diesen Standpunkt zum ausschließlichen macht, und alle Verantwortung von dem Gewissen und dem freien Willen ab auf die Zustände wälzt. Wer kennt nicht die Zustände der Armuth? Alles aber einzig und allein auf die Armuth zu wälzen und dabei eine grimmige Aufreizung gegen die Bourgeoisie (wie man das freie Bürgerthum zu nennen beliebt) anzufachen, das ist sicherlich nicht wohlgethan.

Es kann nicht genug gegen diese Richtung gekämpft werden, die sich unter allerlei einschmeichelnden und verdeckten Formen geltend zu machen strebt.

Eine Vermittlung zwischen den beiden genannten Richtungen, zwischen der Wirkung auf den Geist und auf die äußeren Zustände zu versuchen, ist unendlich

schwierig, und doch ist sie eben so unumgänglich wie wir sie bei den vorherrschend politischen Strebungen bezeichnet haben.

Ein noch so fein gefugter neuer Gesellschaftsplan ohne heiligendes, sittliches Princip ist nicht haltbar. Der Egoismus muß durch den Geist, durch Erziehung und Bildung überwunden werden, und nicht bloß durch äußern Vortheil und Berechnung, die allerdings mächtig mitwirken können.

Die äußeren Zustände sollen naturgemäßer gestaltet werden, weil das Bewußtsein der in den Menschen auferbauten Würde es verlangt, und weil sie nur in derselben zur freien Entfaltung des Menschenthums gelangen können. Steht dieß im Hintergrund, so ist das materielle Streben zugleich auch ein sittliches, in sich gefestigt, auf das Ewige abzielend.

Kann es einen gerechteren Anspruch geben als den auf Arbeit und auf entsprechende Wohlfahrt in ihr und aus ihr? — Dieser naturrechtliche Anspruch wird zu einer Anforderung an die Gesellschaft und weiter hinauf an den Staat, der die naturrechtlichen Beziehungen in sich aufgenommen und fest gestellt hat.

Und doch ist das „Recht auf Arbeit“ und auf die daraus folgende Wohlfahrt kein so unbestrittenes.

Der Polizeistaat kann und will es nicht anerkennen, weil er aufhören müßte Polizeistaat zu sein. Er weiß von seinen Bürgern nur etwas, wenn sie Steuern zu bezahlen oder Kriegsdienste zu leisten haben, oder er kommt nur zum Bewußtsein seiner Glieder durch deren Krankheit, wenn ein Bürger als Verbrecher und dergleichen

verfolgt wird, oder wenn prophylaktische Maßregeln zu geben sind. Was kümmert den Polizeistaat die Noth und das Elend des Gesunden, der sich noch durch kein Verbrechen der Fürsorge würdig gemacht hat? Der Polizeistaat hat seine Verordnungen gegen das Betteln, hat seine Gefängnisse, durch deren Verbesserung er sich einen humanen Anstrich zu geben sucht.

Der Polizeistaat will nicht sehen, welch eine gewaltige Umwälzung hereinzubrechen droht; er sucht sich zu helfen, indem er Schweigen auferlegt und wer ein ungenehmes Wort davon verlauten läßt, für den hat man alsbald das nagelneue Ketzerwort Communist in Bereitschaft und er ist gerichtet.

Ein anderer Einwand, der das Recht auf Arbeit und die entsprechende Pflicht des Staates in Frage stellt, stützt sich auf die tieferen Grundlagen des Lebens.

Der Staat kann nur die Gewähr für die Möglichkeit der freiesten Entfaltung feststellen und schirmen, die Verwirklichung aber muß jedem Einzelnen vorbehalten bleiben, Jeder muß selber seines Glückes Schmied sein. Aber man kann nur schmieden, wo Eisen ist, ein bloßes leeres Geschehenlassen erscheint als illusorische Freiheit.

Hier zeigt sich wieder die schwierige Aufgabe, die Freiheit des Einzelnen in der gesammten und durch dieselbe zu erhalten, eine weltliche Vorsehung zu gründen, die der göttlichen nachstrebend, eben so viel Freiheit als Nothwendigkeit in sich schließt.

Das aber läßt sich wohl als Ergebniß des eben Angeführten entnehmen, daß der consequente Communismus bloß eine Umkehr der jetzigen Zustände ist und

der innersten Menschennatur widerspricht, deren Wesen die Freiheit und Selbstständigkeit ist.

Der früher festgehaltene Dualismus von Arbeit und Genuß — wodurch dieser letztere als ein jenseitiges betrachtet und die Arbeit als das schlechte Diesseits entweiht und aller inwohnende Geist ihr entzogen wurde — ist selbst von communistischer Seite überwunden, und weil der Lohn als Vermittelndes zu jenem Dualismus führte, und in der Bestimmung des Lohnes sich die Zerwürfnisse des Arbeitslebens aufthun, soll es gar keinen Einzellohn mehr geben, sondern Alles Gemeingut werden. Weil der Egoismus die Menschheit spaltete, soll alles einzelne Leben sich in das gemeinsame auflösen.

Weil die Individuen sich so sehr vereinzelten, soll jetzt alles Individuelle aufgehoben werden. Weil der Einzelne sich nicht selber helfen konnte, soll jetzt die ganze Gestaltung seines Daseins nicht mehr von ihm, sondern von der Gesellschaft ausgehen; diese soll nicht mehr bloß gewähren lassen, sondern auch Alles vorbereiten, anordnen und schaffen; weil die Maschinen dem Einzelleben Unheil gebracht haben, soll jetzt die Menschheit eine Maschine werden.

Der moderne Staat löste den auf Ständewesen und Zunftgliederungen gegründeten auf und diese sind — trotz vielfacher Restaurationsversuche — noch in der Auflösung begriffen. Freie Concurrenz nach allen Seiten, gleiche Berechtigung Aller und daraus folgende allseitige Freiheit des Individuums, ist Prinzip des neuen Staats- und Gesellschaftslebens.

Im heutigen Staate nun wie er ist, hat nichts eine Gliederung und innere Verbindung außer den Herren Beamten und Offizieren. Sie bilden auch den Einband und die Klammern, um die lose aus einander fallenden Blätter zusammenzuhalten. Das Bürgerthum, als Träger der neuen Geschichte — von einem vierten Stande zu reden erscheint als willkürliche Anomalie — das Bürgerthum zerfällt wesentlich atomistisch in Individuen. Ruht auch der Begüterte auf der breiten Grundlage seines Besitzes, so ist er doch nicht minder isolirt als der von seiner Hände Arbeit Lebende oder dabei Darbende, wenn er dies auch nicht so unmittelbar schwer empfindet.

Das neue Leben ringt daher nach neuen Formen, in denen es gilt, die Eroberungen der Neuzeit, die freie Concurrenz, das freie Individuum zu wahren und dabei eine Gemeinsamkeit herzustellen, in der jene geregelt und dieses in organische Verbindung mit anderen gebracht wird.

Der letzte Zweck des staatlichen Gemeinlebens ist das freie Individuum, dieses soll und muß erhalten werden bei der organischen Verbindung der Einzelnen.

Das freie Vereinsleben erscheint daher als nothwendig, das allerdings zunächst Denen zu statten kommt und kommen soll, die ihre Arbeitskraft zu vereinen haben, das aber auch in seinen weiteren Folgerungen die gesammte Gesellschaft zu einem neuen lebendigen in allen seinen Theilen sich hebenden und tragenden Organismus verbinden wird.

Es hieße aber, die Aufgabe über's Knie brechen,

wenn man einerseits — in die alte Bureaukratie zurückfallend — die freie Concurrenz an die Allmacht des Staates ausliefern, sich vor der Freiheit unter den Schutz der Polizei begeben wollte, oder wenn man andererseits communistisch den Stiel umkehrte und das freie Individuum in eine Kasernenwirthschaft einzusperren trachtete.

Die neue Zeit hat hier schwere Fragen und Aufgaben vorgelegt, würdig, daß sich die Besten an deren Lösung versuchen.

Die Volksschrift darf — meiner Ansicht nach — sich nicht verleiten lassen, sich hier auf das weite Meer der Hypothesen hinauszuwagen; das muß der Wissenschaft überlassen bleiben. Man nimmt zu Entdeckungsreisen nicht die ganze Nation an Bord.

Die Volksschrift muß sich möglichst an sichere Errungenschaften halten.

Kein noch so abenteuerlicher Organisationsplan soll durch eine Gedankenpolizei zurückgehalten werden, denn nicht immer rettet sich der Erlöser aus dem verhängten allgemeinen Kindermorde. Nur soll nicht das lallende Kind schon Führer und Heiland sein wollen, es muß erst zum Manne reifen und erstarken.

Es giebt heut zu Tage Viele, die nicht schnell genug zu dem Ruhm gelangen können, Erfinder einer neuen Weltordnung zu sein, und was sie gestern gefunden, soll heute schon der ganzen Menschheit einziges Heil werden. In einer guten Wirthschaft verbraucht man aber nicht alsbald die neue Ernte, man füttert nicht neuen Hafer, der nur den Bauch auftrommelt und nicht sättigt —

man hält für Nahrung und Aussaat einen guten Vorrath.

Die Vorrathskammern des Geistes sind so voll gespeichert, es erstickt so viel gesunde Frucht, daß wir wohl zu thun haben, das Alte zu verbrauchen.

Neben vielem Andern hat daher die Volksschrift den Beruf und die Aufgabe, der freien Vereinigung der Menschen zu gegenseitiger Aushülfe und gemeinsamer Förderung ihrer Interessen vorzuarbeiten, die Gemüther zur Benutzung des Vorhandenen anzuregen und Wege zu Neuem zu bezeichnen und anzubahnen. Schon haben einzelne wenn auch unscheinbare Veranstaltungen genannter Art im Volke Platz gegriffen, es gilt nun, der Zerfahrenheit und Rathlosigkeit immer mächtiger entgegenzuarbeiten, vielleicht daß dann auch der Polizeistaat eine Rettung anerkennen und gewähren lassen wird, die nicht aus ihm gekommen ist.

Ein frommer Wunsch.

Ich will mit einem freudigen Aufblick schließen.

Hebel wollte in seinem letzten Willen die Bestimmung festsetzen, daß aus einer Stiftung von seiner Hinterlassenschaft: den Greisen zu Hausen (seinem Geburtsorte) jeden Sonntag ein Schoppen Wein verabreicht, den armen Schulkindern aber die nöthigen Bücher angeschafft werden sollten.

Diese letztwillige Verfügung blieb leider unausgeführt, ihre beiden Bestimmungen zeigen aber Hebel's vorherrschende Bestrebung. Nicht ausschließlich der Noth, sondern weit mehr der Lebensfreude zugewendet; die

Alten sollten Wein zu trinken bekommen und fröhlich und guter Dinge sein.

Ich habe in diesen Blättern bereits mehrfach Stellen aus der Bibel angeführt, weil diese in frischer Anschaulichkeit oft ausgebreitete Ergebnisse des Denkens und Fühlens zusammenfaßt. Auch hier paßt wieder eine Bibelstelle. In den Sprüchen Salomo's Cap. 31, V. 4—10 heißt es: „O nicht den Königen, gieb den Königen nicht Wein zu trinken, noch den Fürsten starkes Getränk. Sie möchten trinken und der Rechte vergessen, und verändern die Sache irgend der elenden Leute. Gebt starkes Getränk denen, die umkommen sollen, und den Wein den betrübten Seelen. Daß sie trinken und ihres Elendes vergessen, und ihres Unglücks nicht mehr gedenken. Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlassen sind. Thue deinen Mund auf und richte Recht, und räche den Elenden und Armen."

Nicht blos um sie ihres Elendes vergessen zu machen, soll den Armen und Verlassenen der Freudentrunk bereitet und gereicht werden, sondern auch damit sie inne werden der Herrlichkeit und der Segnungen des Daseins.

Der Noth und dem Mangel soll mit aller Macht gesteuert und es sollen neue Lebenseinrichtungen zu deren Verhinderung geschaffen werden. Um Mensch zu sein, um die Schönheit des Menschendaseins zu empfinden, genügt aber die knappe Befriedigung des bloßen Bedürfnisses nicht; das heischt einen gewissen Ueberfluß, eine Festtagsfreude, ein Huhn im Topf, wie jener wohlmeinende König sich ausdrückte, ein flatterndes Band am schützenden Kleid.

Wir müssen unablässig darauf dichten und denken, dem Volke, das mit des Lebens Last ringt, die Möglichkeit zu bereiten, aus dem reichen Quell des Lebens nicht nur seinen Durst zu stillen, sondern auch Freude zu trinken.

Der ewige Quell des Geistes ist noch unser, so sehr auch die modernen Unholde ihn umstehen; mit Muth und Liebe können wir vordringen und manchen Labe- und Feuertrunk daraus schöpfen.

Vorerst ist es unsere Pflicht, dem Volke durch die Schrift, durch Poesie und Lehre Erhebung und Freude zukommen zu lassen. „Nicht den Königen, — nicht denen, die auf die Höhe des Lebens gestellt sind — gebt Wein den betrübten Seelen."

Wohl aber mögen wir hoffen, daß der Geist und die Hoheit des Daseins nicht mehr blos aus dunkeln Lettern auferstehe, sondern daß Schönheit und Freude einst wieder inmitten des Lebens wohne, daß Blumen die Fenster der niedersten Hütte umranken, aus denen in Freiheit und Wohlfahrt begnügte Menschen schauen.

Nachwort.

Gerade zu diesem Buche — mit dem vorerst meine gesammelten Schriften abschließen — hatte ich seit Jahren allerlei Ergänzungen niedergeschrieben, die meine Ansichten näher begründen und weiter ausführen sollten. Allein so sehr ich mich auch darauf freute, mancherlei einseitigen Urtheilen gegenüber bestimmtere Gesichtspunkte in principieller Erörterung aufzustellen, überzeugte ich mich doch bald bei einem Gesammtüberblick des Buches, daß es ein durchaus anderes werden müßte, wenn ich die Ergebnisse der zwölf Jahre seit dessen erstem Erscheinen hinein verarbeiten wollte. Das Mißverhältniß, allgemeine Regeln und Grundsätze an eine bestimmte literarische Persönlichkeit anzuschließen, wäre dadurch noch schärfer hervorgetreten, ich hätte denn das Zurückführen auf Hebel ganz und gar aufgeben müssen.

Ich habe dieses Buch bald nach Beginn meiner literarischen Thätigkeit aus dem Volke und für das Volk geschrieben. Ich habe hier berührte Productionsweisen seitdem selbst auszuführen gesucht, so daß eine

neue theoretische Begründung leicht mißdeutet werden könnte. Andererseits wäre ich bei einer solchen Erneuerung gezwungen gewesen, über Zeitgenossen zu sprechen. Allein, beistimmend oder tadelnd, wäre ich damit in eine polemische Richtung gerathen. Und diese zu vermeiden ist mein Bestreben. Ich möchte ruhig meinen Weg gehen und von Gegnern mich weder beirren lassen, noch sie zu bekehren versuchen.

Es erschien mir sonach am angemessensten, die Gestalt dieses Buches unverändert zu lassen. Ich habe mit demselben nicht nur meiner Berufspflicht, sondern auch wesentlich meiner Bürgerpflicht zu genügen gesucht: in Fragen meiner Zeit und meines Vaterlandes mein Votum abzugeben.

Die Stimmung um die Mitte der vierziger Jahre, wo wir Alle, denen die reine Schönheit des Lebens und der Kunst, die menschliche und vaterländische Freiheit am Herzen liegt, mit heißer Erwartung der Zukunft entgegensahen, geht auch durch dieses Buch.

Wir haben seitdem viel verloren, aber auch Manches erreicht. Mag man es immerhin Optimismus schelten, ich halte fest an der Ueberzeugung, daß die Menschheit und das Vaterland der Freiheit, und die reine Kunst ihrer gesunden Weiterbildung entgegen geht.

So gering auch die Stellung jedes Einzelnen sei, er kann zu dieser hohen Aufgabe mitwirken.

So habe ich denn hiemit meine bisherige literarische Thätigkeit zusammen gestellt. Wer sie unbefangen überschaut, wird finden, daß mich überall dieselben

künstlerischen und ethischen Principien geleitet. Auf welchem Gebiete ich mich nun auch ferner versuchen sollte, ich hoffe ihnen treu zu bleiben.

Dresden, 24. November 1858.

Berthold Auerbach.

